



IV. 1974

TROISDORFER JAHRESHEFTE

# Inhalt

- Winfried Hellmund  
3 DER SONNENTAU, EINE FLEISCHFRESSENDE PFLANZE AUF HEIMISCHEM MOORBODEN
- Volker Alexi  
11 ERZLAGERSTÄTTEN UND BERGBAU IM RAUM ALTENRATH
- Wilhelm Neußer  
21 DE POLLEVERKAAR
- Albert Schulte  
25 DIE TELEGRAPHENSTATION AM RAVENSBERG
- Helmut Schulte  
47 DIE TROISDORFER MADONNA
- Heinrich Brodeßer  
54 BEMERKENSWERTER SIEGBURGER TRICHTERHALSKRUG IN TROISDORF-ESCHMAR
- Helmut Schulte  
57 THEATER IN TROISDORF
- Heinz Müller  
77 KUNST UND KÜNSTLER IN TROISDORF – MARTIN FREY
- Heinrich Brodeßer  
79 MÜLLEKOVEN IM SPIEGEL SEINER STRASSENAMEN
- Albert Schulte  
107 DER MÜHLENGRABEN ZWISCHEN FRIEDRICH-WILHELMS-HÜTTE UND BERGHEIM

Die TROISDORFER JAHRESHEFTE erscheinen jährlich im Herbst. Manuskripte müssen bis zum 1. Juli vorliegen.

## **Mitarbeiter dieses Heftes und ihre Anschriften**

Volker Alexi, 5210 Troisdorf-Altenrath, Im Schengbüschel 10; Heinrich Brodeßer, 5210 Troisdorf-Bergheim, Arndtstraße 39; Winfried Hellmund, 5210 Troisdorf, Von-Loe-Straße 31; Dr. Wilhelm Neußer, 5210 Troisdorf, Maienstraße 13; Dr. Albert Schulte, 5300 Bonn-Bad Godesberg, Heerstraße 88; Helmut Schulte, 5210 Troisdorf, Taubengasse 100.

## **Bildnachweis**

1–22 Winfried Hellmund; 23–27 Volker Alexi; 28, 29, 36, 38, 44 aus: Telegraphenstation Köln-Flittard, Köln, 1973; 31–33, 37, 41 Amt des Konservators der Stadt Köln; 35, 49, 79 Kölnisches Stadtmuseum; 39 HStAD (Stadtarchiv Porz); 42, 80, 83–85 Archiv der Gemeinde Sieglar; 30, 34, 40, 43, 45, 47, 50–56, 57 p, 58 a, 58 c–67 b, 76, 78, 82, Titelvorder- und -rückseite Helmut Schulte; 46 Institut royal du patrimoine artistique, Brüssel; 48 Landeskonservator Rheinland Bonn; 57 a–o, 57 q, 58 b Paul Pick; 68, 69 Heinz Müller; 70 Werner Rook; 71–75, 77, 81 HStAD.

**Titelseite:** Blick von der Eschmarer Mühle über den Mühlengraben zur Sieglarer Kirche

**Titelrückseite:** Pfarrkirche St. Adelheid, Müllekoven

## **Redaktion**

Arbeitskreis Troisdorfer Jahreshefte

## **Grafische Gestaltung und Layout**

Helmut Schulte

## **Klischees**

Julius Fröbus GmbH., Köln

## **Druck und Gesamtherstellung**

Max Jarschel & Sohn, Troisdorf, Nordstraße 14–18

Oktober 1974

# TROISDORFER JAHRESHEFTE

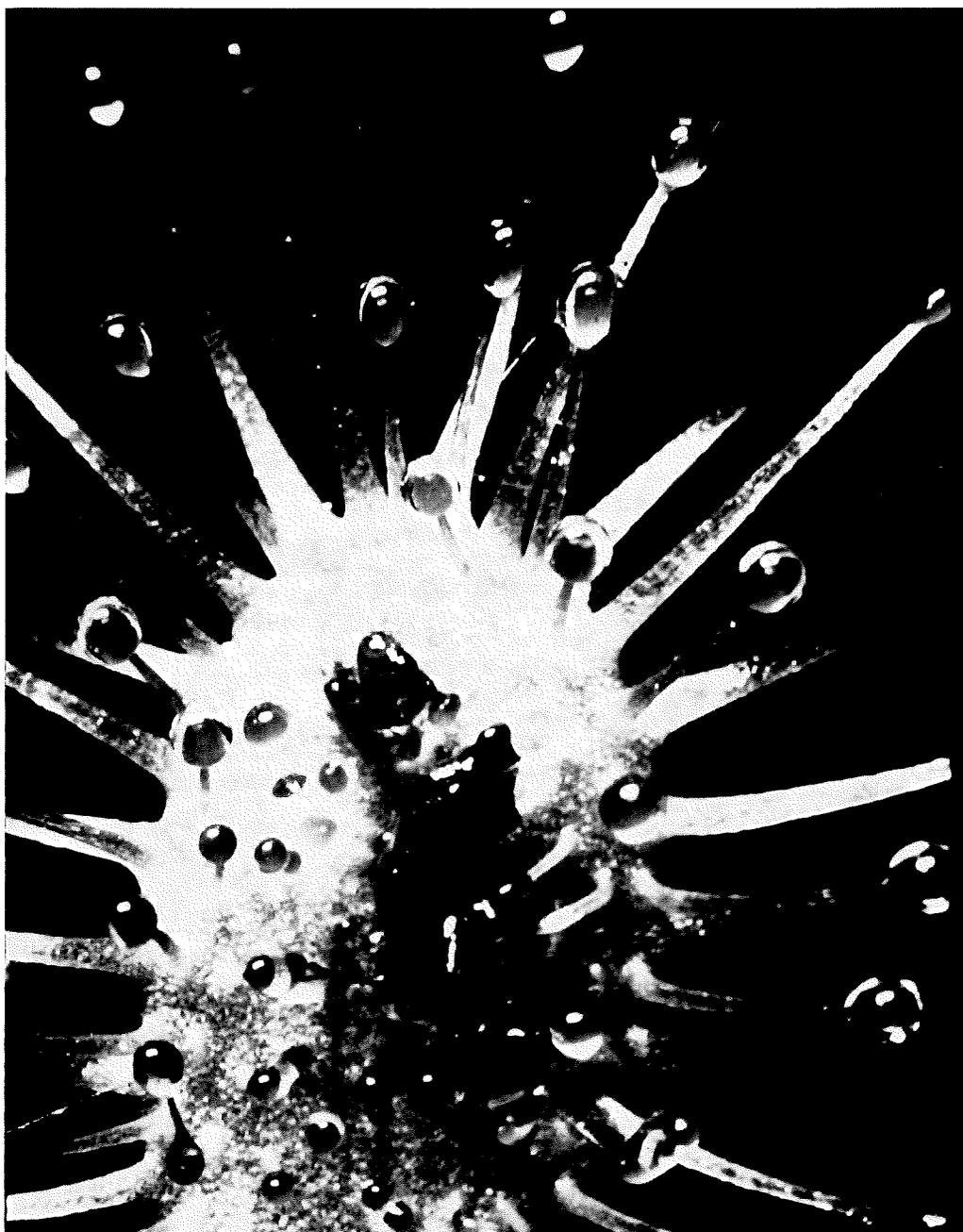
herausgegeben von der Stadt Troisdorf

Jahrgang IV 1974



# Der Sonnentau eine fleischfressende Pflanze auf heimischem Moorboden

Von Winfried Hellmund



Fleischfressende Organismen sind uns nur unter Tieren selbstverständlich, bei Pflanzen rufen sie leicht die Vorstellung von Geheimnisvollem, Unheimlichem, gar Grausamem hervor.

Bei näherer Betrachtung entpuppt sich jedoch die sog. Carnivorie („Fleischfressen“) als lebenserhaltende Errungenschaft einer Pflanze, die in eine ökologische Nische, d. h. in einen konkurrentenfreien Lebensraum, getreten ist.

So eroberten unsere heimischen Carnivoren, die Sonnentauarten *Drosera rotundifolia* und *D. intermedia*, die Torfmoossümpfe und Hochmoore. Deren Böden aber sind infolge der vorhandenen Torfmoose reich an Huminsäure und, weil diese im Verein mit dem Sauerstoffabschluß durch verfilzende Torfmoosäste das Verwesen abgestorbener Pflanzen verhindert, arm an Stickstoff. Deshalb deckt der Sonnentau seinen Stickstoffhaushalt nicht wie die meisten Pflanzen aus Bodensalzen, sondern auf unkonventionelle Art durch Insektenfang, er ist insektivor, wie man sagt.

Auf diesen Nahrungserwerb hin ist seine Blattspreite spezialisiert. Im Zentrum der Spreitenoberseite erheben sich kurze, an ihrem Rand längere haarartige Tentakel mit roten Drüsenköpfchen, die ein klebriges, leicht honigduftendes Sekret absondern (Abb. 16, 17). Da infolgedessen selbst bei hochstehender Sonne die Pflanze wie mit hunderten von Tautropfen bedeckt erscheint, wurde sie Sonnentau, wissenschaftlich *Drosera* (von dem griechischen Wort „*droseros*“: betaut) genannt. Kleinere Kerbtiere, die getäuscht den vermeintlichen Nektar anfliegen, verfangen sich auf den Leimruten und lösen durch ihre Befreiungsversuche eine Bewegungsreaktion der Tentakel aus (Abb. 2–7). Diese krümmen sich durch stärkeres Wachstum ihrer Unterseite (Schumacher) (1) oder durch Steigerung der Gewebespannung auf der Unterseite (Guttenberg) (3) nach innen auf das Beutetier und ersticken es in abgesonderten Verdauungssäften. Diese sauren pepsinhaltigen Fermente lösen die verdaulichen Eiweißbestandteile der Beute, so daß diese von den Tentakelköpfchen oder den Verdauungsdrüsen der Spreite aufgesaugt werden können (Abb. 8, 9). Ist dieser Prozeß abgelaufen, entkrümmen sich die Tentakel wieder und geben die unverdaulichen Chitinteile des Insekts frei.

Mit der Kamera konnte der Verfasser einzelne Phasen dieses Vorgangs beim Fang einer Mückenart verfolgen (Abb. 2–7). Die erste deutliche Reaktion mit dem Einkrümmen einiger Tentakel zeigt sich nach einer Stunde. Drei Stunden später haben sich die Randtentakel der halben Spreite auf den Hinterleib der Mücke gesenkt. Nach insgesamt 18 Stunden sind alle Tentakel

## 2–7

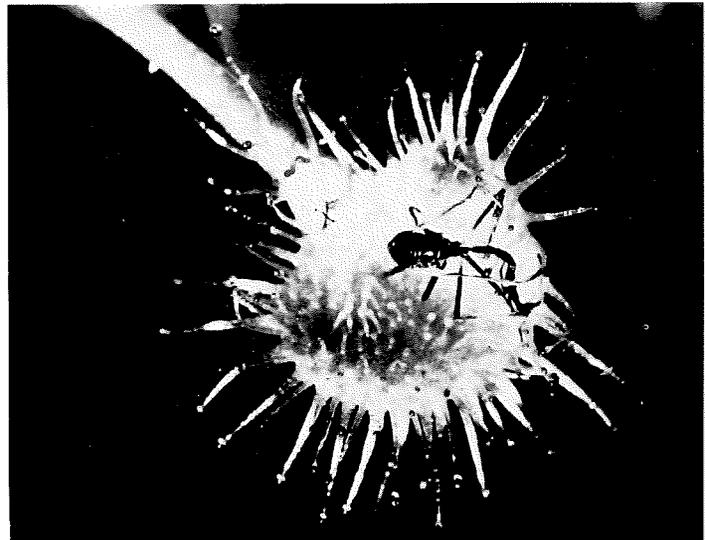
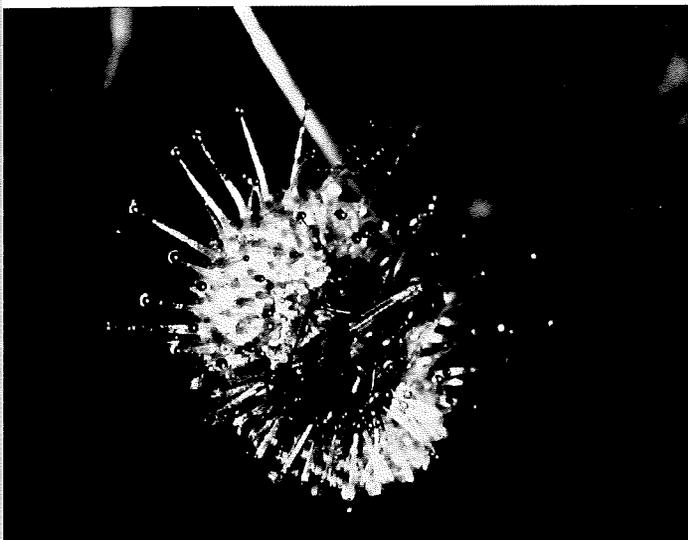
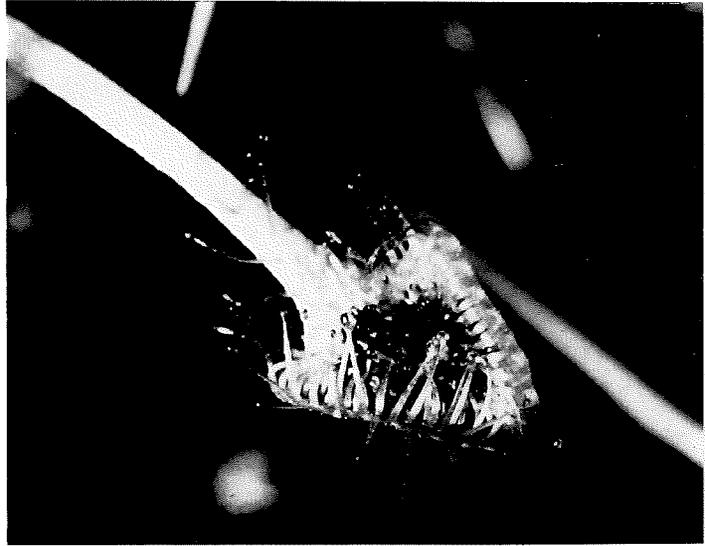
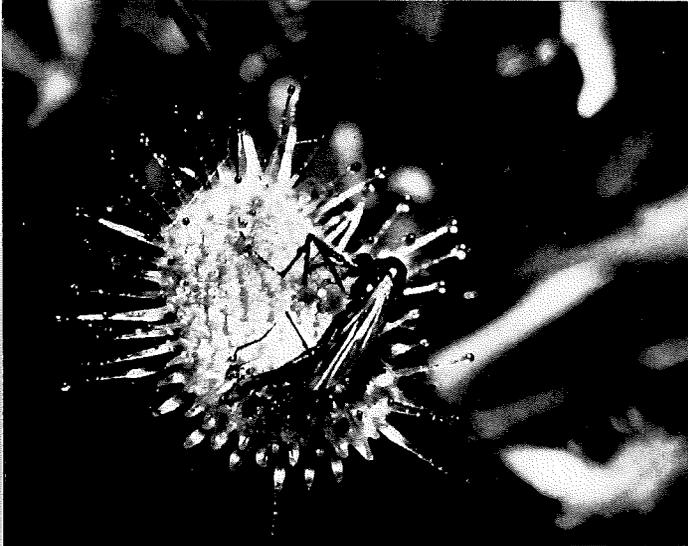
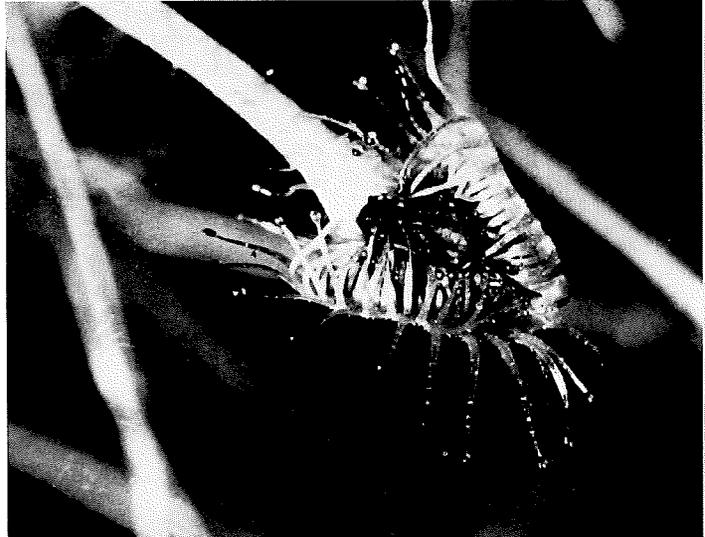
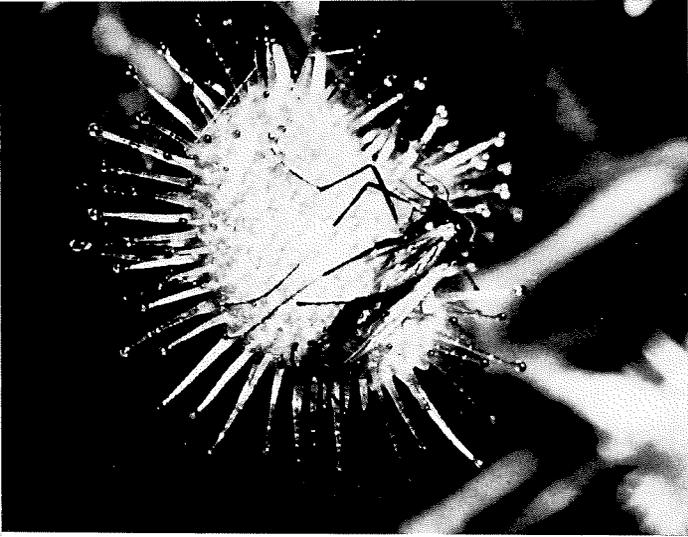
Tentakelbewegung eines Blattes von *Drosera rotundifolia* beim Fang einer Mücke: 2. Soeben ist die Mücke an den Leimtröpfchen hängengeblieben; 3. nach zwei Stunden, einige Tentakel haben reagiert; 4. nach vier Stunden, etwa die Hälfte der Tentakel ist einwärts gekrümmt; 5. nach 18 Stunden, auch die Spreite hat sich um die Beute gekrümmt; 6. nach 30 Stunden, die ersten Tentakel biegen sich wieder nach außen; 7. nach 49 Stunden, die Reste der Beute sind freigegeben (Abb. 4 und 5 in der Montage vertauscht).

einwärts gekrümmt, und sogar die Blattspreite ist schüsselartig um die Beute gebogen. Erst 12 Stunden darauf scheint der Verdauungsvorgang abgeschlossen; denn die ersten Tentakel biegen sich wieder nach außen. Schließlich haben die Tentakel ihre Ausgangsstellung wieder eingenommen und die Flügel und den ausgesaugten Insektenpanzer freigegeben. Seit dem Fang sind insgesamt 54 Stunden verstrichen.

Das relativ späte Einsetzen der Reaktion (nach einer Stunde) erklärt sich dadurch, daß beim Fang nicht die Randtentakel, sondern die kurzen Zentraltentakel berührt wurden. Es mußte also erst eine Reizleitung zum Spreitenrand erfolgen. Unmittelbare Berührung der Randtentakelköpfchen führt nach Schumacher (1) schon oft nach zehn Sekunden zum Einsetzen der Reaktion. Nach den Ergebnissen der Forschung wird die Tentakelbewegung durch einen Kitzelreiz, der von sogenannten Fühltüpfeln in den Außenzellen der Drüsenköpfchen wahrgenommen wird (Gutenbergs) (3), ausgelöst. Fühltüpfel stellen Plasmavorsprünge in den Außenwänden der Drüsenzellen dar (Abb. 8 a, b). Druckeinwirkung, wie sie etwa durch Regentropfen erfolgt, führt nicht zur Bewegungsauslösung (Schumacher) (1). Da andererseits auch chemische Reize besonders durch stickstoffhaltige Stoffe wahrgenommen und mit Bewegungsreaktionen beantwortet werden, ergibt sich auch von hier ein Hinweis darauf, daß die Insektivorie ihre Bedeutung in der Beseitigung des Stickstoffmangels hat und daß sie ursächlich mit dem Stickstoffmangel des Standortes in Beziehung steht. Nur die Fähigkeit zu dieser Art der Nahrungsaufnahme ermöglicht dem Sonnentau, den extremen Biotop Moor wahrzunehmen.

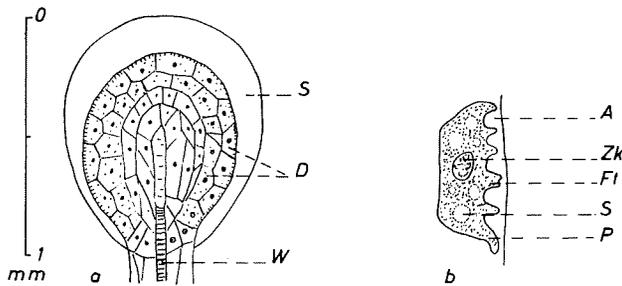
In den fünfziger Jahren waren dem Verfasser noch zahlreiche Standorte des Sonnentau in der Wahnerheide, besonders in ihren südlichen Randmooren bekannt; diese sind heute nicht mehr zugänglich. Unsere Abbildung 17 von 1958 zeigt eins dieser Hochmoore im Bereich zwischen Sallbachhügel und Oberjägerweiher (Abb. 16).

Zugänglich an den Wochenenden sind noch zwei Standorte östlich der Straße nach Altenrath (Abb. 16). Der eine ist das Westufer des verlandenden Kronenweihers, der schon von Rottland (5) als Standort beschrieben wird (Abb. 18). Im Gegensatz zu Rottland konnte der Verfasser 1973 dort im Torfmoos trotz eifriger Suche nur eine Art, nämlich den Rundblättrigen Sonnentau (*Drosera rotundifolia*) feststellen.



Die zweite, wohl schönste Fundstelle liegt in einem kleinen Hochmoor südlich des Fliegenberges unmittelbar am Waldrand und am Weg, der zum alten Steinbruchgebiet führt (Abb. 16, 19). Hier wachsen die beiden heimischen Arten, der Rundblättrige (Dr. rotundifolia) (Abb. 11, 13, 2 ff.) und der Mittlere Sonnentau (Dr. intermedia) (Abb. 10, 12, 1), nebeneinander.

Will man die merkwürdigen Pflanzen allerdings aus der Nähe betrachten, muß man, mit Gummistiefeln ausgerüstet, sich vorsichtig auf abgestorbenen Ästen und Bulnen über den Schwappmoorgürtel herantasten (Abb. 19).



8 a) Längsschnitt durch ein Drüsenköpfchen von *Dr. rotundifolia*; b) vergrößerte periphere Drüsenzelle (nach Fenner aus Gutenberg) A = Außenwand, D = Drüsenzelle, Ft = Fühltüpfel, P = Protoplasma, S = Sekret, W = Wasserleitungsbahn, Zk = Zellkern

Die Formen unterscheiden sich am auffälligsten in der Ausprägung ihrer Blattspreiten, die bei *rotundifolia* kreis-, bei *intermedia* keilförmig bis verkehrteiförmig sind. Während *rotundifolia* ihre Blätter, die in geringerer Anzahl (3–7) vorliegen, rosettig ausbreitet, stehen die sehr viel zahlreicheren (15–20) von *intermedia* schräg aufrecht. Schließlich erhebt sich der traubenförmige, oft aber auch rispige Blütenstand von *rotundifolia* mit seinen nur nach einer Seite gewandten Blüten 10 bis 15 Zentimeter weit auf zarterem, meist etwas verbogenem Stengel über die Blattspreite hinaus, dagegen überragt bei *intermedia* die gerade, kräftigere Achse des traubenförmigen Blütenstandes die Blattspreiten nur um wenige Zentimeter (3–4 cm) (Abb. 10). Bei beiden Pflanzen verhält sich die noch nicht erblühte Spitze des Blütenstandes positiv geotrop, d. h. sie krümmt sich in Richtung der Erdanziehung (Abb. 10).

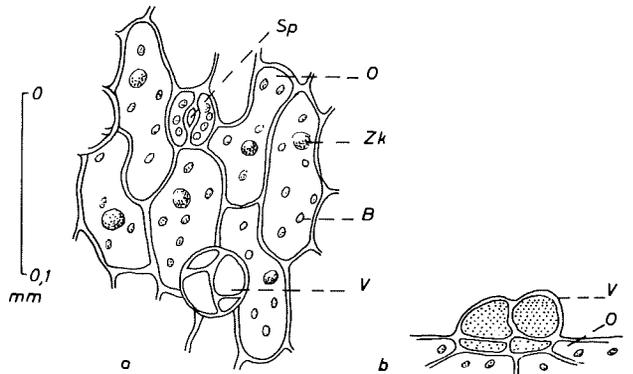
Die Blütezeit fällt in die Monate Juli und August. Obwohl mir dies bekannt war, hatte ich bis zum Vorjahr trotz häufiger Besuche in dem fraglichen Zeitraum noch keine geöffnete Blüte zu Gesicht bekommen. Auch aus der einschlägigen Literatur war mir keine Abbildung der Blüte bekannt. Woran lag das? Intensive Beobachtung brachte des Rätsels Lösung. Die Pflanze folgt offenbar einer inneren „Uhr“, die freilich nur bei hellem, warmem Wetter anläuft. Am Vormittag 10.30 Uhr beginnt dann jeweils nur eine

Blüte pro Blütenstand sich zu entfalten. Nach etwa einer Stunde ist der Öffnungsvorgang abgeschlossen. Aber nur  $2\frac{1}{4}$  Stunden wird das Blüteninnere zur Bestäubung dargeboten. Eine Viertelstunde später gegen 14 Uhr haben Blumenkron- und Kelchblätter die Blüte für dauernd verschlossen. Bei günstiger Witterung öffnet sich am folgenden Tage die nächsthöher stehende Blütenknospe in der gleichen Abfolge.

Wer also Sonnentau blühen sehen will, muß auf sein pünktliches Mittagmahl verzichten und darf den weiten Anmarschweg in der Mittagsglut sowie die Plagegeister, Mücken und Bremsen, nicht scheuen. Freilich darf er sich auch nicht von der Unscheinbarkeit der winzigen, nur 8 mm breiten Blüte enttäuschen lassen (Abb. 10).

Die fünfzähligen Blütenteile sind strahlensymmetrisch auf drei Kreisen alternierend angeordnet, d. h. in der Lücke der schmalelliptischen, grünen Kelchblätter stehen die breiten, weißen Kronblätter, zwischen denen sich die fünf kurzgestielten, gelben Staubbeutel aufrichten (Abb. 14, 20).

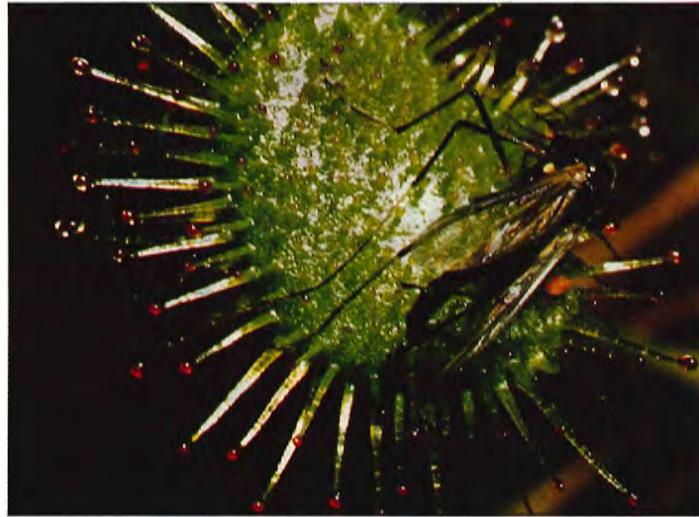
Merkwürdig allein ist der Bau der weiblichen Blütenteile. Der aus drei Fruchtblättern zu einer einfächerigen Kapsel verwachsene oberständige Fruchtknoten trägt nämlich ein an ein weißes, zartes Krönchen erinnerndes Narbengeäst: Drei kurze Griffel sitzen in stumpfen Winkeln zueinander auf der Fruchtknoten- kuppe und wenden sich nach außen, jeweils in zwei längere Narbenäste gespalten. Diese enden in zwei rosa angeflogenen Läppchen, die sich nach oben und innen krümmen. Vielleicht sichert dieses aufwendige



9 a) Stark vergrößerter Ausschnitt der Blattoberseite von *Dr. rotundifolia*; b) vergrößerte Verdauungsdrüse seitlich, B = Blattgrünkorn, O = Oberhautzelle, Sp = Spaltöffnung, V = Verdauungsdrüse, Zk = Zellkern (Zeichnung: W. Hellmund nach mikroskopischen Beobachtungen)

#### 10–15 (rechts)

Blühende Pflanzen des Mittleren Sonnentau (*Dr. intermedia*) vom Moor am Fliegenberg. Rundblättriger Sonnentau (*Dr. rotundifolia*) mit Torfmoos vom Kronenweiher. Blattspreite von *Dr. intermedia* mit Resten eines Insekts. Blattspreite von *Dr. rotundifolia* mit eben gefangener Mückenart. Blüte vom Mittleren Sonnentau. Reife Frucht vom Mittleren Sonnentau.



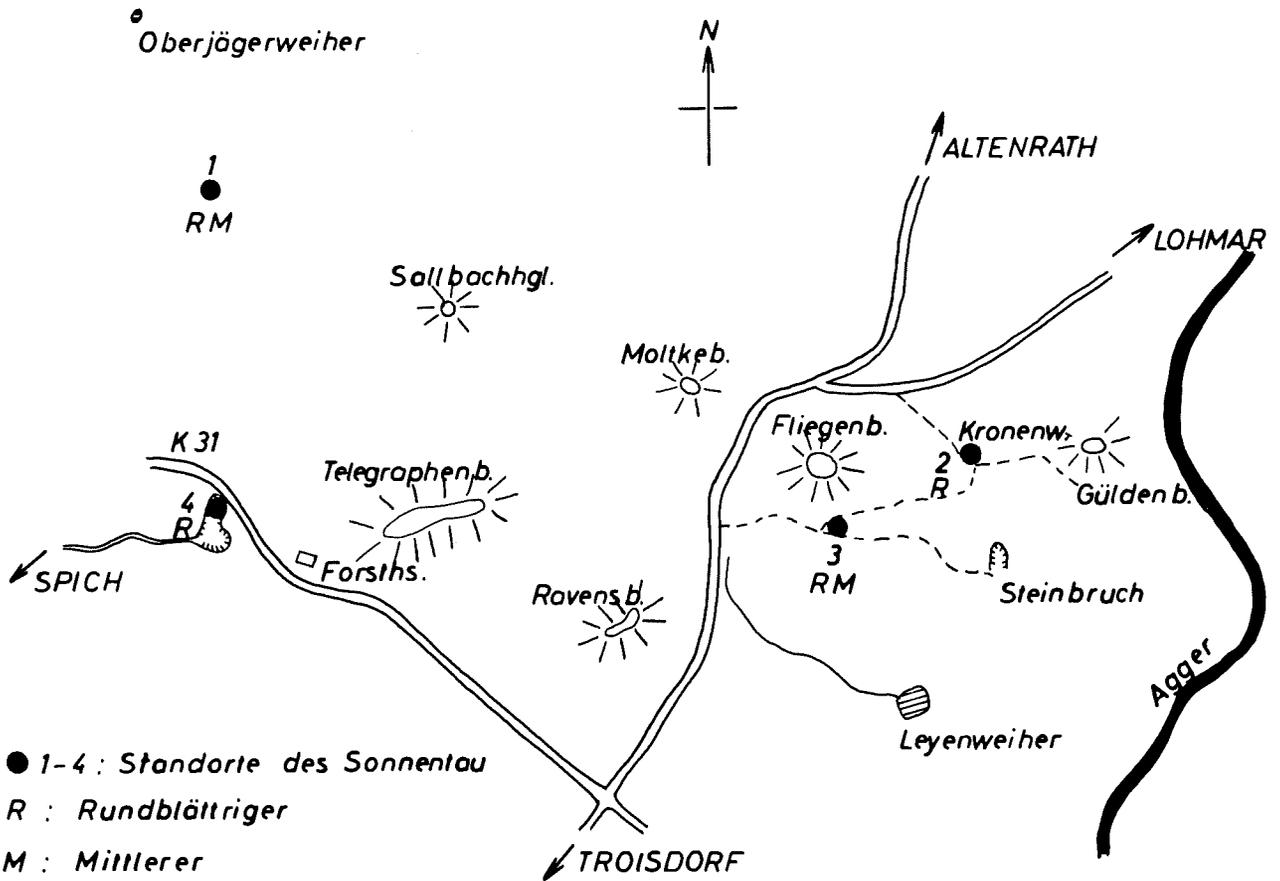
Gebilde in der kurzen Blühzeit die Bestäubung, die nach W. Nöldner (4) von kleinen Fliegen und Käfern vollzogen wird.

Nach der etwa zweistündigen Blühdauer schließen sich die Blumenkronblätter um die inneren Blüten- teile. Dabei kann es für den Fall, daß Fremdbestäu- bung durch Insekten ausgeblieben ist, nachträglich noch zur Selbstbestäubung kommen. Wie die Kelch- blätter fallen die Kronblätter nicht ab, auch wenn sie schließlich vertrocknen. Vielmehr verdrillen sie sich mit ihren Spitzen und umspannen die sich dehrende Fruchtkapsel als schmale Bänder (Abb. 21 a). Wenn die Frucht im September heranreift und sich in drei Klappen öffnet, um die zahlreichen kleinen runzeligen Samen freizugeben, dann überwölben die trockenen

Im Frühjahr, wenn auch die Aussicht auf Insekten- fang steigt, entfaltet sich das neue Blattstockwerk.

Durch fortwährende Neubestockung und durch Neu- bewurzelung der oberen Sproßteile entgeht die Pflanze auch in der Hauptwachstumsperiode dem Er- stickungstod durch das wuchernde Torfmoos, dem so manche Pflanze im Hochmoor zum Opfer fällt.\* Auch darin ist unser Sonnentau also seinem Biotop bestens angepaßt.

Ein letzter Standort von *Drosera rotundifolia* wurde mir durch meinen Schüler Hans-Jörg Gromoll aus Spich bekannt. Es handelt sich um eine verlassene Tongrube unmittelbar an der Kreisstraße 31 und am Parkplatz Spicher Broich westlich des Forsthauses Telegraph (Abb. 16).



● 1-4 : Standorte des Sonnentau  
R : Rundblättriger  
M : Mittlerer

Kronblätter noch immer die Kapsel wie ein kleiner Baldachin (Abb. 15, 21). Sie entschädigen sich also gewissermaßen für die kurze Blühdauer. Aus den Samen gehen im April winzige Keimpflanzen von 3 mm Länge hervor.

Zwar wird durch die Samen für Nachkommen reichlich gesorgt, doch dauert auch die Mutterpflanze den Winter über aus. Allerdings sterben die oberirdischen Teile bis auf den Vegetationspunkt, an dem sich die Anlagen eines neuen Blattstockwerks ausprägen, ab.

16 Standorte der Sonnentauarten am Südrand der Wahnerheide (Zeichnung: W. Hellmund)

Die Grubensohle ist zwar ein atypischer Standort, der uns aber das interessante Erscheinungsbild einer Neubesiedlung und der Frühphase einer Hochmoor- bildung zeigt (Abb. 22).

\* Die unteren absterbenden Torfmoosteile verfilzen und vertorfen nämlich und schließen den Boden dadurch gegen Luftzufuhr ab. Pflanzenwurzeln in diesem Bereich gehen daher an Sauerstoffmangel zugrunde (Garms) (2).



17

Hochmoor zwischen Sallbachhügel und Oberjägerweiher, 1958

18

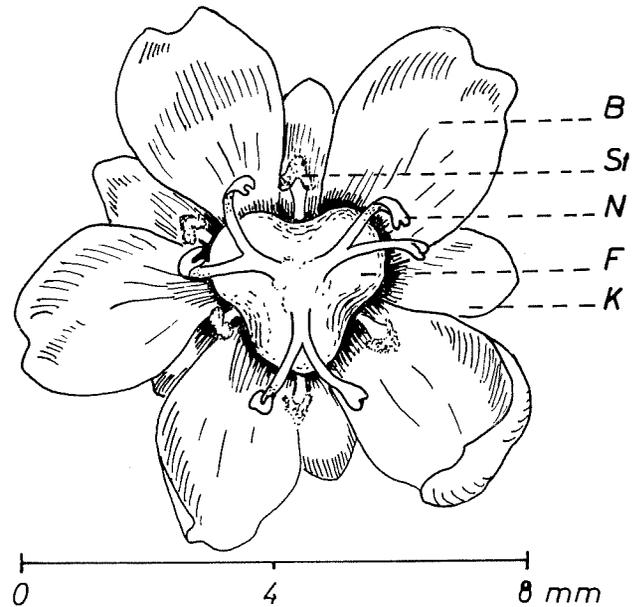
Torfmoosumpf am Kronenweiher

19

Hochmoor südlich des Fliegenbergs

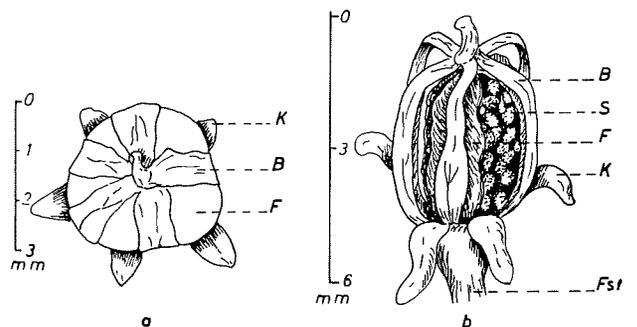
20

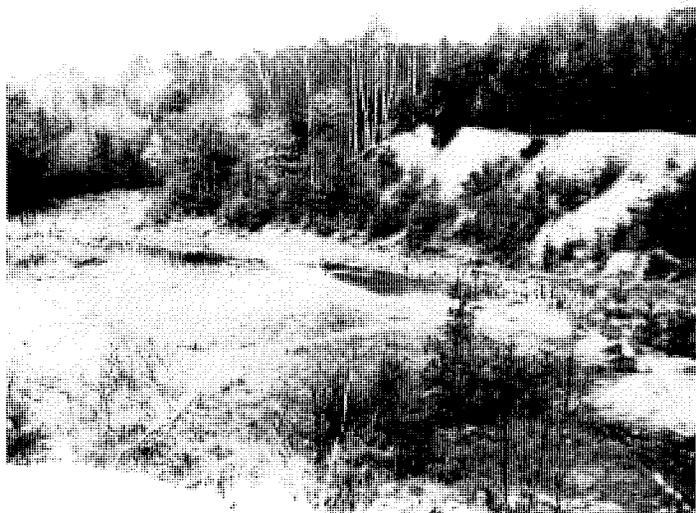
Blüte des Mittleren Sonnentau in der Aufsicht.  
 B = Blumenkronblatt, F = Fruchtknoten, K = Kelchblatt,  
 N = Narbe, St = Staubblatt. (Zeichnung: W. Hellmund)



21

Frucht des Mittleren Sonnentau: a) unreife Frucht von oben; b) reife Frucht seitlich, B = Blumenkronblatt, F = Fruchtblatt, Fst = Fruchts蒂el, K = Kelchblatt, S = Same (Zeichnung: W. Hellmund)





22

Ehemalige Tongrube am Spicher Broich

In flachen Mulden des undurchlässigen, zunächst humusfreien Bodens hat sich das Regenwasser in mehreren Tümpeln gesammelt. Das kalkarme versauerte Wasser (pH-Wert  $\leq 4,8$ ) hat zur Ansiedlung einiger typischer Pflanzen geführt. An den nicht dauernd benetzten Stellen haben Binsen Fuß gefaßt, denen einige echte Gräser gefolgt sind. In geringer Wassertiefe wurzelt Rohrkolben, im Wasser selbst schweben Fadenalgen, und an den Randbezirken hat sich neben anderen säureliebenden Moosen das regenwasserspeichernde Torfmoos (*Sphagnum*), die Hauptpflanze der Hochmoore, angesiedelt. Vermutlich durch Samenverschleppung aus dem nördlich

gelegenen Heidegebiet gesellte sich auch der Rundblättrige Sonnentau vermöge seiner Anpassung an solche Gegebenheiten zu den Erstbesiedlern. Er findet sich in den Moospolstern an den schon stärker verlandeten kleinen Randtümpeln der Nordostseite.

#### Literaturverzeichnis

Fitting, H., Schumacher, W., Harder, R., Firbas, Fr.: „Lehrbuch der Botanik für Hochschulen“, 25. Aufl., Piscator-Verlag, Stuttgart 1951.

Garms, H.: „Biologisches Unterrichtswerk, Pflanzenkunde 2“, Westermann Verlag, Braunschweig 1964.

Guttenberg, H. v.: „Lehrbuch der allgemeinen Botanik“, Akademie Verlag, Berlin 1963.

Nöldner, W.: „Aus Wald und Flur, Pflanzen unserer Heimat“, Herausgeber Cigaretten-Bilderdienst, Hamburg-Bahrenfeld 1937.

Rottland, P.: „Eine botanische Wanderung durch die Fluren und Auen der Heimat“, in W. Hamacher. „Troisdorf im Spiegel der Zeit“, Verlag F. Schmitt, Siegburg 1950.

Rytz, W.: „Moorpflanzen“, Verlag Hallweg, Bern 1970.

Schmeil, O. und Fitschen, J.: „Flora von Deutschland“, Quelle & Meyer, Heidelberg 1949.

Strugger, S.: „Biologie I (Botanik)“, Fischer Bücherei KG, Frankfurt a. M. 1962.

Für den Hinweis auf einen neuen Standort von *Drosera rotundifolia* danke ich meinem Schüler Hans-Jörg Gromoll aus Spich.

# Erzlagerstätten und Bergbau im Raum Altenrath

Von Volker Alexi

## Grube Versöhnung

### Lagebeschreibung

Fährt man von Troisdorf über die sog. Panzerstraße in Richtung Altenrath und läßt da, wo hinter einer Kurve der Weg ins Dorf führt, die Ortschaft liegen, so muß einem wenig weiter rechts neben der Straße ein Gebüsch auffallen. Ein schmaler Feldweg führt an ihm vorbei in Richtung der Altenrath Kirche, von der man, obwohl nur etwa 250 m entfernt, gerade die Spitze des Turms erkennen kann, da diese in einer Senke liegt. Die Lage des Gebüsches mit etwa 45 x 60 m rechteckiger Größe und mittelhohem Birken- und Krüppelleichenbewuchs, neben der Straße von Wiesen und Feldern eingerahmt, läßt nichts ahnen. Der Eingeweihte weiß jedoch, daß mehr oder weniger große Busch- oder Waldflächen inmitten von sonst nur landwirtschaftlicher Nutzfläche oft genug, weil die Bauern sie aus irgendwelchen Gründen nicht nutzbar machten, Geheimnisse bergen. Der Grund liegt hier in einem etwa 2–3 m hoch liegenden Plateau, dessen Substanz, ein Schutt aus Grauwacke- und Quarzzerkleinertem, bei Betreten unschwer zu erkennen, von allen Seiten angegraben und abgebaut scheint. Wenn man sich die Mühe macht oder aus Interesse gar nicht anders kann, als in den Steinen zu wühlen, so werden nicht selten solche mit bleigrauem oder grünlich-goldgelbem Glanz sichtbar, die der Geologe als Bleiglanz (Bleierz) und im zweiten Falle als Kupferkies (Kupfererz) bezeichnet. Dieses erzhaltige Gestein, von dem besonders schöne Exemplare sicher jeden Steinsammler erfreuen werden, läßt im Zusammenhang mit dem aufgeschütteten „Plateau“, das man nun als Halde erkennt, auf bergbauliche Tätigkeit schließen. Zwei Trichter deuten Schächte an und sind durch Nachrutschen des Füllgesteins entstanden. Der, der sich mit dem Gesehenen nicht zufrieden gibt, wird, durch eine Fülle von Fragen gedrängt, weiterforschen.

Die weitere Umgebung heideeinwärts oder über den Friedhof hinaus die Hänge des Kirchsiefens nach etwaigen Stollen abzusuchen, erweist sich nur in einem Falle als erfolgreich. Abseits des Pfades vom Bergwerk zur Kirche in östlicher Richtung befindet

sich näher am Wege Rübkamp oberhalb der Turnhalle ein kleiner, quadratischer, grasbewachsener Hügel, oben abgeflacht. Bei näherer Betrachtung lassen sich scharfe Abgrenzungen erkennen, die sein Maß auf etwa 6 x 6 m festlegen. Die Beweisführung einer Zugehörigkeit zum Bergwerk kann zunächst nur durch vereinzelt erhaltiges Gestein geführt werden, wobei die Form und schon bewachsene Auffüllung mit Bauschutt in der Mitte unberücksichtigt bleiben müssen. Wo öffnet sich nun ein Blatt des Buches der Geschichte, an der die Gegend um Altenrath so reich ist, um die Fragen zu beantworten?

### Erzählungen und Aussagen

Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem die Bewohner der Gemeinde Altenrath ausgesiedelt waren, finden nur wenige der Alteingesessenen den Weg ins Dorf zurück. So reißt all das ab, was man unter einer kontinuierlichen Geschichtsentwicklung verstehen könnte. Straßen- und Flurbezeichnungen werden in Unkenntnis der alten Namen umbenannt, anders geschrieben oder fallen fort. Auch wenn die Ureinwohner und geschichtlich Interessierten vieles auskramten und zu erhalten versuchten, eine Überlieferung im üblichen Sinne fehlt. So ist zu erklären, daß Geschichten und Erzählungen aus alter Zeit, die gewöhnlich der Großvater dem Enkel oder der Vater dem Sohn erzählte, verloren gingen.

Während meiner Schulzeit galt das Bergwerksgelände, spärlicher bewachsen, als Platz des Abenteuers und war so gern besucht. In dem größeren der beiden Trichter war zu dieser Zeit noch ein Teil der Backsteinausmauerung des Schachtes sichtbar. Man tastete sich vorsichtig in die Mulde, stocherte mit einem Stocke im Untersten, ob es nicht nachgäbe und sich der Schacht in seiner Tiefe auftue. Vorsichtige warfen nur dicke Steine von oben, das gleiche zu erzielen. Damals ging auch die Geschichte um, wonach man hier einsteigen könne und in einem der damals noch offenen Stollen an der Agger herauskäme. Und es gab nicht wenige, die sich brüsteten, ihre älteren Freunde wären dort schon durchgestiegen.

Bei Ausschachtungsarbeiten zur alten Altenrather Schule Mitte des vorigen Jahrhunderts, die zwischen der heute als alten benannten und dem kürzlich getauften Radermacherweg stand, muß man die Leiche einer Frau gefunden haben, deren Äußeres unverändert war. Man erklärte das Grundwasser in Verbindung mit Erzlösungen für die Konservierung verantwortlich. Vielleicht war es nur ein luftdichter Abschluß, was dem Ranken der Geschichte ein Ende setzen könnte.

Beim Bacherhof, auf der anderen Sülzseite, wohnt der heute 93jährige Herr Heß. In Altenrath geboren, war er lange Zeit an der dortigen Kirche unter Pfarrer Richarz Küster. Der rüstige alte Herr berichtet, daß während seiner Jugend keinerlei bergbauliche Tätigkeit auf dem Bergwerke Versöhnung stattgefunden habe. Wohl habe ein Gebäude einem gewissen Anton Wielpütz als Schreinerei gedient, der dieses gemietet hatte. Er zahlte die Pacht an den im Ort ansässigen Bauern Wermelskirchen, der sie im Auftrag des Eigentümers, eines Herrn Zintgraff, einnahm. Jener Zintgraff sei Markscheider gewesen, sein Wohnsitz sei ihm unbekannt. Der ehemalige Lehrer Radermacher habe früher einmal die Schriftführung und Lohnbuchhaltung innegehabt.

Unweit der Grube stand in westlicher Richtung an der Straße ein Ziegelsteinhaus des Obersteigers, dessen Fundamente heute von Buschwerk überwuchert sind. Um die Jahrhundertwende habe auf dem Grubengelände außer besagter Schreinereiwerkstatt ein Schornstein und eine alte Dampfmaschine gestanden. Franz Ningelchen war der einzige, so berichtet Herr Heß weiter, den er von den Bergarbeitern überhaupt gekannt habe. Er habe die Pumpe bedient und in einem heute abgerissenen Fachwerkhaus bei der Bäckerei Schmitz gewohnt. Im Jahre 1915 seien die Grubengebäude mit vielen andern Häusern des westlich vom Dorf liegenden Siedlungsgebietes Sand und Schauenbergerhof vom Militär aufgekauft und abgerissen worden.

Nach dem beschriebenen Hügel nahe der Turnhalle, bei dem das Martinsfeuer abgebrannt wird, befragt, wußte Herr Heß nur zu berichten, das sei früher mit Buschwerk bestanden gewesen, er habe in der Nähe eine Wiese gehabt.

Der Hauptlehrer Schumacher erklärt, daß es sich hier sicher um einen Luftschacht gehandelt habe und daß er früher dort tollende Kinder auf die Gefährlichkeit des Spielplatzes aufmerksam gemacht habe.

## Karten und Dokumente

Aus der Blütezeit des Bergischen Bergbaues, die von Mitte des vorigen bis Anfang dieses Jahrhunderts dauerte, hat sich nur eine, die der AG des Altenbergs

zugehörige Grube Lüderich, behaupten können. Die wenigen vorliegenden geschichtlichen Dokumente erwiesen sich als umso ergiebiger. Es sind dies die Beschreibung des Bergreviers Deutz (1) und eine Karte der Bensberger Lagerstätten.

Das Bergbaumuseum Bochum und die Bücherei der Bergbauforschung in Essen sind reich an Geschichtsliteratur, die aber keine weiteren Aufschlüsse über die betreffende Grube geben. Mehr findet sich dagegen in den Grundbüchern der Stadt Siegburg (4) und beim Landesoberbergamt in Dortmund (2).

Die folgende Beschreibung zu den Verhältnissen der Grube Versöhnung ist eine verkürzte Wiedergabe der bei den genannten Stellen vorliegenden handschriftlichen Gerichtsbeschlüsse, Protokolle, Notizen und Eintragungen, gemischt mit eigenen Schlüssen und Erklärungen.

## Beschreibung der Vorgänge und Geschehnisse

Darüber, wie und wann man die Erzlagerstätten auf der Grube Versöhnung fand, liegt nichts vor. Vielleicht wurden sie im Rahmen einer anscheinend systematischen Suche nach Erzen im gesamten Bergischen Land zu Beginn einer sich noch spärlich abzeichnenden Industrialisierung entdeckt. Oder läßt sich auch hier die Geschichte des zufälligen Findens beim Ausschachten einer Baugrube, eines Brunnens oder beim Pflügen erzählen? Sicher scheint, daß die Lagerstätte vor 1850 entdeckt und von irgendjemandem, möglicherweise nur zum Nebenerwerb, was damals vorkam, ausgebeutet wurde. Daß dabei gar nicht einmal unfachmännisch verfahren wurde, geht aus einem Gerichtsprotokoll von 1872 hervor: „Die Lagerstätte Versöhnung ist schon früher betrieben worden, indem man bei der Wiederaufnahme 1853 einen alten Stollen sowie Schacht und Strecken vorfand.“ (2)

Wo war nun der erwähnte Stollen? Er ist heute nicht mehr auszumachen und wird sicher eine untergeordnete Bedeutung gehabt haben, da er in keiner weiteren späteren Beschreibung mehr auftaucht und bestimmt zur leichteren Förderung des Abgebauten gedient hätte.

Zu jener Zeit stiegen die Bergleute in Lederkleidung an Leitern (Fahrten) in die Tiefe des Schachtes. Das Geleucht war mit Fetten oder Talgen gefüllt. Die Förderung der Erze, des tauben Gesteins und die Wasserhaltung geschahen, wenn nicht über die Leiter, mittels eines Kübels, der an einem Seil hängend von einer durch Menschen- oder Pferdekraft bedienten Haspel (Förderwelle) hochgezogen wurde. Oben wusch, sortierte und zerkleinerte man das Gut (Aufbereitung). Leichter war der Abtransport im Stollen, der schwach steigend vorgetrieben wurde, so daß die

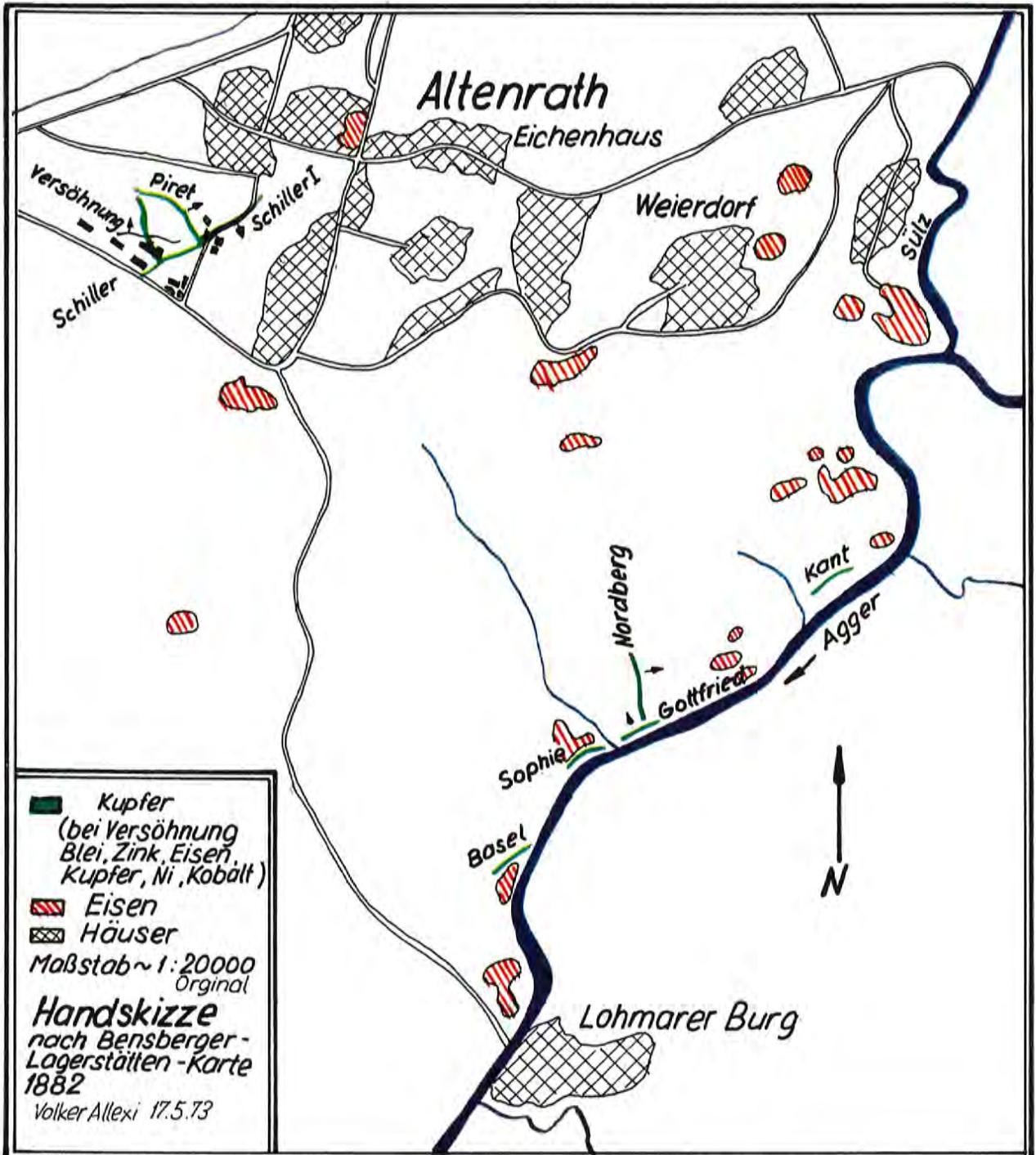
gefüllten Wagen, über Balken oder später Schienen laufend, wenig Schiebekraft erforderten und zugleich das Wasser von selbst abließ.

Die möglicherweise als Nebenerwerbsquelle dienende Grube Versöhnung wird sich dann beim bald notwendigen Vertiefen des Schachtes (Abteufen) und der dadurch schwierigeren Wasserhaltung und Förderung als für den, der sie betrieb, unwirtschaftlich erwiesen haben.

„Als man im Gedachten zur Aufwältigung der alten Pingen schritt“ – Einsturzkessel in alten Bergwerken – „und sich dabei herausstellte, daß die Alten bis zur zehnten Lachtersohle“ – ein Lachter etwa 2 m – „niedergegangen waren, teufte man“ – im Jahre 1853 – „einen neuen Schacht, 4 Lachter von dem

23

Erzlagerstätten im Raum Altenrath nach der Bensberger Lagerstättenkarte von 1882



bereits vorhandenen entfernt bis zur zehnten Lachtersohle ab und entdeckte im Verlaufe der weiteren Ausrichtungsarbeiten“ – Verfolgung des Erzganges – „auf Versöhnung einen sogen. Piret- und Schillergang.“ (2)

Das Königliche Bergamt Bonn machte eine Abschrift der 1854 ausgestellten Bergeigentums-Verleihungs-urkunde, die in Auszügen wie folgt lautet: „Im Namen des Königs erhält der Gewerker Friedrich Hermanni für sich und Genossen die im Landesherrlichen Freien liegende Lagerstätte von Blei-, Kupfererzen und Schwefelkiesen auf der Krämersheide bei Altenrath. Die unter dem in den Namen Versöhnung umgewandelte Glücksanfang wurde von den Genannten am 5. August 1853 gemutet,“ – etwa bergrechtlich in Besitz genommen, übernommen, abgesteckt. Man hatte die Bauwürdigkeit der Lagerstätte nachgewiesen. „Mitmutter sind: Theodor Kamper, Köln, Bartholomäus Haahn, daselbst, Wilhelm Wiesmann, Bonn und Friedrich Maria Piret, daselbst.“ (2) Ob mit „daselbst“ die Ortschaft Altenrath gemeint war, konnte aufgrund der vorliegenden Abschrift und Fehlens der Original-Urkunde nicht festgestellt werden.

Die gemutete Lagerstätte wird mit „80 Lachter Länge und 4 Maaßen je 28 Lachter Länge nebst der Vierung“ – Begriffe aus dem Markscheiderwesen – „mit Hangende und Liegende zur Ausbeutung aller Erze“ (2) angegeben. Das Hangende ist das über einer Lagerstätte hängende Gebirge (Gestein), als Liegendes bezeichnet man die untere Schicht. „Die Gewerker“ werden zur Einhaltung der Jülich-Bergischen Bergordnung von 1719 aufgefordert. Die Verleihungs-urkunde ist unterzeichnet vom Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten in Berlin.

Die Gewerker bauten gemeinsam das Grubenfeld ab. Die Ausbeute wird im Verhältnis der Anteile geteilt.

Das schon genannte Gerichtsprotokoll von 1872 beschreibt: „Auf der Krämersheide westlich von Altenrath setzen sich im Grauwackengebirge 3 Erzlagerstätten auf, welche unter dem Namen Versöhnung, Piret, Schiller und Schiller I nach der Jülich-Bergischen Bergordnung von 1719 zu einer Fundgrube und 4 Maaßen am 21. 2. 1854, 24. 9. 1854, 25. 5. 1855 und 21. 1. 1858 verliehen worden sind.“ (2) Die Grauwacke, als grobkörnig bis sandig bezeichnet, wechselt mit Tonschiefer ab, in dem sich nur Erzspuren fortsetzen.

Auf der Lagerstättenkarte Bensberg von 1882 und der Handskizze ist der Verlauf der Erzgänge sichtbar.

1855 wird es unumgänglich, aufgrund „starker Wasserzuflüsse“ (2) eine Wasserhaltungsmaschine zu installieren. Ein Pferd betätigt bei diesem sog. Pferde-*göpel*, eine Kreisbahn beschreitend, vor einen Zugbalken gespannt, über ein Zahnradgetriebe die

Pumpe. Nicht auszuschließen ist, daß diese Arbeit Tag und Nacht erfolgen mußte.

Offensichtlich scheinen sich die Gewerker einer weiteren Erzführung der tieferen Schichten sicher. Gierig machen sie sich noch im gleichen Jahr daran, einen Maschinenschacht abzuteufen, in südöstlicher Richtung des alten, etwa 5 Lachten von diesem entfernt. Seine lichten Maße betragen 6 Fuß 8 Zoll in der Länge und 5 Fuß 4 Zoll in der Breite. Man bringt ihn auf 36 m Tiefe im Liegenden des Schillergangs nieder und treibt die Strecke, den Erzgängen Versöhnung, Schiller und Piret folgend, vor. Das geförderte Gut erweist sich dem der ersten Sohle entsprechend. (2)

Mit ungetrübtem Optimismus wird 1857 „eine Aufbereitungsanstalt vorgerichtet“ und der Kauf eines Dampfkessels mit 3 Atmosphären nebst Dampfmaschine für dieselbe getätigt. Wenig später verzeichnet man als das Ende der vermeintlich zweiten Abbauperiode den nüchternen Satz: „1858 kommen Schiller, Versöhnung und Piret wegen mangels an Betriebsmitteln zum Erliegen.“ (2) Hatte man die technische Vorleistung im Vergleich zu dem Fördermöglichen im gleichen Zeitraum zu hastig gemacht und sich dadurch finanziell übernommen? Konnte kein Geld mehr zur Anschaffung einer Fördermaschine aufgebracht werden, die trotz entsprechenden Schachtes nicht erwähnt wird und sicher zur Amortisation der Aufbereitungsanlage wichtig gewesen wäre?

Die Kosten des Abtransportes der Erze – wohin, wird überhaupt nie erwähnt – und die Zahlung der Löhne (nach Heinrich Bankhorn) (3), die bei der Acht-Stunden-Schicht für Hauer etwa zwei Mark, für die Förderleute 1,70 Mark und die Aufbereitungsarbeiter bei 12 Stunden 1,25 Mark betragen, dürften neben den genannten Schwerpunkten nicht entscheidend gewesen sein.

Im September 1867 erfolgt die Wiederaufnahme des Betriebes. Über etwaige zwischenzeitliche Wartungsarbeiten fehlen Belege. Der Beginn ist das Abteufen eines Schachtes, das aufgegeben werden muß, weil zufließendes Wasser mit Handpumpen nicht mehr bewältigt werden kann. Der Schacht muß weiter von den beiden – aus dem beschriebenen können auch drei dicht nebeneinander vermutet werden – andern entfernt gewesen sein, da gleich der Maschinenschacht weiter abgeteuft wird und doch sicher ein Verbindungsgang bestanden haben könnte, der zur Wasserhaltung, die man hier offensichtlich bewältigte, gedient hätte. War der „Luftschacht“, der zur Bewetterung (Belüftung der Grube) später sicherlich notwendig wurde, gemeint?

Eine zweite Dampfmaschine und ein Kessel mit 4 Atmosphären dienen jetzt zur Wasserhaltung und Förderung. Am 7. Mai 1868 werden aufgrund eines Umwandlungsantrages folgende Felder in Geviertfelder umgewandelt:

Versöhnung: 498 129 Quadratlachter mit Abbaurechten auf Zink, Blei, Kupfererze und Schwefelkies.

Piret: 495 040 Quadratlachter (gleiche Abbaurechte).

Schiller: 481 434 Quadratlachter mit Abbaurechten auf Blei, Zink, Nickel, Arsen, Kobalt und Schwefelkies.

Schiller I: (die bis zur Zeit der Verleihung außer Betrieb war) 495 903 Quadratlachter mit Ausnahme des Abbaues von Kupfer, Nickel und Schwefelkies.

Die Gesamtfläche beträgt nun 1 970 506 Quadratlachter. (2)

In der Tiefbausohle – nicht sicher, ob es sich hier um die in Beschreibung des Bergreviers Deutz erwähnte 56 m Sohle handelt, die da als nicht angefahren gilt, was durch das leider nicht mehr vorhandene Grubenbild nachgewiesen werden könnte – werden der Schillergang nach Osten bis zum Piretgang, der Piretgang nach Nordwesten mit 48 und nach Südosten mit 11 Lachtern, der Schillergang weiter nach Westen mit 17 und Osten mit 9 Lachtern unterfahren (2) Noch plötzlicher als vorher reißt die Betriebsamkeit – und jetzt für immer – im Jahre 1869 ab. Man hatte seit 1853 gefördert: (2)

1588 Zentner Nickel (2320), 6715 Zentner Blei (5442), 367 Zentner Kupfer (336), 6 Zentner Blende (205).

Die Zahlen in Klammern ergeben sich aus der Aufstellung von Heinrich Bankhorn (Archiv Siegburg).

Die Betriebsgelder können seitens der Gewerkschaft nicht mehr beschafft werden. Am 3. August 1869 erfolgt auf Anordnung des Königlichen Oberbergamtes Bonn eine Grubenbefahrung, bei der sich möglicherweise über die Zustände informiert wird. Vielleicht war dies das letzte Mal, daß die Dampfmaschine auf Glockenschlag die Räder des Holzförderturms (Vermutung) in Bewegung setzt. Wie später geschrieben, empfiehlt Bergrat Henseler 8000 Taler aufzubringen, da er den weiteren nutzbringenden Abbau „als nicht aussichtslos“ (2) betrachtet. Ein Versuch blieb aus. War die dritte Betriebsperiode ein Spiel mit zu hohem Einsatz?

Die Zinsen des von den Gewerken gemachten Anlagekapitals finden in der Produktion keine Deckung. Als Gläubiger treten auf: Kieffer, Ingenieur in Köln; Heinrich Brodesser in Siegburg; Friedrich Hamacher in Wahn und die Firma Moritz Hansen in Siegburg.

1870 wird die Gewerkschaft lt. Gerichtsbeschuß vom 18. April „zur Zahlung von 11 261 Talern nebst Zahlung der Zinsen vom 20. Oktober 1869 und 9/10 der Gerichtskosten“ (2) aufgefordert. Noch am 17. Oktober 1871 erfolgt das Angebot zum öffentlichen Verkauf: „Die Grube Versöhnung mit Parzellen Flur 2

Nr. 146–148 mit Gebäulichkeiten, Aufbereitungsanstalt nebst Maschinen sowie überhaupt allen An- und Zubehörungen wird verkauft in dem Zustande, wie sie sich zur Zeit befindet mit ihren Gerechtsamen und etwa anklebenden aktiven und passiven Dienstbarkeiten.“ (2) Alle Steuern und Lasten fallen dem Ansteigerer ab 1. Januar 1872 zur Last. Der Steigerer muß einen Bürgen stellen, welcher mithaftet. Kann er mit dem Höchstgebot keinen solchen benennen, so erfolgt der Zuschlag zu dem nächstniedrigen Angebot dessen, der es machte. Bei der Versteigerung bietet ein Eduard Zintgraff aus Bonn, Königstraße 8, den Mindestwert von 3 000 Talern und nach verschiedenen Mehrgeboten 5 000 Taler. Feierlich werden drei Kerzen angezündet. Nachdem jede mindestens 1 Minute brennt und zwischenzeitlich keiner den Preis erhöht, erteilt man den Zuschlag. Zur Unterzeichnung der Urkunden trifft man sich in der Wohnung von Gerichtsvollzieher Peter Doetsch in Siegburg. (2)

Es muß dann zu Streitigkeiten zwischen dem ehemaligen Gewerken Wiesmann und Zintgraff gekommen sein, da der erstere angab, 1869 verschiedenes von der Grube gekauft zu haben, das er als sein Eigentum betrachte.

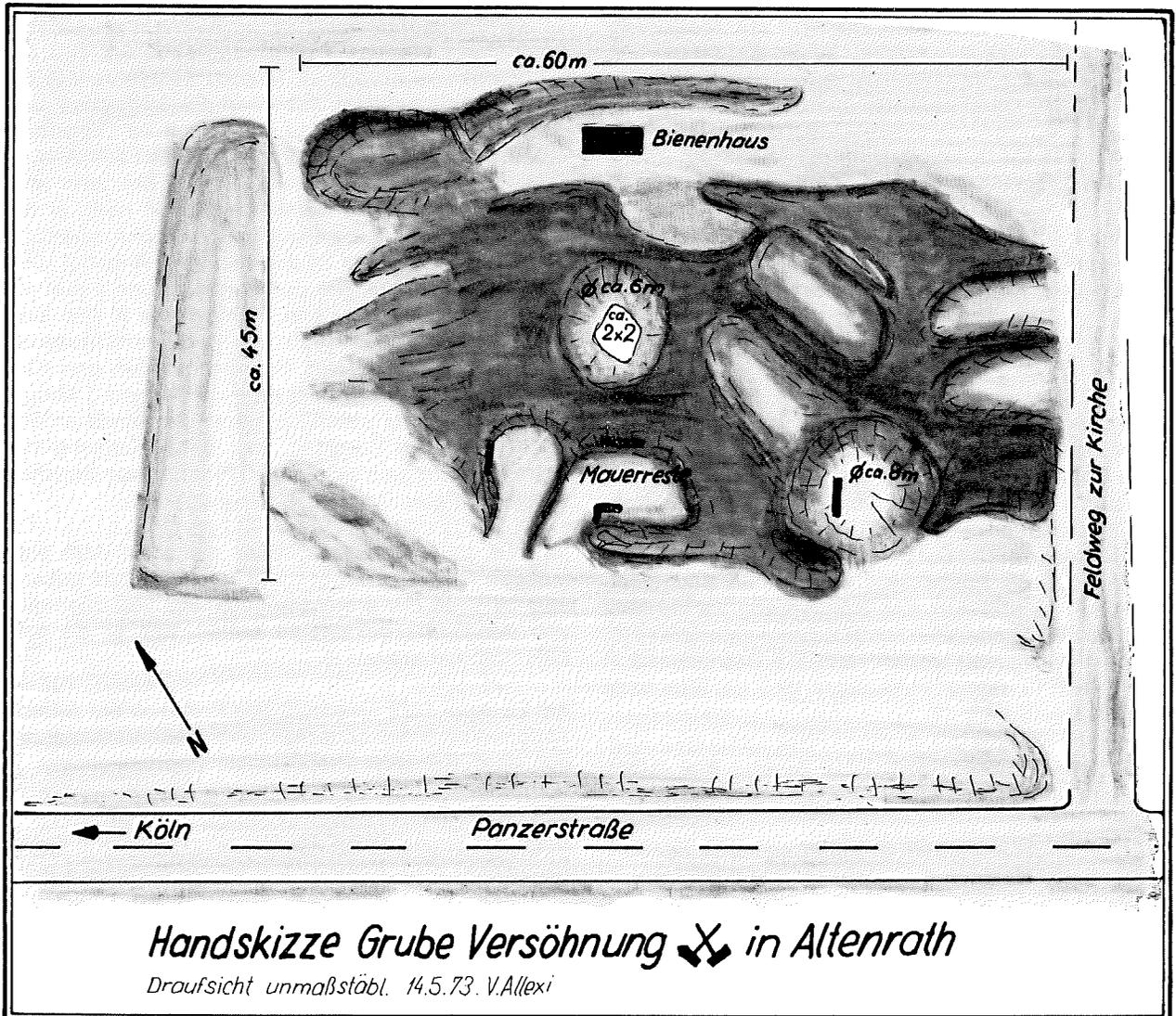
Am 23. April 1872 verschafft das Protokoll der Adjudikationserkenntnis (Zuerkennung) der Verhandlung vor dem Königlich-Preußischen Friedensgericht in Siegburg Klarheit. (4)

Nach der Ersteigerung des Bergwerks hat, wie später festgestellt wird, Zintgraff die Grube wohl nicht mehr betrieben, ja, er läßt sogar einen Teil der Tagesanlagen beseitigen, für deren Verkauf 500 Taler eingehen. Wie aus weiteren Aufzeichnungen hervorgeht, war Eduard Zintgraff Mitbesitzer eines Bergwerkes in der Eifel. Möglicherweise bezog er von dort noch einige Einkünfte und wollte trotz so unverständlichen Kaufes von Versöhnung kein Risiko mehr eingehen.

Was nun noch an Aufzeichnungen vorliegt, entfernt sich immer mehr von der einstigen offensichtlich vom Pech verfolgten Betriebsamkeit eines kleinen Bergwerkes. Die Beschäftigten mögen wohl anderswo Arbeit gefunden haben und fortgegangen sein, da sich im Dorfleben nie etwas von „bergmännischer Tradition“ niedergeschlagen hat.

Immer mehr verfällt das, was einst Reichtum versprach. „Die Urkunden über Dampfkesselanlagen auf dem Bergwerk Versöhnung vom 14. November 1857 für den Kessel unter Nr. 236 und vom 8. Oktober 1868 für den Kessel 2251 sind gemäß § 49, Abs. 3 der Gewerbeordnung vom 1. Juli 1883 infolge Verfügung vom 13. Oktober 1884 II 3242/84 gelöscht worden.“ (Kanzleirat Herlein). (2)

Im Jahre 1891 wird das Königliche Amtsgericht Bonn von dem in Siegburg gebeten, den Markscheider



Eduard Zintgraff „über den Besitz verzeichneter Bergwerke“ zwecks Anlegung neuer Grundbücher zu hören. Bei dem Termin vom 14. Mai 1891 erscheint Frau Zintgraff mit der Vollmacht ihres Mannes und erklärt: „Ich und mein laut Ehevertrag Nr. 333 vom 23. Mai 1846 in Errungenschaftsgemeinschaft lebender Mann sind Eigentümer der obengenannten Bergwerke.“ (4) – Dabei erscheint auch ein sog. Loreleygang, der sich vermutlich auf der anderen Sülzseite bei der Gammersbacher Mühle befindet. – „Dieselben sind während der Ehe laut überreicher Adjudikationserkenntnis vom 23. April 1872 erworben.“ (4) Es wird angegeben, daß die Bergwerke nicht belastet sind.

Als zuständige Amtsperson stellt der Gemeindevorsteher Höck aus Altenrath eine Urkunde aus: „Der Eigentumsbesitz der Eheleute Zintgraff an den in dem anliegenden Auszug unter Art. 278 eingetragenen Grundstücken, welche zu dem Bergwerk Versöhnung

24

Bestandsaufnahme der heute noch erkennbaren Reste der Grube Versöhnung

als Zubehör gehören, wird bescheinigt. Sieburg, 11. Januar 1892.“ (4)

Im Grundbuch Band II, Blatt 67, erscheint dann 1894 die Eintragung: „Bergwerkeigentum unter dem Namen Versöhnung in der Gemeinde Altenrath im Siegburgkreis, Reg.-Bezirk Köln und Oberbergamt, Bezirk Bonn, belegenen Felde, welches einen Flächeninhalt von 498 120 Quadratlathern hat, zur Gewinnung der in dem Felde vorkommenden Blei-, Zink-, Kupfererze und Schwefelkiese. Eigentümer: Kaufmann Eduard Zintgraff und Frau Mathilde, geb. Peltzer, in Bonn in Errungenschaftsgemeinschaft. Zeit und Grund des Erwerbes: I. Aufgrund der Umwandlungsurkunde des Königlichen Oberbergamtes zu Bonn vom 7. Mai 1868 und der Verhandlung vom 14. Mai 1891 zu den Grund-

akten Nr. 80 in Gemäßheit des Gesetzes vom 12. April 1888 bei Anlegung des Grundbuches, eingetragen am 8. April 1894.“

1898 schreibt Hugo Zintgraff aus Essen ans Bergamt Bonn mit der Bitte um Hinweise zur Eintragung seiner scheinbar durch Erbschaft erlangten Bergwerke. Er weist auf die schlechte Führung der Bücher hin, die er mit der bereits Anfang der 80er Jahre eingetretenen geistigen Unfähigkeit seines Vaters begründet. (2) Ein weiteres Schreiben desselben Absenders an das Königliche Amtsgericht in Siegburg zwecks Umschreibung der Grundbücher liegt vom 6. Dezember 1898 vor. „... der mit dem Namen meiner Eltern Philipp Eduard Zintgraf und Frau geb. Peltzer in Bonn eingetragenen Grube Versöhnung in Altenrath auf die Erben des Verstorbenen Philipp Eduard Zintgraff und Kinder bitte ich um einfache Abschrift des Grundbuches. Die baldige Umschreibung ist im Interesse einer Wegeregulierung mit der Gemeinde Altenrath dringend erforderlich, und bitte ich daher um rasche Erledigung.“ (4) Eine Umschreibung hat nicht stattgefunden.

1912 richtet Wilhelm Gaukel (Kaufmann) eine Anfrage an das Bergamt Bonn zur Ergründung der Eigentumsverhältnisse.

Am 5. September 1914 fordern die Erben vom Militär, daß sich am Kauf der Grube wegen Vergrößerung des Fußartillerieplatzes Wahn interessiert zeigt, 30 000 Mark. Das Bergamt Bonn wird von der Garnison um eine Abschätzung gebeten. Man erklärt die Summe am 15. Januar 1915 als durchaus berechtigt. Gemunkelt wird von 100 000 Mark zur Aufnahme eines erneuten Betriebes, die um 1880 für den vierten Teil der Summe möglich gewesen wäre, und daß man nun den Preis der Grube auf höchstens 20 000 Mark festlegen könne. (2)

Ohne Hinweise auf die Art des Kaufes gilt dann ab 22. April 1915 der damalige Reichsmilitärfiskus als Eigentümer. (4)

1949 gelten auf Anfrage eines Grundstücksinteressenten aus Hoffnungsthal Schiller und Schiller I weiter als auf die Eheleute Zintgraff eingetragen. (2)

1969 macht man im Grundbuch der Bergwerke Bd. II, Blatt 68 die Eintragung, wonach durch Beschluß des Oberbergamtes Bonn vom 23. Januar das Bergwerkseigentum der Bergwerke Wahner Heide aufgehoben ist. Es wären noch die Bemerkungen der Beschreibung Bergrevier Deutz von 1882 und die aus „Der Truppenübungsplatz Wahn“ von 1940 über die Aufgabe der Grube zu erwähnen: „Die Ausrichtung der Gänge in der tiefsten Sohle konnte der unzureichenden Maschinenkräfte wegen nicht durchgeführt werden.“ Und: „Nach einer anfänglichen Blütezeit ging das Unternehmen später durch Ausfuhr- und Beför-

derungsschwierigkeiten und durch das Mutungsrecht (Bergrecht) der viel ergiebigeren Grube Lüderich am Ende des vorigen Jahrhunderts ein.“

Heute könnten nur noch Grabungen nach Mauerresten die genaue Lage und Anzahl der Gebäude festlegen, weil Fotografien oder Stiche verloren sind. Es mag seltsam erscheinen, daß der Nachwelt von industrieller Frühentwicklung einmal sicher noch weniger an Kulturdenkmälern erhalten bleiben wird, als uns von Kurzvergangenem überliefert ist. „Die Industrie-Archäologie“ und „Industrie-Denkmalpflege“ sollten darum umso mehr an Berechtigung gewinnen.

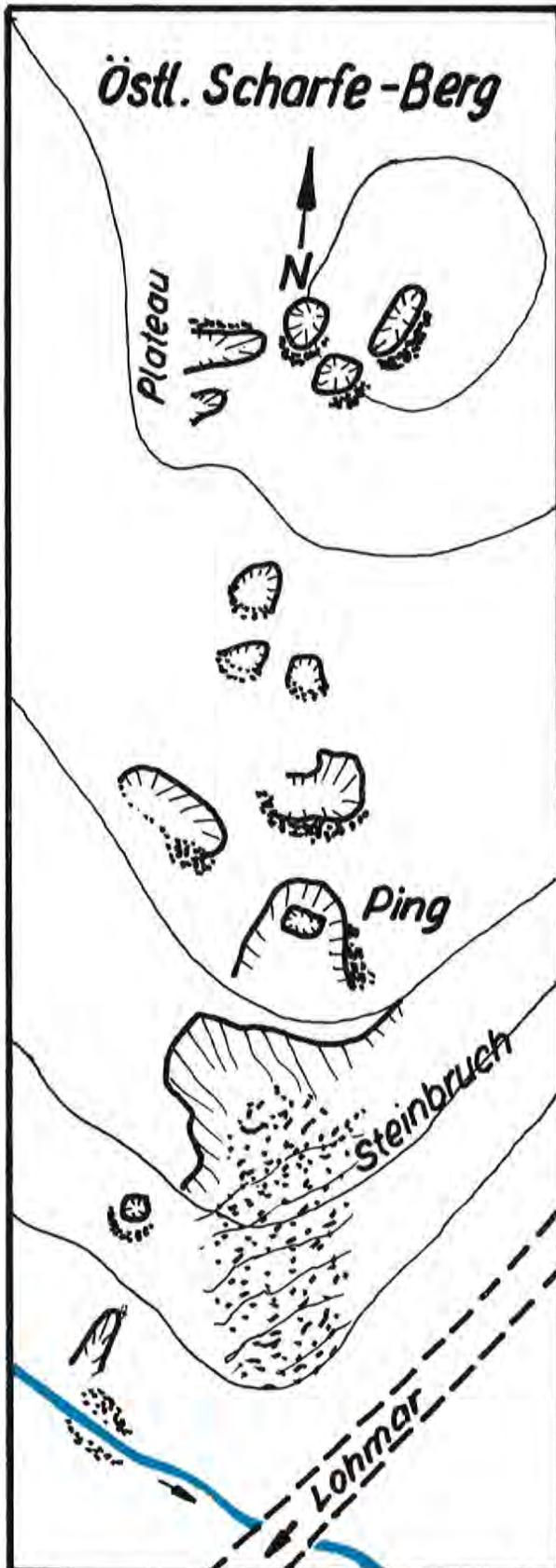
### Für den Geologen

Aus der Beschreibung des Bergreviers Deutz von Emil Buff soll hier zusammenfassend über die Grube Versöhnung zitiert werden. „... Der Schillergang wurde in der 23 m Sohle auf 210 m überfahren. Er streicht von Stunde 4–5 mit südöstlichem Einfallen. Im Liegenden desselben setzen sich in Stunde 11–12 streichende Gänge Versöhnung und Piret auf – ersterer mit westlichem, der zweite mit östlichem Einfallen. Das Mittel zwischen beiden beträgt am Schillergang in der 23 m Sohle 22 m, in der 36 m Sohle 34 m. In der letzten Sohle sind beide Gänge gegen Norden etwa 80 m überfahren und dann durch eine nördlich einfallende Kluft abgeschnitten, in deren Hangendem sich unregelmäßige Trümmer fortsetzen. Der Piret-Gang scheint sich am Hangendem des Schillergangs gegen Süden durchzusetzen.

Im Schillergang finden sich in Quarzgangmasse eingesprenkte Kupfererze. Vom Scharungspunkt mit dem Piret-Gang gegen Westen legen sich in einem 20 m langen Mittel bei 4–40 cm Mächtigkeit derbe Nickel-erze (Cu Ni und Weißnickelkies) an. Efflorescenzen von Nickel und Kobalt mit 18 % Nickel und 14 % Kobalt waren häufig. Der Gang Versöhnung führte feinkörnigen Bleiglanz und Schwefelkies, Zinkblende und Kupferkies bei einer Mächtigkeit von 0,5 m. Der Piret-Gang mit einer Mächtigkeit von 0,5 m mit Bleiglanz, Zinkblende, wenig Kupfer und nickelhaltigen Mineralien.“ (1)

### Weitere durch Schürfarbeiten aufgeschlossene Gänge

An ihrem nordöstlichen Zipfel mit der Ortschaft Altenrath wird die Heideterrasse von Sülz und Agger begrenzt und fällt, umsäumt von einer bewaldeten Hügelkette, in die Täler ab. Wenigen werden beim Wandern durch dieses Gebiet meist abseits des Weges neben den alten Sandgruben und Steinbrüchen Gruben aufgefallen sein, die sich in unregelmäßigem Abstand und unterschiedlicher Größe und Ausdehnung meist in einer Richtung aufreihen. Die



Mulden, Trichter und zum Teil auch die „Steinbrüche“ sind Reste von Schürfarbeiten auf der Suche nach Erzen. So liegen hier die Fundstätten – vgl. Bensberger Lagerstättenkarte – von Eisenerzen und die als Basel, Sophie, Gottfried, Nordberg und Kant bezeichneten Erzgänge, die mit Ausnahme von Basel, wo Bleiglanz hinzukommt, ausschließlich Kupferkies führen. Der Verlauf der Gänge (Streichen, Einfallen) wurde durch Tage- und Stollenbau ermittelt, wobei in zwei Fällen die Trichter (Pinge) von scheinbar un tiefen Schächten sichtbar werden.

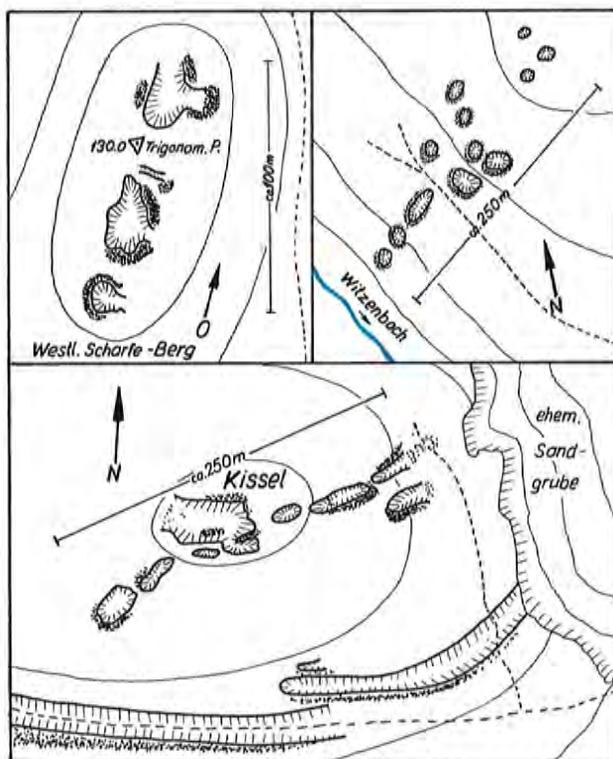
Ein geschichtlicher Nachweis, zu welcher Zeit hier und von wem Bergbau getrieben wurde, konnte bisher nicht erfolgen. In „Der Truppenübungsplatz Wahn“ bringt der Verfasser die Grube Versöhnung in Verbindung: „... die Ausbeute erstreckte sich auf das gesamte Gebiet zwischen Agger und Sülz (400 ha)“ (5) – was sich jedoch nicht erweisen ließ. In einer Eintragung erscheint der Scharfenberg mit 241 523 (4) Quadratlachtern, die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1860–1870) gemacht worden zu sein scheint ...

Eine unterirdische Verbindung von zwei der vor wenigen Jahren noch offenen Stollen zur Grube Versöhnung ist äußerst fragwürdig und kann außer durch wohl sagenhafte Erzählungen nicht bewiesen werden.

### Dem interessierten Wanderer sollen hier kurze Hinweise auf die Lage der Abbaustätten gegeben werden

Unser Ausgangspunkt sei da, wo unmittelbar an der Aggerbrücke gegenüber der Lohmarer Burg ein Fußweg unterhalb des Ziegenberges an der Agger flußaufwärts entlangführt. Der bewaldete Osthang fällt steil zur Agger ab und ist anders, als der mit einer dicken Sandschicht bedeckte Westteil des Berges nur mit einer dünnen Bodenkrume versehen. Sie wurde zum Abbau der Eisen-, Kupfer- und Bleierze an mehreren Stellen durchstoßen und läßt diese Seite oberhalb des Weges steinig erscheinen. Es ist nicht leicht, in den Steinen Bleiglanz und Kupferkies nachzuweisen, weil Halden der Erzgänge von Basel und Sophie, deren Verlauf im Tagebau festgelegt worden zu sein scheint, fehlen.

Am Witzenbach angelangt, führt ein schmaler Pfad von hier aus auf der rechten Bachseite – nicht der zum Scharfenberg – oberhalb des Baches talaufwärts und gabelt sich nach etwa 300 m, wo rechts hangaufwärts und links zum Witzenbach hin seltsame Erdlöcher



26

Lagebeschreibung ehemaliger Schürflöcher am Scharfenberg im Bereich des Wizenbach und am Kisselberg

sichtbar werden. Sie erstrecken sich vom Bach bis in einen Kahlschlag auf der Höhe (nordöstliche Richtung) und sind im Mittel von 5 m Durchmesser und 2 m Tiefe. Ob es sich hier um Schürfarbeiten handelt, erscheint durch die Sandaufschüttungen an den Rändern mit wenigen Steinen nur aufgrund der Art der Anlage beweisbar zu sein.

Den Pfad zurückverfolgend, treffen wir auf den zum Scharfenberg, genauer auf den nach Altenrath. Vor dem schon erwähnten Kahlschlag, der sich bis hier erstreckt, und oberhalb einer beginnenden Talsenke angelangt, wenden wir uns rechts dem Scharfenberg zu. Mit Mischwaldbestand sei er hier auf eine westliche und östliche Erhebung aufgeteilt. Der westliche Teil mit dem trigonometrischen Punkt ist auf etwa 100 m Länge durch mehrere Gruben mit Aufschüttungen erkenntlich, die östliche Höhe etwa 300 m von hier entfernt trägt vom Gipfel in südöstlicher Richtung abwärts bis zum Aggerweg und der Mündung eines Bachtals zahlreiche Grabungen und Brüche. Gleich

oberhalb des abschließenden Steinbruches läßt sich ein Ping und unten am Bach der Eingang eines alten Stollens (Kant) vermuten.

Nunmehr auf dem Weg an der Agger entlang folgen wir diesem bis zur Sülzmündung, wo die Ausläufer des Scharfenberges steil aufsteigen. Noch gut zu Fuß lohnt sich das Steigen zu einem alten teilweise verschütteten Stollen und einem Ping, etwa noch einmal so hoch darüber, und einer im Herbst, Winter und Vorfrühling vortrefflichen Aussicht in die beiden Flußtäler.

Nur über teilweise zugewachsene Waldpfade ist dann noch im Norden der Kisselberg am Weierdorf zu erreichen. Auf 250 m Länge wurde er über den Gipfel hinweg in nordöstlicher Richtung angegraben. Seinen Südhang furchen zu einem Taleinschnitt hin zwei auffallend lange und breite Gräben, von denen einer in die später entstandene Sandgrube ausläuft.

Überall lassen sich meist nur dürrtige Brauneisensteine in Grauwacke und Quarzen finden.

Das interessanteste Stück auf der Suche nach Erzgesteinen dürfte zwischen dem Bach vom Scharfenberg und dem Wizenbach direkt am Berghang zum Aggerweg liegen. Die Gänge Nordberg und Gottfried scheinen durch mehrere verschüttete Stollen, die am Wege – der unmerklich über die Halden führt – ansetzen, verfolgt worden zu sein.

Mit dem Spaten im Abraum zu wühlen und die Steine mit dem Hammer auf der Suche nach glänzendem Kupferkies zu zerkleinern, ist sicher keine vergebliche Mühe.

Schließlich gab es auf der Heide zerstreut noch Eisen-, Manganerze und Braunkohlen.

#### Literaturverzeichnis

Buff, Emil, Beschreibung des Bergreviers, Deutz, 1882

Aus der beim Landesoberbergamt Dortmund vorliegenden Akte „Versöhnung“, die vom Oberbergamt Bonn übernommen wurde.

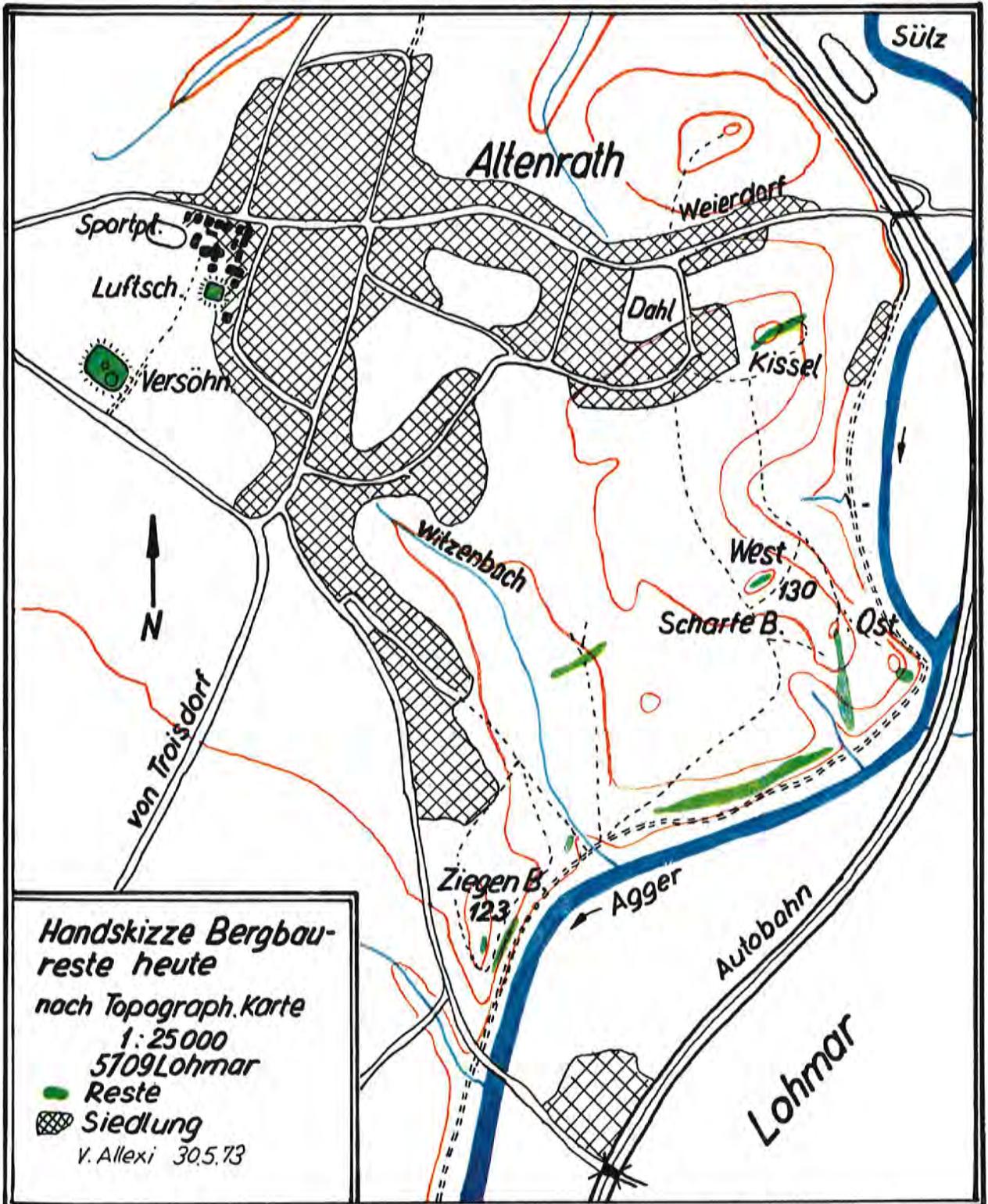
Bankhorn, Heinrich, Handschriftliche Notizen über den Bergbau unserer näheren Heimat, Stadtarchiv Siegburg.

Aus dem Grundbuch der Bergwerke Amtsgerichtsbezirk Siegburg, Band II, Blatt 67/68.

Stabenau, W., Hauptmann, Geschichte des Truppenübungsplatzes Wahn, 1940, S. 32.

27

Einordnung heute noch erkennbarer Bergbaureste in die topografischen Verhältnisse zwischen Altenrath und Lohmar



# De Pollevekaar

Von Wilhelm Neuffer

Vom Rheinischen Feuerwerkslaboratorium in Siegburg aus wurde bis in den ersten Weltkrieg hinein in mehr oder weniger regelmäßiger Folge von den in Köln-Deutz stationierten Artillerieeinheiten mit Pferdefuhrwerken „Pulver“ in die Kasernen gebracht. Der Zeitpunkt für solche Transporte wurde vorher an mehreren Tagen hintereinander durch Schellen und Ausrufen entlang der Frankfurter und der Kölner Straße bekanntgemacht.

Dazu gehörte die sehr streng einzuhaltende Anordnung, daß mehrere Stunden vor Durchfahrt der Pulverkarren schon alle offenen Feuerstellen im Bereich der Fahrtstrecke gelöscht werden mußten und erst wieder eine bestimmte Zeit nach der Durchfahrt in Betrieb genommen werden durften. Das war sehr hinderlich, weil die Fuhrwerke regelmäßig zwischen 11 und 12 Uhr vormittags durch Troisdorf fuhren. Wehe der Hausfrau, die vergessen hatte vorzukochen. Bissige Bemerkungen waren ihr sicher. Vergaß sie aber „de Pollevekaar“ völlig und verriet das durch Rauch aus dem Schornstein oder wurde bei neugierigem „Spingsen“ am Fenster erwischt, gab es eine empfindliche Strafe. Kein Wunder also, daß ein solch einschneidendes Ereignis eine sehr geläufige Redensart hervorrief.

Wolle me ihrlich senn: et Lehnche hatt esu ene schwere Kopp, datt et am leevste janze en de Kau<sup>1</sup> blevve wör, statt at om fönnef erauszebretzele, däm Ahl de Kaffe opzeschödde, e paar Rämmele Bruut zerächzemaache, de Henkelmann praatzestelle un dann, wenn hä fottwör, de Jeeße ze fodere un ze mäleke.

Un noch ens en de Fäddere ze kruffe un jett nohzeschnörkse, datt jink och nett, weil em vierdel op sechs der Dei, „usse Jruuße“, erausmoht für em sebbe en de Schmedd ze senn.

„Ävver, Marriajarias, wemmer irsch em halve zwei en et Bett es komme un en janze Heerd Likörche em Liev hatt un emmer noch der Krach von de Musik en de Uhre, dann soll me net zerwersch senn!“

„Un der Jüpp, das Donnerkeil, kütt wedder jarnet eraus! Wie well der öm sechs en de Schmelz senn! —

Zom Donnerwedder, wo es dann nur der Schervel voll Mellech für dem Jüpp en de Kaffe ze donn, die Saukatz widd se doch net wedde jeschnös<sup>2</sup> hann?“ —

„Jüpp, du Leuet, stand op, söns schödden ich der en Jusch Wasse övver der Ballech!“ brollt et Lehn jetz.

Et bong sich et Schützel für, schörvelt<sup>3</sup> de Platt vom Herd un däht de Äsch drußkratze. Weil noch e paar jlöhnige Stöckche Priketts drongerlooche, schmess et zwei Häng voll Hubbelspöhn dropp, blees ens drenn un stopp en Reih Dänneknävvelche nooh. Dann satz et de Flötekessel op.

„Lehn, wo es meng Kabass?“ schreit de Jüpp wie jede hellije Morje, wenn e ferdich ahnjedonn woor un erausjock nohm Abe, ier datte sich wäsche däht. Et Lehn luustert: wat woor dat dann? De Jüpp am flöte? Tatsächlich! Et konnt esujar erus hüüre, dat et dä Möhnewibbel woor, den se jestere Ovend su öff jespellt hatten, dat jedesmol de janze Hoohns Saal<sup>4</sup> zeddere däht, su wooren se all raderdoll am fuppe. Jung, et woor ävver och jet los jewärs bei dem Maiball vom Hoohns Jeloog<sup>4</sup>! Trotz singer Kopping moht et Lehn schmunzele, wenn et drahn daach, watt datt für e Beldche jewärs woor, wie et Billa met senge bahl 220 Pond usjerötsch un op et Jebönn jetervelt woor.

Kau — Bett  
erauszebretzele — herauskriechen  
Rämmele — große Schnitten  
praat — bereit-  
Jeeße — Ziegen  
nohzeschnörkse — nachschlafen  
Dei — Theo

Uhre — Ohren  
zerwersch — unwirsch, verdreht

Schmelz — Schmelze, Hochofen  
Schervel — Scherben, kleines Gefäß  
jeschnös — naschen  
Leuet — nachlässiger Mensch  
Jusch — Guß  
Ballech — Balg, Leib  
bong — band < binden  
schörvelt — geräuschvoll schieben

Dänneknävvelche — Tannenkürrel

Kabass — Tuchtragetasche  
erausjock — herauseilen  
luustert — lauschen  
Möhnewibbel — alter Tanz (Möhn =  
Muhme, alte Frau)  
raderdoll — toll, übermütig

Jebönn — Bretterfußboden  
jetervelt — kugeln, fallen

„Laachs du och noch emmer övver et Billa?“ frog de Jüpp, der jrad wedder erenn kohm, de Helpe noch ahn de Botz eravhange. Domet satze sich henger de Desch un trook seng Schnäuzertass erahn met dem Malzkaffe, der örndlich am dämpe woor. Et duurt en janze Zeck, bes he se läddich hat.

Zojooderlätz moht hä sich verdamp zae, wenne noch beizegge fott wool komme.

Nujoh, un füret Lehn jink der jewöhnliche Mohndaachsbrassel wigger: de Hohnde un de Jeeße, der Dei un dä Kleen — „usse Hännes“, der et lätzte Johr no Schöll jink, Jottseidank woor dat Weesch, us Finche, bei Barongs joot versorch, wennichstens bes Märtesdaach — un dann moht et nohm Jade jonn un noch jet Schloot setze, un he noch jett un doh noch jett, un et Röpeckrock woor all, un de Tant Liss am Pool wool ihr jruuße Seih wedderhann, un em Jüpp sengem Hästerfetter woor et Mauefooder loss, un et Nohpersch Draut kohm et Weischbrett liehne, un erjendeene von der Ovverdörps Saupänz hatt wedde Koletsch ahn de Fenstere jeschmert, un — leev Marizzenbill! et Hohndepörzje hatt et opjelooße, un richtichewäch, de Hohnde wooren mezzen en de Mähl am puddele.

Un wie et Lehn die Hohnde endlich wedder em Hoff hat, woor et ävver doch baschmoos.

Et moht sich jrad ens zwei Minüttche räste. Et satz sich en de Eck vom Kannapeh, luurt noch ens met eenem Ooch dorch et Fenste op de Strooß un daach noch: wo well dä Schäng dann met dä läddije Perd hin? Un dann woor et fott. Ratschewäsch fott! Am helle Morje fass enjeschlohfe. „Ich daach, et könnten höchstens zehn Minüttche jewärs senn“, säht et späder für der Däjén Aujuss, wie der de Henkelmann für de Dei holle wool. Ävver hellich un secher, et hatt bahl zweiunenhalev Stond doh jesse, un de Hals woorem stief, un et hatt sich op et Schötzel jesevert, un een Been woorem enjeschloofe. All Hellije, stoht mer bei, et woor elef Uhr dorech!

„Watt kochen ich dann nur? Suur Bonne? Näh, dat duurt ze lang. — Ich maachene Jlas op un maachen Bonneschloot. Do kritt de Dei jett Zuppefleisch von jestere bei, un e Kömpche Ringlotte es och noch doh.“ Et Lehn schnapp sich die kleen Erpelsmahn, jöck ahn de Hoffdür eraus, klapp de Kellerdüür op un woor em Nu wedder en de Köch un am Erpel schälle, su sier wie et konnt. Et stopp e paar jehüürige Häng voll Dännerieser en de Ovve, un wie die joot am brenne woore, e paar düchtije drüje Knävvele Holz hengerher. Datt johf en Hetz, datt et de Pief eropjök.

Jrad hatt et em Pompesteen de Erpel jewäsche un wool se opsätze, doh klopp et wie verröck op de Fenstere. „Lehn! Lehn! Bes du dann janz verröck? Du qualem wie et Scharettche am Daach eruus, un en zehn Minute kütt de Pollevekaar! Wells du wahl dat Fүүr uusmake!“

Domet hatt et Bohms Fihn von jäjenövver och att de Ovverdүүr<sup>6</sup> erennjedaut, de Schaaf von der Ongerdüür<sup>6</sup> jeschuuv un stonnt vürem Lehn un schannt alles, wattet woss, wenn et och söns e joot Mensch woor. Ävver ze reskiere, datt de Kommisschandarme enem enet Jehösch kohme, weil dat Dröhmdöppe von Lehn wedde verjessen hat, ahn de Pollevekaar ze denke, doh huurt doch nu de Freundschaft op.

Et Lehn wurd wieß öm de Nas. „Du leev Jott! Wat maachen ich dann jetz? Ich moß doch en ner halve Stond et Esse für de Dei praat hann? De Erpel senn doch noch net halv jahr?“

Et jink em en de Kneeh, et leht sich op de Bank falle un schlooch de Häng für et Jesech.

Doh kohm et Fihn att wedde vom Pötz erenn met ener Schäpp Wasser, un wenn et och en jruuße Biesterei von Äsch un Qualem johf, en zwei Menute woor et Fүүr us.

*Helpe* — Hosenträger

*zaue* — beeilen

*brassel* — Übermaß an Arbeit

*Schlott* — Salat

*Röpeckrock* — Rübenkraut

*Seih* — Sieb, Abtropfbehälter

*Hästerfetter* — Frackschöße

*Mauefooder* — Ärmelfutter

*Nohpersch* — Nachbars

*Weischbrett* — Waschbrett

*Koletsch* — Lakritze

*Mähl* — Gartenmelde

*baschmoos* — völlig erschöpft

*läddije* — ledig, nicht angeshirrt

*Ratschewäsch* — im Nu und völlig

*jesevert* — seibern, Speichel verlieren

*Ringlotte* — Renecloden

*Erpelsmahn* — Kartoffelkorb

*sier* — eilig, schnell

*Scharettche* — Spitzname einer alten Lokomotive

*Ovverdүүr* — Obertüre

*Schaaf* — Schabe, Riegel

*Jehösch* — Gehäuse, Wohnung

*Dröhmdöppe* — verträumte, unachtsame Person

*Pötz* — Brunnen mit Pumpe

„Jung, dat hätt noch ens joht jejange“, säht et Fihn, wie et flöck noch ens am Fenster eruus de Schossie erav op Sieborch ahn hatt jeluurt, „et senn noch keen Zaldate ze senn.“

Dann woor et am Dengen<sup>9</sup> eraus un heem, un et Lehn sooß doh met senge haade Bonne un de halev jahre Erpel.

Domot klopp et att wedde, diesmohl an de Hengerdür.

Die Dür jink op, e junk Fraumensch luurt eren un säht: „Morje Möhn, darf ich eren komme? De Urmotter hätt mich jescheck.“

Et Lehn luurt un luurt. Wat woor dat bloß für e staats Mäde, wo hatt et dat Jeseesch at ens jesenn? „Joh, dat ess doch net mööglich! Däm Schohmächer seng Bärbe! Näh Könk, wat häss du dich erausjemaht! Wo küss de dannes? Ich meen, du wörsch en Dux bei dem Pärds-händler?“

Et Lehn hat de Pollevekaar un et Jeköchs at wedde verjesse un frooch un frooch un konnt sich net enkrieje, wat dat Bärbe für en aadich<sup>7</sup> Mensch woor jewuurde en dä bahl drei Johr, die et fott woor jewärs. Fresche ruut Backe, sujar met Kühlche drenn, wenn et laach, decke lang Zöpp un e paar janz unduhenige Ooge, e Beld wie et iewije Levve.

Ija, die Jnädije en Dux woor met ihrem Uhm für e paar Woche noh Bad Ems jefahre, weil hä et esu en de Knoche hätt, do, wo die velle Russebarongs och ihr Jrosche verjocke, die hann sich doch do esujar en eeje Kerech jebaut. Un et Bärbe dorf esu lang heemfahre.

„Denkt ens, Quodts Möhn, se hätt mer e janz neu seidich Lievje jeschenk“. Un et wurd esu ruut wie Ärbelebröh.

Ävver et woor jo net zom Klaafe jekomme. „Ich soll frooge, ob de Urmotter jet von dem Komkommeresoome hann konnt, den er ihr versproche hatt. Se meent, de Iishellije wöre verbei.“

„Ija“, säht et Lehn, „komm her, die hann ich he op de Döppebank en enem Tüttche lieje.“

Un wie et sich erömdräh, well et jrad sage: wat es dann met menge Erpel, die kochen joh net mieh, doh fehl em de Pollevekaar wedder en und de Dei, der jetz bahl Hunger hätt bes onger der Ärm, un et wurd eneus esu verschreck, dat et Bärbe säht: „Wat ess üch, Möhn? Ess et üch net joht?“

Esu flöck, wie et Lehn se Leed jeklaach hatt, kamme dat jarnet verzälle. Et Bärbe kohm ävver net mieh dozoh, et Lehn ze trüüste.

Mer huurt jenägelte Stevvele de Stroß eropkomme. „Jösses, et Fenster steht noch op!“ schreit et Lehn un maht et met enem Schnaf zo.

Un dann luurten die zwei — weck jenoch henger de Jardinge, weil sich keener blecke losse dorf — dene zwöllef Körrassiere noh. Un hundert Meter dohinger sechs schwere Kaare met jedesmol vier Pärde, zwei Mann om Bock, zwei Mann donävven un zwei Mann dohinger mem Jewehr, un dann noch ens zwöllef Mann un zwei oder drei Bövveschte. Irsch, wie die an der Hagens Schüür verbeiwooren, fing et Lehn wedder ahn: „Wat machen ich nur? Der Herd klätschnaaß! Der arme Dei! — Dat die met ihre Sau Pollevekaar ävver och jrad emmer kuurt füür Meddaach komme mösse!“

„Weßt ühr wat, Möhn?“ säht jetz et Bärbe, „mir hann derheem hück zevell jekoch, weil de Hannes, usse Jesell, at für Meddaach fott moht. Maach de Dei Morre un Bonne met Speck?“

„Morre un Bonne? Wat meenste wahl, die konnt ich däm de Woch zweimohl koche.“

„Dann doht mer senge Henkelmann met, ich brängen im se Esse stantepeh<sup>8</sup> noh de Schmett.“

„Enäh, wat bes du füre leev Weech! Wells du dat wirklich donn? — Wenn ich de Dei wöör, ich jöv der dofür e Bützje!“

„Un ich däht stell haale“, joov et Bärbe zor Antwort un wurd at wedder ruut bes henger de Uhre.

Wat sall ich üch vell verzälle!

*frooch* — fragte

*unduhenige* — hinreißend

*seidich Lievje* — seidenes Leibchen, Untertaille

*Ärbelebröh* — Erdbeersaft

*Klaafe* — Schwatz

*Komkommeresoome* — Gurkensamen

*jeklaach* — geklagt

*Bövveschte* — Oberster, Vorgesetzter

*Morre* — Möhren

*stantepeh* — stant pede = sofort

*Weech* — Weibchen, Mädchen

Et nommetaachs, wie der Dei Fierovend hatt, kohme heem ze flöote, hatt et wer weß wie ielich mem Esse, däht sich et bess Sonndaachs-wöbche ahn un wohl sich hörsch verdröcke.

„Wo wells de dann hin?“ frooch de Papp, „mer mösse noch de Erpel haue!“

„Och, mir jonn en . . . , ich well . . . , — ich moß ens luure, ov morje fröh net wedde de Pollevekaar kütt!“

Jrad wohl de Vatter sage: „Watt bes du dann fürene jeflappten Hannes“?“, do fing et Lehn knochenhatt ahn ze laache, daut der Dei an der Düür eraus un reef im noh: „Du Filuh, morje kriss de ävver keen Morre un Bonne!“

Un dann jink et füret Huus op de Stroß, luurt de Schwaleve noh, wie die övver de Soohrt flitzten un de Fleeje schnappten un daach: „Ich jlöven, hä kritt hüek ovend noch mieh wie Morren un Bonne!“

Un dann nohm et selvs de Hau un däht dem Jüpp helpe Erpel haue. Et Johr drop stonnt am Huus vom Schohmächer de deckste Berk usem Brooch<sup>10</sup>, un vier Woche dropp woor Huhzick. Un weil der Düxer Häär vom Bärbche joot Frönd met dem Kommandant von der Düxer Festong woor, heelt am Huhzicksdaach „de Pollevekaar“ drei Menutten ahn, de Bövveschte un zwölf Mann komen füret Huhzickshuus, der Leutnant däht de Zaabel trække, Jlöck wönsche, un die Zaldate dorften uusnahmswies em Deens ens ne dobbelte Korn petsche. —

Övver fuffzich Johr wooren se verhierot, de Dei un et Bärbche, vell Jlöck un vell Leed hann se jesenn. Jetz liejen se att lang om Sonneberch.<sup>11</sup>

Ävver de Jüpp, ihre Älste, säht noch höck für seng Frau, wenn et Esse net beizege om Desch steht: „Wat es loss, woor de Pollevekaar doh?“

-wöbche — (-gewebe) = -anzug  
hörsch — leise, unauffällig

Soohrt — Gosse

petsche — „kippen“, trinken

#### ANMERKUNGEN

- Schlaferschlag in der Kammer des fränkischen Hauses, niederdeutsch: Kojе.
- schnöse = mit „de Schnüss“ (= Schnauze, Mund) aufnehmen.
- lautmalendes Wort, das das Geräusch nachbildet, das über Steinboden rutschende Scherben verursachen.
- Die bis zum Abbruch des alten Sanderhofes an der Kölner Straße in diesem ansässige Gastwirtschaft Hohn gab dem dort beheimateten Junggesellenverein, der sich lange Jahrzehnte um das Troisdorfer Brauchtum, vor allem den Maibrauch, mühte und viele Verdienste erwarb, den Namen, der weit über Troisdorf hinaus bekannt war.
- Viele der alten Häuser hatten auch in Troisdorf die zum Typ gehörenden Doppeltüren, bestehend aus Unter- und Obertür, wobei das Oberteil für sich allein, das Unterteil nur mit dem Oberteil zusammen geöffnet oder geschlossen werden konnte.
- Wortgleich mit „Ding“ im Sinne von Gedinge, also von einem Besitzer mit Grund und Boden gegen Pacht und Dienstleistung zur Verfügung gestelltes Haus, meist ärmliche Behausung. Dementsprechend später oft überhaupt für kleines Haus.
- Ein vielschichtiges Adjektiv, in der Bedeutung von artig, geweckt, liebreizend, hübsch, überhaupt „von guter Art“.
- Eine der vielen im rheinischen Sprachraum übernommenen fremdsprachigen Redensarten, Ausdrücke und Einzelwörter, die mitunter etymologisch völlig entstellt wurden und ihren alten Sinn behalten konnten (wie hier) oder auch einen völlig neuen erhielten.
- Wenn etwas „flappt“, ist es lose, der ganze Gegenstand nicht mehr recht zu gebrauchen. Der Hannes hat also auch etwas „lose“, taugt zu nichts, ist leicht schwachsinnig.
- Das Bruch, ein größeres sumpfiges Gelände zwischen Leyenweiher, Brunnenkeller und Waldfriedhof war mit starkwüchsigen Birken bestanden. Eine von den schönsten und größten als „Maie“ zu entwenden und der Angebeteten ans Haus zu stellen galt als Beweis für die Tiefe der Zuneigung.
- Ein Teil des Hanges, der heute zum Waldfriedhof gehört, hieß im Volksmund so. Daher die Redensart „jemanden zum Sonnenberg tragen“ = beerdigen. Damit merkwürdigerweise verquickt die Bedeutung der Redensart „dat (eine Sache!) kannste nohm Sonneberch drage“ mit der Bedeutung: daraus kann nichts werden, das ist vergebliche Mühe, unfruchtbar — wie der Boden am Sonnenberg.

# Die Telegraphenstation am Ravensberg

Von Albert Schulte

## Der Bau der Telegraphenlinie

Der „Telegraph“ am Ravensberg, unweit von Troisdorf und Spich gelegen, ist heute beliebtes Ziel vieler Spaziergänger, von denen nur wenige ahnen mögen, daß das Haus 1832 auf Veranlassung des preußischen Generalstabes errichtet wurde. Es war ein Glied in einer Kette von insgesamt 61 Stationen, die am Turm der Berliner Sternwarte begann und über Magdeburg und Köln führend am ehemals Kurfürstlichen Schloß in Koblenz endete.

Am 21. Juli 1832 ordnete König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den Bau dieser „Optischen Telegraphenlinie“ an, die die Hauptstadt und den Generalstab Preußens mit dem Oberpräsidenten und dem Militärbefehlshaber der Rheinprovinz „verband“. 1830 hatte es in Frankreich und Belgien Revolutionen gegeben und in Berlin war man um die Sicherheit seiner westlichsten Provinz besorgt, die ja erst seit dem Wiener Kongreß von 1815, also seit fünfzehn Jahren, zu Preußen gehörte. Der optische Telegraph sollte eine schnellere Nachrichtenverbindung als die bisher immer noch üblichen Kurierdienste und die Post gewährleisten. Der Berliner Doctor der Philosophie, Geheime Post-rath und „Werkstattbesitzer“, also wohl Ingenieur, Pistor (1778–1847) hatte erstmals 1830 den Bau dieser Signallinie vorgeschlagen. Der Preußische Generalstab prüfte seine Unterlagen und stimmte zu und Pistor hat dann auch die technische Ausrüstung der Telegraphenhäuser hergestellt, geliefert und eingebaut. Seine Erfindung beruhte auf dem „Semaphor-Telegraphen“ des Engländers Watson, den er freilich erheblich verbesserte. Die technische Ausrüstung der einzelnen Station kostete immerhin 650 Taler. Insgesamt mußte der Staat für die Telegraphenlinie 200 000 Taler aufbringen.

Der Major Franz August O'Etzel, damals 46 Jahre alt, gebürtiger Bremer und Sohn eines eingewanderten irischen Tabakfabrikanten, sowohl Dr. phil., als auch Apotheker und Offizier, wurde jetzt vom Generalstab der Armee mit dem Bau der Telegraphenlinie beauftragt. Besonders qualifiziert für diese Aufgabe erschien er wohl auch deshalb, weil er bei der ersten preußischen Landesaufnahme im Rheinland um 1820 maßgeblich mitgewirkt hatte. Der vielseitige Major

O'Etzel (irisch nicht ganz übereinstimmend mit „von“ Etzel) hat auch den Code oder die Chiffre entworfen, nach der später telegraphiert wurde.

Im Jahre 1832 also erhielt er Ordre, „Stationspunkte zur Errichtung von Telegraphen zwischen Magdeburg und Koblenz auszumitteln, die Baustellen abzustecken und die Errichtung der nötigen Bauten sofort anzuordnen“. Landräte, Bürgermeister und Förster wurden aufgefordert, das große Vorhaben nach Kräften zu unterstützen, z. B. durch Gestellung von Boten, Arbeitern und Fuhrwerken, durch Bereitstellung von Quartieren und durch Amtshilfe bei der Besorgung billiger Baumaterialien. Die Staatsforsten entlang der Strecke lieferten z. B. kostenlos das erforderliche Bauholz. Die für den Bau der Telegraphenhäuser erforderlichen Grundstücke konnten gegen gesetzliche Entschädigung enteignet werden. Die Grundstücke für elf der 61 Stationen wurden dem Staat kostenlos überlassen.

In unserem Gebiet wählte Major O'Etzel als Standort den Ravensberg „im Spicher Busch“ aus, ein land- oder forstwirtschaftlich kaum genutztes Gelände. Der Punkt lag etwa 125 Meter hoch, gewährte nach Abholung einiger Büsche und Bäume einen freien Blick zu den beiden Nachbarstationen, den Telegraphen von Oberzündorf und Söven, und lag mit ihnen in einer ungefähr geraden Linie, sodaß der „Sendemast“ bei der Änderung der Senderichtung von Koblenz nach Köln oder umgekehrt kaum gedreht zu werden brauchte. Die Entfernung zwischen Zündorf und unserem Telegraphen betrug etwa sieben Kilometer und von hier bis nach Söven waren es etwa zwölf Kilometer. Eigentümer dieses damals öden Waldstückes war der Besitzer von Haus Rott, der Freiherr Ludwig von Spies-Büllesheim, der freilich nicht auf dem Gut, sondern auf Schloß Hall wohnte. Der „Rotter“, eigentlich „Spicher“ Busch, gehörte zu dem Anteil des alten Rittergutes am „Altenforst“, der ihm in einer umstrittenen Teilung von 1842 noch einmal bestätigt wurde. Wir dürfen annehmen, daß der Freiherr frühzeitig von der Planung einer solchen Telegraphenlinie erfahren hatte. Er muß seinen Einfluß aufgewandt haben, daß das Haus auf sein Gebiet zu liegen kam. Er hat es dann auch nicht an den Fiskus verkauft, sondern, wie es in Gemeindeakten Sieglars von 1850 heißt, „zum



28

Franz August O'Etzel, 1784–1850, der Schöpfer und Leiter der Optischen Telegraphenlinie

Gebrauch der Königlichen Telegraphie übertragen“. Das Areal bestand aus „Haus, Hof und Garten“ und hatte 149 Ruthen und 80 Fuß Fläche. Das entspricht etwa 1100 Quadratmetern. Auf der alten Flurkarte ist es als Quadrat mit etwa 35 Metern Seitenlänge eingetragen, was ungefähr mit obigen Angaben übereinstimmt. Der Turm maß etwa 14 Fuß im Quadrat und lag in der nördlichen Ecke des Grundstücks. Das ganze Areal war mit einem Zaun und einem Schild „Betreten verboten“ ausgestattet. Freiherr von Spies-Büllesheim mußte 1850 dafür drei Taler und vierzehn Groschen an Steuer aufbringen. Ob er eine Miete vom Staat erhielt, erfahren wir nicht. Es scheint damals unter den ländlichen adeligen Grundherren patriotische Ehrensache gewesen zu sein, Gelände für den Telegraphen des Generalstabes kostenlos zur Verfügung zu stellen, denn auch der Grundherr der Station Flittard bei Köln, Freiherr von Fürstenberg, verfuhr so, obwohl es sich in seinem Fall um gutes Ackerland handelte, und schenkte sogar noch ein Stück Gartenland für die Telegraphisten dazu. Für die Station Schlebusch hatte die Gemeinde das Grundstück dem Staat gestiftet, allerdings wie auch Fürstenberg und Spies-Büllesheim unter dem Vorbehalt des Eigentumsrechtes für den Fall des Ein-

gehens der Telegraphenstation, der ja dann auch weniger als zwanzig Jahre später eintrat.

Allen Verantwortlichen wurde beim Bau der Linie größte Eile anbefohlen. Für den Bereich des VIII. Armeekorps in Koblenz übernahm dessen Baudirektor, der Hauptmann von Mühlebach, die Bauleitung, dem in unserem Gebiet der Siegburger Oberförster Kessler zur Hand gehen mußte. Leider haben sich weder auf dem Bürgermeisteramt zu Sieglar noch bei der Kreisverwaltung in Siegburg entsprechende Akten erhalten.

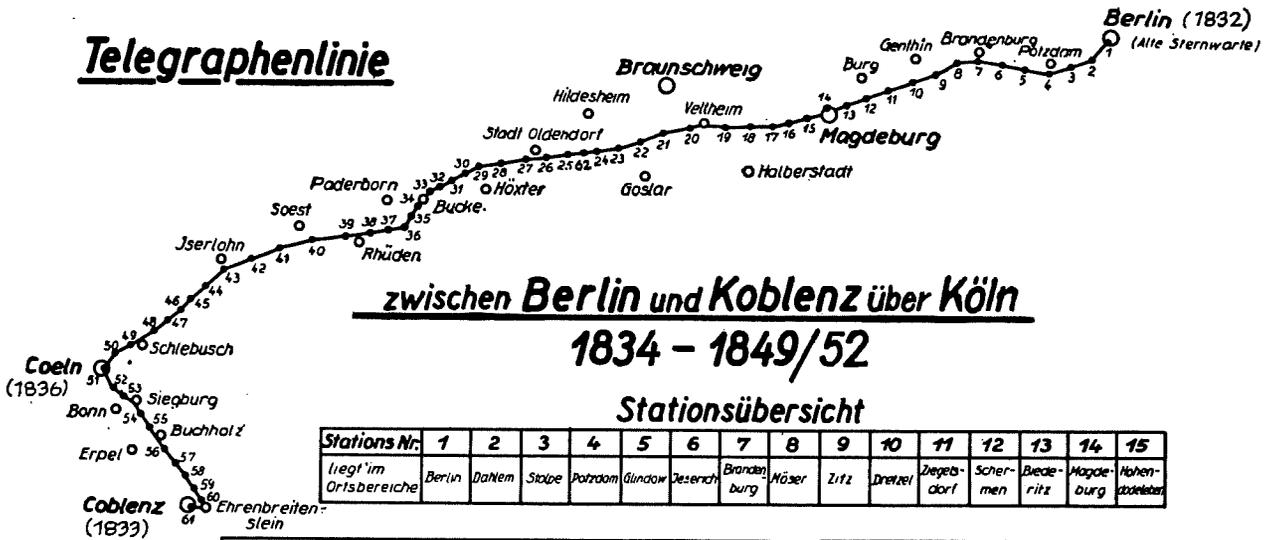
Die einzelnen Telegraphenstationen sollten andert-halb bis zwei Meilen, also etwa zehn bis dreizehn Kilometer voneinander entfernt liegen. Die Linie war in zwei „Ober-Telegraphen-Inspektionen“ mit dem Sitz an den Endpunkten in Berlin und Koblenz eingeteilt. Dem Koblenzer Telegraphenoberinspektor, einem Hauptmann Friedrich, der „im rechten Flügel des königlichen Schlosses“ wohnte, waren alle Stationen zwischen der Landesgrenze zum damaligen Herzogtum Braunschweig hin bis nach Koblenz unterstellt. Diese Strecke war noch einmal unterteilt in vier „Telegraphen-Inspektionen“. Der Ravensberg gehörte zur Inspektion VI mit dem Sitz in Köln, die von dem Premier-Leutnant a. D. und Telegraphen-Inspektor Schulze geleitet wurde. Söven gehörte bereits zur Inspektion VII in Koblenz.

Die Inspektion VI mit den Stationen Nr. 46 bis 53 begann mit dem Sendemast in Kollenberg bei Radevormwald, der ersten Station auf rheinischem Boden.

Dann ging es über Nr. 47 Born bei Buchholz im Kreis Lennep weiter nach der Nr. 48 Strasserhof in der damaligen Gemeinde Odenthal und der Nr. 49 auf einer erhöhten Stelle der damals öden Schlebuscher Heide. Nr. 50 war dann Flittard, nordöstlich von Köln bei Köln-Mülheim gelegen und heute nach Köln eingemeindet.

Von Flittard aus sendete man weiter zum Turm der damaligen Kölner Garnisonskirche St. Pantaleon. Die Barockhaube mußte eigens für die Station umgebaut werden, um die Plattform mit dem Sendeturm aufzunehmen. Dann kam die von St. Pantaleon 8 Kilometer entfernte Station Nr. 52, südlich von Oberzündorf am Rheinknie (heute Loorweg 155). Die Nr. 53 war unsere Station auf dem „Rodder Berg“ östlich von Spich, dann kam Nr. 54 Söven, Nr. 55 Sauerwiese (oder auch „Sauerwiesenheide“) zwischen Buchholz und Eudenbach, östlich von Unkel am Rhein, Nr. 56 bei Bartenau auf dem sogenannten Manrother Berg bei Neustadt an der Wied, nördlich der Basaltsteinbrüche im heutigen Naturschutzgebiet gelegen. Schließlich kam Nr. 57 Jahrsfeld oder „Straßenhaus“, dann Nr. 58 Anhausen oder Achenhausen, Nr. 59 nördlich von Sayn auf dem „Telegraphenberg“ (Höhe 311) im Engenser Stadtwald und westlich von Stromberg gelegen, und endlich die Nr. 60 auf dem Nöllenkopf an der Feste Ehrenbreitstein. Hier nahm man archi-

# Telegraphenlinie



## zwischen Berlin und Koblenz über Köln 1834 - 1849/52

### Stationsübersicht

Stations Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
liegt im Ortsbereiche	Berlin	Dallem	Stolpe	Porzom	Gindow	Jeserich	Brandenburg	Hözer	Zitz	Dreitzel	Ziegeb-dorf	Scher-men	Biede-ritz	Magde-burg	Nohen-zollern

Stations Nr.	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	
liegt im Ortsbereiche	Amp-furth	Gr. Dschers-leben	Neu-vegers-leben	Paps-dorf	Velt-heim	Horn-burg	Schlade	Löwe	Ho-hausen	Seiffels-burg (Hartz-häuser)	Nansen	Nainz-holzen	Lingen-kamp	Werb-sen	Fürste-nau	Köln (1836)

Stations Nr.	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45
liegt im Ortsbereiche	Entrop	Oin-hausen	Allen-beken	Schwa-neg	Busch	Mel-mern	Hären	Kreb-ling-hausen	Uelde	Ech-tropp	Köln-zen	Menden	Jser-lohn	Herse-förde	Brechel-feld

Stations Nr.	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61
liegt im Ortsbereiche	Pode-vorn-wald	Buch-holz (Klemp)	Oden-thal	Schle-busch	Flit-tard	Cöln	Nieder-zünder	Spich-bel (Trois-dorf)	Sören	Buchholz (K. Murrwald)	Barle-nou	Jahrs-feld	An-hausen	Sägn	Ehren-breiten-slein	Koblenz

tektionisch Rücksicht auf die Festung und gab dem Telegraphenhaus einen achteckigen Grundriß. Die Nr. 61, ein Turm des Südpavillons des Koblenzer Schlosses, war Endstation. Das Schloß war der Sitz des preußischen Militärgouverneurs der Rheinprovinz. Eine Zeitlang war die Weiterführung der Telegraphenlinie bis Trier im Gespräch, aber schon die Koblenzer Station war ursprünglich gar nicht vorgesehen und wurde erst nachträglich eingerichtet, als sich herausstellte, daß die von der Festung mit den Depeschen abgesandten Kuriers bei Hochwasser, Eisgang oder Nebel nicht oder nur mit Verspätung über den Rhein gelangen konnten.

Die Strecke war insgesamt etwa 550 Kilometer lang. Sie hatte dazu den Nachteil, daß sie teils durch das Gebiet von zwei „Fremdstaaten“ führte, nämlich das Herzogtum Braunschweig und das Königreich Hannover.

Im Herbst des Jahres 1833 waren die Sendeanlagen fertiggestellt und ein Jahr später auch die dazu gehörigen Wohnhäuser für die Telegraphisten. Am 21. November 1834 berichtete der Erbauer der Linie, Major O'Etzel, seinem Chef im Generalstab über die inzwischen erfolgreich durchgeführten Probesendungen und über die offizielle Abnahme der Strecke. Man hatte zwei zusätzliche Stationen wegen zu großer Entfernung voneinander einbauen und einige Stationen wegen ungünstiger Sichtverhältnisse insbeson-

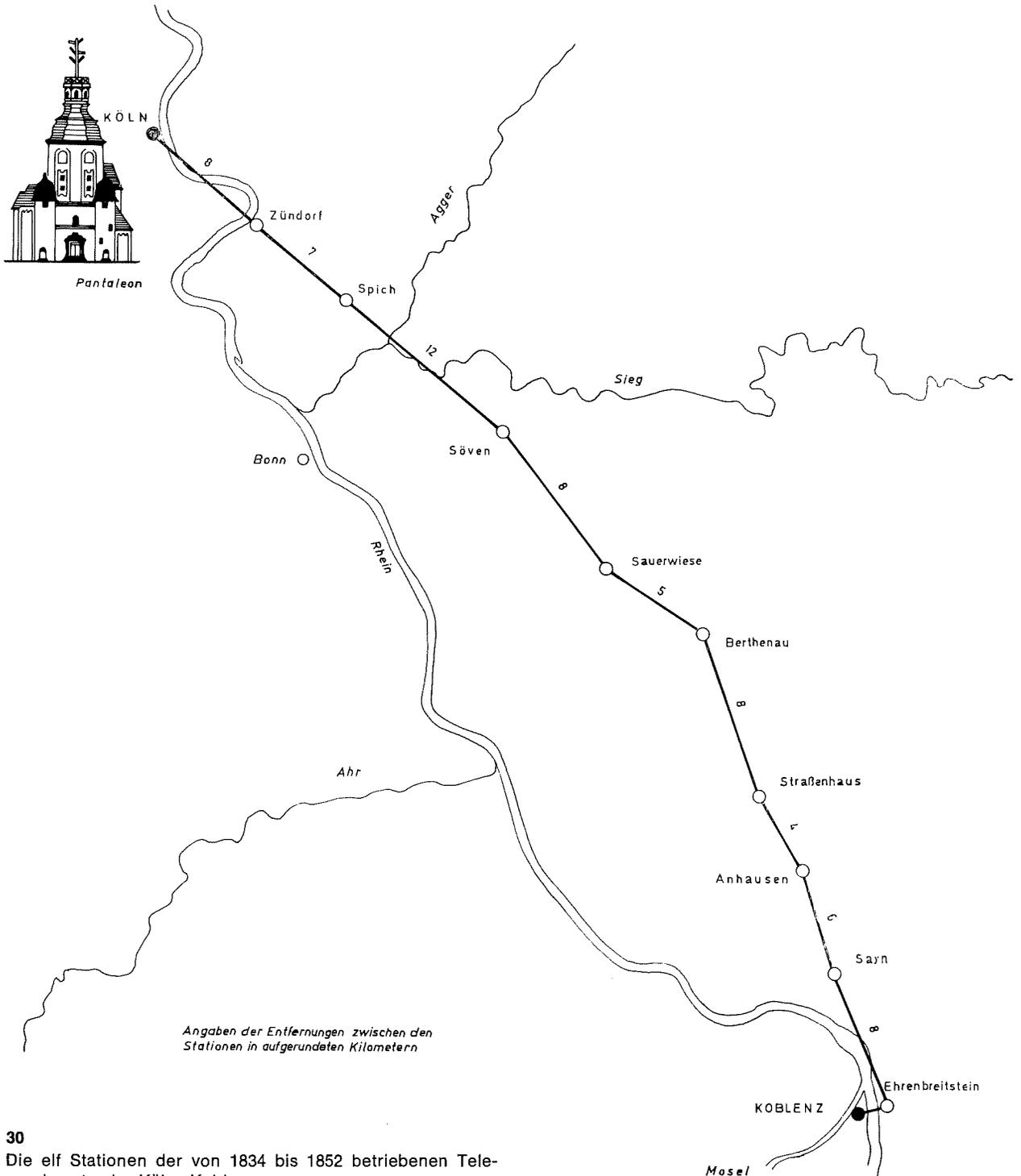
29

Gesamte Telegraphenlinie Berlin-Koblenz

dere zur flirrenden Mittagszeit erhöhen müssen. 1835 gab das Preußische Kriegsministerium eine kartographische Aufnahme des Streckenverlaufs in Auftrag und im gleichen Jahr ernannte man den tüchtigen Major O'Etzel zum „Telegraphendirektor“ und Chef des „Telegraphisten-Corps“, das indessen aus kaum mehr als 200 Soldaten bestand – ein Vorläufer der Nachrichtentruppe von heute.

### Die Sendetechnik

Der „Sender“, wenn das Wort erlaubt ist, oder wie man damals zu Anfang sagte, die „Fernschreibmaschine“ oder, wie man nach Einführung des elektrischen Morseapparates etwas von oben herab sagte, die „Holztelegraphie“, sah folgendermaßen aus: In dem meist zweistöckigen, manchmal auch drei- oder gar vierstöckigen Telegraphenturm wurden das Flachdach, durch welches der Mast ragte, das Stockwerk darunter, welches als „Beobachtungszimmer“ diente und schließlich die nächste Etage darunter, in dem der Sendemast in einem drehbaren Zapfenlager ruhte, zum Telegraphieren benötigt. Der runde Mast aus Fichtenholz mußte ja, da die Stationen zwischen

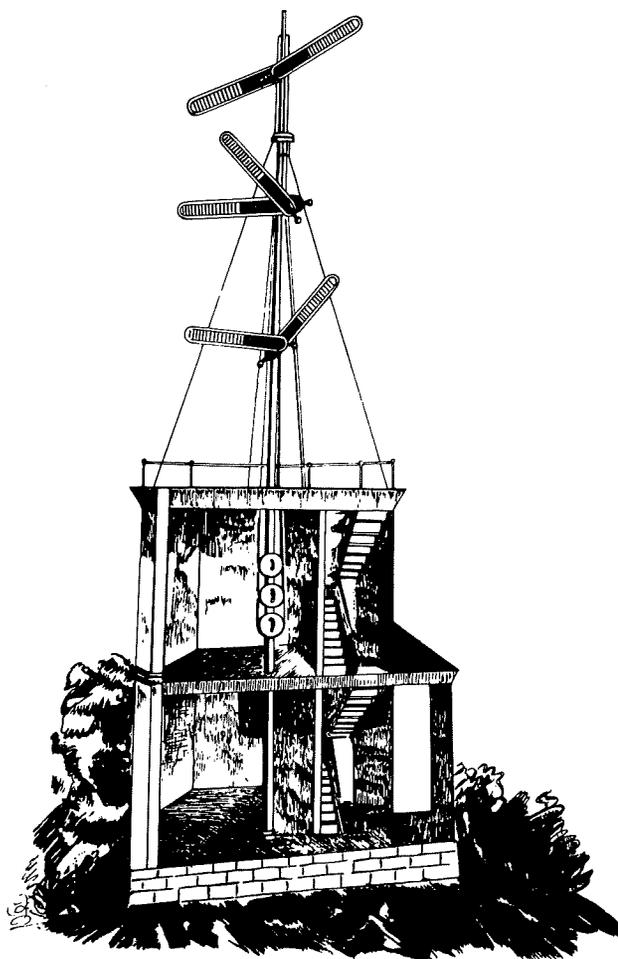


**30**  
 Die elf Stationen der von 1834 bis 1852 betriebenen Telegraphenstrecke Köln—Koblenz

Berlin und Koblenz über Köln nicht in einer Linie liegen konnten, drehbar sein, denn Signale sollten ja in beiden Richtungen weitergegeben werden können. Kam ein „Telegramm“ aus Koblenz, so mußte der Mast mit seinen „Indikatoren“, die oben angebrachten beweglichen Flügel, die uns an Haltesig-

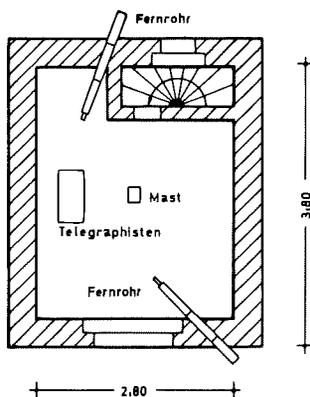
nale der Bundesbahn erinnern, in Richtung Zündorf gedreht werden. Kam ein Signal aus Berlin oder Köln, so wurde die „Breitseite“ des Mastes in Richtung Söven gedreht. Die technische Ausrüstung des Beobachtungszimmers bestand weiterhin aus zwei Fernrohren, die fest in





33 Schnitt durch einen Sendeturm mit Treppenhaus, Erdgeschoß, Telegraphenstube und Sendemast. Die Indikatoren sind teils falsch gesetzt. Das oberste Paar bildet keine gerade Linie und beim mittleren Paar stehen beide Indikatoren auf einer Seite. Dieses Zeichen gab es garnicht, es wäre nicht einmal technisch zu „setzen“ gewesen.

gelegentliches Schwanken bei starkem Wind nicht verhinderte und oft genug den Sendebetrieb zum Erliegen brachte, da man die in acht bis zwölf Kilometer Entfernung gesetzten Zeichen nicht mehr ablesen konnte). Vier „Sturmstangen“ aus 3/4zölligem Eisen gingen von den Ecken des Flachdaches aus zu einem schmiedeeisernen Ring an der Spitze des Mastes. Sie konnten mittels Spannschrauben angezogen werden und sollten dem Mast größere Standfestigkeit verleihen. Von der Plattform aus konnte man über eine eiserne Leiter zur Mastspitze emporsteigen, um die Signalfügel zu reparieren oder zu schmieren. Ein Blitzableiter führte von der Spitze des Mastes bis angeblich zum Grundwasserspiegel. Im übrigen war das Flachdach mit Zinkblech abgedeckt, und noch vor wenigen Jahren lag das beim Abtragen des Turmes und bei seiner Abdeckung durch ein Satteldach nicht

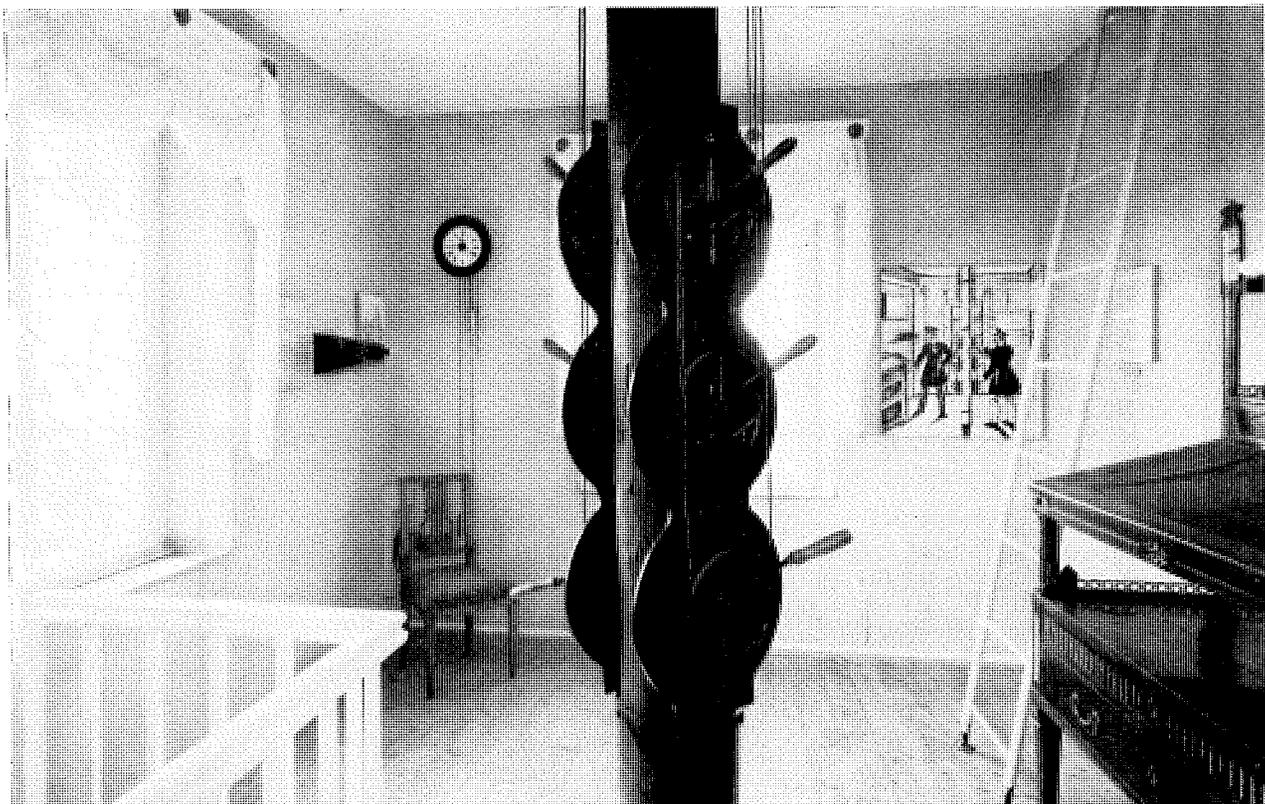


34 Schematischer Grundriß eines Telegraphisten-zimmers

mehr benötigte Blech abseits des ehemaligen Telegraphenhauses seitwärts im Gebüsch.

Wichtigster Bestandteil der Sendeanlage waren die sechs paarweise am Mast befestigen, drehbaren Flügel, die sogenannten „Indikatoren“, von denen sich die einander gegenüberliegenden „Anzeiger“ vertikal um die gleiche, durch den Mast führende Achse drehten. Von der Drehachse bis zur Spitze waren sie etwa vier Fuß, also ca. 1,20 Meter lang und 12 bis 15 Zoll breit. Um Lichtreflexe zu vermeiden, waren sie schwarz angestrichen, und damit sie dem Wind weniger Widerstand boten, hatten sie innen „einen Rahmen aus Blechjalousien“ oder waren „gitterartig durchbrochen“. Offenbar sollte der Wind die sich überlappenden Blechstreifen hochheben, damit der Druck auf den Mast, der bei Sturm ohnehin bedenklich schwankte und das Telegraphieren erschwerte, nicht noch verstärkt wurde.

Die Flügel wurden mittels eines Tauses, das am Mast entlang in das unter der Plattform liegende Beobachtungszimmer lief, mit Auslösebügel und Stellscheibe bewegt. Vermutlich gingen die Indikatoren durch Schwerkraft hinunter, während sie aufwärts vom Telegraphisten gezogen werden mußten, wobei ein rundes Gegengewicht, vermutlich aus Eisen, das Hinaufziehen etwas erleichterte. Man konnte jeden einzelnen Flügel in vier verschiedene Winkel zum Mast bringen, und zwar in einen Winkel von 0 Grad, 45, 90 und 135 Grad. Mit den drei Indikatorenpaaren ließen sich also 16 x 16 x 16, also 4096 verschiedene Zeichen darstellen. Was es mit diesen „Zeichen“, also der Chiffre oder dem Code, auf sich hatte, soll in einem eigenen Abschnitt behandelt werden. Die Telegraphisten entlang der Strecke brauchten den Code überhaupt nicht zu kennen, da sie ja nur Zeichen an ihren Masten setzten, die von ihrem Nachbarn angegeben wurden. Wirklich kennen mußten sie nur die Anfangs- und Schlußzeichen der einzelnen „Telegramme“, die dann auch als „Redesätze für das Telegraphieren“ auf den ersten drei Seiten ihres „Wörterbuches“ aufgezeichnet waren. Dieses „Telegraphieren“ hatte nun in der Tat seine Tücken. Zum ersten kamen die Zeichen von Berlin, also in unserem



Falle von Köln aus, so an, wie sie im „Wörterbuch“ standen und waren bei entsprechender Witterung leicht genug zu lesen. Kam aber das Telegramm von Koblenz aus, sah die ganze Sache seitenverkehrt, also spiegelbildlich aus und der Telegraphist mußte „umdenken“. Eher optimistisch und fortschrittsgläubig als zutreffend heißt es 1834, als die Linie ihren Betrieb gerade aufnahm, in einem Bericht über die „Rheinprovinz der Preußischen Monarchie mit einer ausführlichen Beschreibung derselben“ über den Telegraphen: „Er zählt sich seiner Einrichtung nach zu den englischen. Ein senkrechter Mast schießt drei Seitenarme hervor. Da jeder der letzteren neun und mit Einschluß der Null (wenn der Arm verschwindet oder senkrecht herunterhängt) zehn Zeichen macht, so lassen sich, wenn der obere Arm die Einer, der mittlere die Zehner und der untere die Hunderter bedeutet, 999 Zeichen oder Zahlen ausdrücken. Ein einfaches Zeichen wird sich in zehn Minuten und ein Bericht von einer mäßigen Größe in einer Viertelstunde durch die ganze Reihe der Telegraphen bis Köln schicken lassen.“

Ganz so glatt und schnell, wie der Schreiber glaubte, ging die Sache aber nicht. Der Sendebetrieb bei einem „Telegramm“ von Berlin über Köln nach Koblenz muß folgendermaßen vor sich gegangen sein: Von Tagesanbruch an war immer einer der beiden Telegraphisten, die zu einer Station gehörten, entweder auf der Plattform oder im Beobachtungszimmer anwesend. Abwechselnd beobachtete er den Zündorfer

35

Die vom Kölner Historischen Museum eingerichtete Telegraphenstube der ehemaligen Station Köln-Flittard

oder Sövenener Mast. In der „Instruction“ hieß es, daß die Telegraphisten durch „fleißiges Nachsehen durch die Fernröhre“ ständig nach neuen Signaleinstellungen Ausschau zu halten hätten. Nicht weniger als vier- bis fünfmal in der Minute (!) sollte man die Nachbarstationen auf neue Depeschen hin beobachten. In der Tat: Wenn jede der 61 Stationen der Linie von Berlin nach Koblenz auch nur eine Minute säumig war, bedeutete dies ja wohl, daß sich das Telegramm um eine Stunde verspätete. Wie ernst es dem Telegraphendirektor O'Etzel mit der ständigen Anwesenheit seiner Telegraphisten in ihren Beobachtungszimmern gemeint war, möge daraus ersichtlich sein, daß selbst kirchliche Trauungen „vor Ort“ vorzunehmen waren. Am 10. April 1834, also zu einem Zeitpunkt, als der Telegraph noch gar nicht richtig „lief“, wurden der königliche Obertelegraphist Johann Peter Wüster (oder „Wurster“) und seine Verlobte auf seiner Station Nr. 57 bei Strassenhaus, „nachdem er seinen Heiratskonsens von der Königlich Preußischen Telegraphendirektion Berlin vom 11. März 1834 vorgezeigt hatte, in dem Königlichen Telegraphengebäude ehelich und kirchlich eingesegnet“. So jedenfalls steht es im Heiratsregister der Gemeinde Oberhonnefeld.

Aber nicht nur die Anwesenheit, auch die Arbeitsgenauigkeit der Telegraphisten spielte eine entschei-

15. Redesätze für das Telegraphiren Seite 1—3

A. Ankündigungen und Benachrichtigungen.	A.	B.	C.	A. Ankündigungen und Benachrichtigungen.	A.	B.	C.
Nichts Neues!	5.	2.	5.	Es sind hier Fehler vorgefallen, die Depesche wird wieder angefangen.	4.	1.	4.
Meldung von Station 1 bis 99	9.	1.	5.	Wir wiederholen ... Zeichen. (Folgt die Zahl wie viel Zeichen wiederholt werden.)	4.	1.	5.
Von der Direction.	4.	3.	5.	Die Depesche wird abgebrochen.		4.	2.
Citissime von Station 1 bis 99	9.	1.	4.	Fortsetzung der abgebrochenen Depesche? (Folgt die Nr. der Depesche.)	4.	2.	4.
Citissime von der Direction.	4.	3.	4.	Der jetzt beendigten Depesche kommt noch eine nach.	5.	2.	4.
Die Depesche von Station 1 bis 99, welche hier aufgenommen worden, wird jetzt weiter gegeben. (Folgt: Meldung von Station u. f. w.)	9.	1.	4.	Die Depesche ist nicht verstanden worden. (Folgt: 1. Nr. der Depesche, 2. Adresse der Station, welche sie abgelenkt hat.)		4.	3.
Die hier aufgenommene Depesche von der Direction wird jetzt weiter gegeben. (Folgt: Meldung von Station u. f. w.)	4.	3.	4.	Die Depesche Nr. F. . . ist an ihre Bestimmung gelangt. (Folgt: 1. die Adresse der Station, welche die Depesche abgelenkt hat, 2. die Nr. der Depesche.)	5.	1.	4.
Citissime von Station 1 bis 99, welches hier aufgenommen worden, wird jetzt weiter gegeben. (Folgt: Meldung von Station u. f. w.)	9.	1.	4.	Schlusszeichen der Depesche.	5.	2.	
Das hier aufgenommene Citissime von der Direction wird jetzt weiter gegeben. (Folgt: Meldung von Station u. f. w.)	4.	3.	4.	Hier ist Nichts mehr zu berichten.	5.	2.	4.
Der beschädigte Telegraph ist wieder hergestellt. (Folgt: Meldung von Station u. f. w.)	4.	3.	5.	<i>Verbindung des Telegraphen</i>			
Dein Zeichen ist undeutlich.	4.	2.	4.	<i>Stille am Mast</i>	4.	2.	4.
Du hast ein falsches Zeichen gemacht.	4.	3.		<i>Verbindung des Telegraphen</i>	4.	2.	5.
Station 1 bis 99 hat ein falsches Zeichen gemacht.	9.	1.	5.	<i>Stille am Mast</i>	5.	1.	4.
	9.	9.	5.				

36

Die für die Telegraphisten wichtigsten Zeichen aus dem „Wörterbuch“

dende Rolle. Wenn jede der 61 Stationen zwischen Berlin und Koblenz auch nur einen Fehler machte, also ein Zeichen falsch ablas und setzte, konnte der Text so verstümmelt sein, daß ihn der Empfänger auf den „Expeditionsbüros“ in Berlin, Köln und Koblenz nicht mehr entziffern konnte. Die „Redesätze für das Telegraphiren“ enthielten ja auch nicht von ungefähr überraschend viele Anweisungen gegen Übermittlungsspannen, wie etwa „Der beschädigte Telegraph ist jetzt wieder hergestellt“, „Dein Zeichen ist undeutlich“, „Du hast ein falsches Zeichen gemacht“, „Station 1 bis 61 hat ein falsches Zeichen gemacht“, „Es sind hier Fehler vorgefallen“, „Die Depesche wird wieder angefangen“, „Wir wiederholen x Zeichen“ und schließlich als Eingeständnis völliger Verwirrung (oder bei Einbruch der Dunkelheit): „Die Depesche wird abgebrochen“. Wichtige Depeschen hat man sicherheitshalber ohnehin doppelt auf die Reise ge-

bracht, nämlich per Telegraph und per Kurier oder der althergebrachten Postkutsche. Sie kam dann etwas später, aber in unbedingt glaubbarem Klartext an.

**Die Chiffre**

Die Seele des Telegraphierens ist die Chiffre, der Sendecode oder der „Schlüssel“, nach dem gefunkt, gemorst oder in unserem Fall ein Zeichen am Mast gesetzt wurde.

Schon 1888 hieß es in einem Aufsatz über den optischen Telegraphen, daß „die Depeschen von den correspondierenden Behörden entweder in Worten oder in Chiffre zur Beförderung abgegeben wurden“, also nach dem im vorhergehenden Kapitel behandelten Verfahren. „Depeschen in offener Sprache mußten nach einem den Zwischenstationen nicht zugänglichen Wörterbuch chiffriert und bei der Endstation wieder in offene Sprache umgesetzt werden.“ Diese letzte Nachricht ist neu. Demnach hat es also zwei Wörterbücher gegeben, nämlich eins, das bei allen

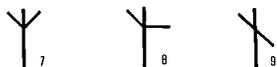
Stationen auflag und das nur die für den Sendebetrieb erforderlichen technisch-praktischen Zeichen enthielt, das freilich auch unter Verschluss zu halten war und keineswegs kopiert werden durfte, und ein zweites ungleich wichtigeres Wörterbuch mit den für den eigentlichen, geheimen Sendebetrieb erforderlichen Zeichen, das nur den Telegrapheninspektionen in Berlin, Köln und Koblenz, also den Chiffrierstellen, zur Verfügung stand.

Als der preußische Kriegsminister nach einigem Zögern auch seinem Kollegen, dem Innenminister und Chef der Polizei die Benutzung des Telegraphen gestattete, „empfahl er die Verwendung besonderer Chiffren“. Das hätte aber das ohnehin oft eintretende Durcheinander noch größer gemacht und es ist sehr unwahrscheinlich, daß es mehr als einen Code in Preußen gegeben hat. Sicher haben die Oberinspektoren an den Endpunkten der Strecke, es waren besonders ausgewählte und vereidigte Beamte, nur nach dem ursprünglichen, von Direktor O’Etsel entworfenen Schlüssel chiffriert, und bei ihnen sind auch wohl nur Klartexte und keine bereits verschlüsselten Meldungen abgeliefert worden.

Diese Chiffre sah nun wie folgt aus: Jeder Flügel oder Indikator konnte am Mast vier Stellungen einnehmen, und zwar die Stellung 0 Grad (= senkrecht zum Mast), 45 Grad, 90 Grad und 135 Grad. Nimmt man den gegenüberliegenden Indikator hinzu, so ergaben sich noch drei weitere ablesbare Winkel, nämlich 225 Grad, 270 Grad und 315 Grad. Wenn man von einem Flügelpaar nur einen Indikator benutzte, also entweder den rechten oder den linken, dann waren mit diesem einen Flügel sieben Zeichen am Mast setz- und ablesbar. Man setzte diese Winkelstellungen Zahlen gleich, und zwar von 0 bis 6 nach folgendem Muster



für die noch fehlenden Zahlen (= Indikatoreneinstellung) von 7 bis 9 benutzte man beide Flügel eines Paares, und zwar bedeutete



Die Zahlen 7, 8 und 9 kamen also durch einfache Addition (1 + 6, 2 + 6 und 3 + 6) zustande. Man nannte diese Zahlen „einfache Zeichen“, mit denen man ohne Chiffre die Zahlen 1 bis 999 senden konnte. Das untere Flügelpaar sendete die Hunderter, das mittlere die Zehner und das obere die Einer.

Wohlgemerkt, diese Zahlen von 0 bis 9 waren noch keine Chiffren, sondern bezeichneten nur die Einstellung je eines der drei Flügelpaare. Alle drei Flügelpaare zusammen ergaben erst ein Zeichen, eine Chiffre, also eine Silbe, ein Wort oder gar einen ganzen Satz. Dabei bezeichnete man das untere Flügelpaar am Mast mit A, das mittlere mit B und das obere mit C. Die Chiffre bestand nun jeweils aus drei Zah-



37  
Berittener Telegrapheninspektor und Telegraphist vor der mit einem Sendemast versehenen Dorfkirche von Berlin-Dahlen, der zweiten Station auf dem Weg nach Köln und Koblenz. In dieser Kirche hat Martin Niemöller 1933 den evangelischen „Pfarrer-Notbund“ gegründet, der sich zur Keimzelle der „Bekennenden Kirche“ entwickelte, und seine vielbeachteten Predigten in der NS-Zeit gehalten

lenkombinationen, die von unten nach oben, von A nach C, am Mast zu setzen waren.

Um es an einigen Beispielen zu verdeutlichen: Die Chiffre für das Wort „pünktlich“ lautete:

C	5.3
B	6
A	5.2

Am Mast setzte der Telegraphist nun nach unseren links wiedergegebenen Abbildungen  
 am oberen Flügelpaar C die Stellung 5 und 3  
 am mittleren Flügelpaar B die nur einflügelige St. 6  
 am unteren Flügelpaar A die Stellung 5 und 2  
 und „es entstand am Mast das nebenstehende Zeichen für „pünktlich“, das freilich, je nach der Richtung aus der es kam, auch seitenverkehrt zu lesen war. Die Chiffre durfte also keine spiegelbildlichen Zeichen enthalten, womit die oben einmal genannte Zahl von 4096 Zeichen, die in allen Aufsätzen genannt wird, um die Hälfte zu reduzieren war.

Noch einige Beispiele für Chiffren und Indikatorenstellungen:

Die Chiffre für das Wort „Dienst“ lautete 9

5.2
4.3

das Zeichen sah so aus 

Der geneigte Leser möge nun je nach Belieben zu Papier und Bleistift greifen und folgende Chiffren an Hand der Abbildungen S. 33 zeichnen:

- Jagd: = 4.3/7/4.1
- Station: = 5.1/4.3/7
- Richtung: = 5.2/9/5.3

Und nun vergleichen Sie bitte Ihre Sendezeichen mit dem als Facsimile in Abbildung Nr. 38 wiedergegebenen Probetext („Jagd“ und „Station“ in Zeile 2, „richtung“ in Zeile 3). Stimmen Ihre Zeichen mit dem Original überein, dann können Sie telegraphieren und Sie haben mit dem Autor, wie mir scheint erstmals in der vorhandenen Literatur, den ersten Schritt dazu getan, den Geheimcode des Preußischen Generalstabes aus den Jahren 1832/33 zu „knacken“.

Für besonders häufig vorkommende Worte verwandte man möglichst einfach zu setzende und zu lesende Zeichen, z. B.

- „im“ = 2/1/2
- „an“ = 6/2/-

Leicht ablesbar mußten auch die sogenannten Redesätze für das Telegraphieren sein, wie z. B.

- „Nichts Neues“ = 5.2/-/5.2

- „Dein Zeichen ist undeutlich“ = -/4.2/4.2
- „Du hast ein falsches Zeichen gemacht“ = 4.3/-/-
- „Schlußzeichen der Depesche“ = 5.2/-/-

Dem Verfasser unverständlich bleibt eine Erklärung des Code, die sich in einer sonst sehr gründlichen Kölner Untersuchung findet: „Alle Einstellungen drückten Zahlen aus. Diese wurden wie folgt dargestellt: Die Einer durch die C-Einstellung, die Zehner durch das Flügelpaar B und die Hunderter durch die Etage A. Wollte man Zahlen durchgeben, mußte man auf die Siebenhundertergruppen zurückgreifen. Erstaunlicherweise gab es keine ausdrückliche Codierung für die Null“.

Im Wörterbuch standen 57 Redesätze, 49 Orts- und Flußnamen, 16 Personennamen, 10 Namen und Titel, 75 Telegraphenteile und 19 Material- und Werkzeugbegriffe. Dann folgten in alphabetischer Reihenfolge fast 1000 Wörter und 650 Silben bzw. Wortteile, 34 Zeichen für Wochentage, Monate und Uhrzeitangaben, 3 Interpunktionszeichen, 104 Zahlen, 119 Hilfsverben und noch 64 allgemeine Redesätze, insgesamt etwa 2200 Chiffren, eine Zahl, die in etwa unserer Vermutung von der Hälfte der an sich am Mast mit drei Flügelpaaren setzbaren Zeichen entspricht.

38

Übungstelegramm, von der Berliner Seite gesehen

C B A												
C	52	51	0	42	2	5	7	0	2	7	9	5
B	3	43	0	53	7	2	6	0	6	5	43	53
A	2	-	7	43	-	-	-	1	1	0	53	53
	Meldung von Station Nr. 23	An die Direktion	Depesche Nr. 0	Herzog	C -	am	-	bri	-	d	-	oe hat gehalten hier

C B A												
C	2	1	43	0	3	51	3	6	0	43	43	9
B	1	42	7	4	1	43	2	4	51	51	53	51
A	2	52	41	8	2	7	7	9	43	6	8	51
	im	Forst	Jagd	war	in	Station	23	hat zu erkennen gegeben	-	den Telegraphisten	Wohl	- gefallen

C B A													
C	0	5	4	52	2	53	9	0	4	9	0	-	
B	2	43	2	9	6	6	52	1	8	9	9	-	
A	-	53	1	53	5	52	43	7	6	6	6	52	
	an	gute	Ein	- richtung	und	pünktlichen	Dienst	10	Ökt.	halb	vier	Uhr	Schlußzeichen

Ein Original des „Wörterbuches“ befindet sich im Postmuseum in Berlin, die wiederhergestellte Station Köln-Flittard verfügt über eine Faksimileausgabe, die man dort bei Bedarf einsehen kann.

## Nachteile und Pannen

Beim neuen, optischen Telegraphen waren schon früher amüsante, aber für die Beteiligten auch peinliche Pannen passiert. Am 20. März 1811 9 Uhr morgens war dem Kaiser Napoleon, der stets das größte Interesse für den optischen Telegraphen bewiesen hatte, in Paris der langersehnte Sohn und Nachfolger geboren worden. Diese Freudenbotschaft kam schon vier Stunden später, um 13.00 Uhr, per Telegraph in der Endstation Straßburg an. Um 18.00 Uhr am gleichen Tag erst dachte man in Paris daran, den Straßburger Generalkommandanten anzuweisen, nun auch die Schwiegereltern Napoleons in Wien per Kurier zu informieren. Gegen 18.20 Uhr schon traf der Beginn des zweiten Pariser Telegramms in Straßburg ein, aber es war März und daher frühe Dämmerung und ausgerechnet die vier entscheidenden Worte des zweiten Telegramms, nämlich „des Königs von Rom“, blieben unterwegs „stecken“ und wurden erst am anderen Morgen um 6.45 Uhr nachgeliefert, und erst mit zwölf Stunden Verspätung konnte sich der Kurier auf den Weg nach Wien machen.

Bei den Feldzügen des englischen Generals Wellington gegen die Franzosen in Spanien in den Jahren 1808 bis 1814 hatte ein englischer Schnellsegler von Portugal aus eine Nachricht beim Optischen Telegraphen in Plymouth in Südengland zur Weitergabe nach London abgeliefert. Man begann zu telegraphieren und brachte wegen aufkommenden Nebels nur die Worte „Wellington defeated...“ auf die Reise nach London, also „Wellington besiegt“! Am anderen Morgen kam der zweite Teil des Telegramms nach: „... the French“. (Also „Wellington besiegte die Franzosen“).

In unserem Falle muß das Telegraphieren etwa wie folgt vor sich gegangen sein: Bei Funkstille stand an allen Masten das im „Wörterbuch“ vorgesehene Zeichen „Nichts Neues“. Die Ankündigung eines Telegramms oder, wie es im Wörterbuch hieß, einer „Mel-dung“ unterschied zwischen solchen von der „Direktion“, offenbar einem „normalen“ Telegramm, und „Citissime“ (Latein für „schnellstens“), also Blitzdepeschen. Sah der Rotter Telegraphist dieses Zeichen in Zündorf, dann setzte er es selbst auch an seinem Mast und fügte die Nummer seiner Station zur Benachrichtigung von Söven hinzu. In Zündorf erkannte man, das Spich verstanden hatte und begann mit dem nächsten Zeichen. Inzwischen war auch der zweite Spicher Telegraphist auf dem Sendeturm, half beim Ablesen und Einstellen und Beobachten des Söveners Mastes und mußte auch noch Uhrzeit und

Zeichen in sein „Journal“ eintragen. Immerhin standen pro Station und Jahr zwölf Taler für Schreibmaterialien im Etat.

Nun war das Telegraphieren in vollem Gange. Es konnte stundenlang dauern. Das beständige Spähen beanspruchte die Augen und forderte ununterbrochene, doch nicht sonderlich interessante Aufmerksamkeit. Und dabei bestand der anstrengendste Teil des Dienstes noch in der ständigen Dienstbereitschaft. An vielen Tagen, ja manchmal wochenlang, konnte wegen schlechter Sicht überhaupt nicht gesendet werden, aber dies enthub die Telegraphisten nicht der Pflicht, den Nachbarmast fünf bis sechs Mal in der Minute auf neue Zeichen hin zu beobachten. Für die Beendigungen der Depeschen gab es die Zeichen „Die Depesche wird abgebrochen“, „Fortsetzung der abgebrochenen Depesche“, „Der jetzt beendigten Depesche kommt noch eine nach“, „Die Depesche ist an ihre Bestimmung gelangt“, „Schlußzeichen der Depesche“ und „Hier ist nichts mehr zu berichten“.

Das System hatte natürlich viele Nachteile. Man konnte nur in jeweils einer Richtung „senden“. Zur gleichen Zeit in beiden Richtungen Signale zu setzen hätte zu absurden, heillosen Verwirrungen geführt. Theoretisch war es aber ohne weiteres möglich, daß etwa gleichzeitig in Berlin und Koblenz abgesandte Telegramme mitten auf der Strecke „aneinander“ gerieten. Für diesen Fall gab es die strikte Anweisung, daß nach Berlin gerichtete Depeschen den absoluten Vorrang hatten. Leider sind uns keine Unterlagen über solche und ähnliche Pannen erhalten geblieben. Selbst wenn alles klappte, brauchte das erste Zeichen von Berlin nach Koblenz knapp dreißig Minuten, jedes folgende im Durchschnitt eine Minute mehr. Eine Nachricht, welche durch dreißig Zeichen ausgedrückt werden konnte, brauchte zum „Durchlaufen“ einer Station eine Stunde, das heißt man rechnete für das Erkennen an der Nachbarstation, das Setzen und schriftliche Notieren im „Journal“ an der eigenen Station und die Beobachtungszeit für die dritte Station pro Zeichen etwa zwei Minuten. Bei französischen Telegraphen hatte man in Napoleons Zeiten einmal geglaubt – freilich unter besseren Sichtverhältnissen – mit etwa 20 Sekunden pro Zeichen auszukommen! Bei ungünstiger Witterung, und das bedeutete in Preußen mindestens fünfzig, wenn nicht mehr Prozent der Tageszeit – Morgen- und Abenddämmerung sowie die Nacht fielen ja zum Senden ganz aus – verlängerten sich die Beförderungszeiten entsprechend. Es handelte sich also um eine ausgesprochene Schönwetteranlage, die bei Nacht und Nebel vollends zum Erliegen kam. Aber auch in den Mittagsstunden zwischen elf und vierzehn Uhr konnte man oftmals nicht senden, wenn die Luft bei starker Sonneneinstrahlung diesig war oder flimmerte. Petrus mußte also in jedem Falle ein Einsehen haben. Zwar machte

man bald auch Versuche mit farbigen Laternen, um auch nachts senden zu können, aber ohne praktisches Ergebnis.

Im Falle der Spicher Station gab es nach über zehnjähriger Sendezeit noch eine besondere Behinderung: Im Sommer 1847 beklagte sich „die Telegraphenstation Nr. 53 (Ravensberg bei Spich)“ bei der für sie zuständigen Telegrapheninspektion VI zu Cöln, daß sie wegen Baumwuchses in Richtung Zündorf die dortigen Zeichen nicht mehr ordentlich ablesen könne. Daraufhin machte sich der Inspektor Giebel auf den Weg zum Ravensberg und berichtete alsbald der Kölner Bezirksregierung, „daß sich nach eigener Wahrnehmung in der Visierlinie nach Station 52 bei Zündorf hin, und zwar im Hintergrunde der letzteren, Hindernisse befinden, welche das Erkennen der Telegraphenzeichen von der ersteren nach der letzteren Station in den meisten Fällen unmöglich machen, wodurch der Telegraphendienst nicht allein erschwert, sondern auch häufig unterbrochen wird“. Es stellte sich heraus, daß auf der anderen Rheinseite bei Sürth ein Busch und nicht weniger als 22 Pappeln genau in der Visierlinie Ravensberg–Zündorf hochgewachsen waren. Sie sind wahrscheinlich auf Anordnung der Kölner Regierung zurückgeschnitten oder gefällt worden. Das Schneiden der Bäume und die Erhaltung der vielerorts ursprünglich geschlagenen Sichtschneisen in bewaldeten Gegenden blieb ein ständiges Problem, freilich eins, mit dem man ungleich manchen anderen fertig zu werden vermochte.

Wie erwähnt kam der Sendebetrieb – manchmal auf Wochen hin – zum Erliegen. Zwei Telegramme waren ohnehin das Maximum, was man am Tage leisten konnte. Man hat ausgerechnet, daß das einzelne Telegramm etwa hundert Taler kostete. Im Sommer konnte man höchstens sechs, im Winter höchstens drei Stunden am Tage senden. Unter den günstigsten Umständen konnte eine Nachricht aus Paris in dreißig Stunden in Berlin sein, und zwar lief diese bis Metz über den französischen Telegraphen, dann bis zur Landesgrenze in Saarbrücken mit französischer und bis Koblenz mit preußischer Estafette und schließlich bis Berlin über den preußischen Telegraphen. Nachrichten aus England, Belgien und den Niederlanden hatten es lange Zeit noch schwerer, nach Berlin zu gelangen, denn sie mußten zunächst über Köln nach Koblenz per Kurier überbracht werden und wanderten dann erneut via Kölner St. Pantaleonskirche optisch nach Berlin. Erst 1836, als man merkte, daß Londoner Nachrichten per Schiff über Hamburg schneller in Berlin waren als über den Telegraphen, hat man in Berlin der Einrichtung eines „Expeditionsbureaus“ in Köln zugestimmt, d. h. daß man sich jetzt den Kurierdienst Köln–Koblenz schenkte und auch von Köln aus sendete.

Zunächst ließ der preußische Generalstab ohnehin nur militärische Nachrichten zur Übermittlung über den Telegraphen zu. Später wurden aber auch die

preußischen Diplomatenberichte aus Paris, Brüssel und London gesandt. Später durften es auch wirtschaftliche Nachrichten, etwa Börsenkurse, sein, aber alle Nachrichten mußten vor ihrer Veröffentlichung im Berliner Staats-Anzeiger vom Kriegs-, Außen- oder Innenministerium zensiert werden.

Leider wissen wir nur in Ausnahmefällen etwas über den Inhalt dessen, was da an 61 Masten zwischen Berlin und Koblenz gesetzt wurde. Mehr anekdotisch ist ein Bericht vom 31. August 1834, wonach König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine Station der Strecke besichtigte, die dies stolz der Nachbarstation mitteilte: „Soeben ist Seine Majestät zur Besichtigung unserer Station eingetroffen“. Offenbar glaubten die Telegraphisten der Nachbarstation ihren Kollegen nicht und telegraphierten zurück: „Das ist uns doch ganz egal“.

Aufschlußreicher und authentischer ist dagegen folgendes gleichlautende Telegramm des preußischen Innenministers an die Regierungspräsidenten in Aachen, Düsseldorf, Köln und Koblenz vom 2. Februar 1840: „Seine Majestät der König haben befohlen, daß der nach Inhalt der öffentlichen Blätter zum Apostolischen Vicarius in Hamburg designierte ehemalige Pfarrer Laurent, welcher mit einem Passe der Belgischen Behörde nach Deutschland versehen (ist), der ihn mit Verleugnung seiner geistlichen Würde als Particulier sans Profession bezeichnet, am 6. Januar in Aachen eingetroffen und sich von dort über Düsseldorf nach Koblenz begeben haben soll, von den diesseitigen Behörden lediglich in der Qualität behandelt werden soll, welche der Paß ihm beilegt, und daß ihm demgemäß nicht gestattet werden dürfe, geistliche Amtsfunktionen zu verrichten. Außerdem aber, da der Paß von der Preußischen Gesandtschaft in Brüssel nur für die Durchreise in Aachen visiert worden (ist), er von Polizei wegen anzuhalten sei, seine Reise unverzüglich fortzusetzen und jedenfalls die Königlichen Staaten (von Preußen), in denen ihm kein Aufenthalt gestattet werden könne, ungesäumt zu verlassen. Euer Hochwohlgeboren wollen für den Fall, daß der p. Laurent sich in dem dortigen Bezirk befindet oder daselbst eintreffen sollte, zur Vollführung des vorstehenden Allerhöchsten Befehls das Erforderliche in geeigneten Wegen zu veranlassen und, wie solches geschehen und wohin der p. Laurent sich von dort aus hinbegeben (hat), durch telegraphischen Bericht hierher anzuzeigen“.

Am 2. Februar des Jahres 1840 hatte der preußische Minister des Inneren und der Polizei diesen Erlaß in bestem preußischen Beamtendeutsch abfassen und durch Kurier zur Berliner Sternwarte im Dorotheenviertel bringen lassen, wo sich der Ausgangspunkt der Telegraphenlinie befand. Hier hat sich der Telegraphen-Inspektor daran gegeben, erst einmal den im Kanzleistil verfaßten Brief aus praktischen Gründen auf weniger als die Hälfte der Worte zu kürzen, damit

er um so schneller über den Telegraphen lief, und dann in die an den Masten zu setzenden Zeichen zu „übersetzen“, also zu chiffrieren. Um 12.45 Uhr des 3. Februar 1840 war er damit fertig und dann lief die Depesche bis Köln. Wann sie genau hier eintraf, wissen wir nicht, wohl aber wann der Kölner Königliche Telegrapheninspektor Schulze mit der Dechiffrierung, also der Rückübersetzung fertig war und diese dem wartenden Kurier zur Weiterbeförderung nach Aachen übergab: 22 Uhr abends. Von der erfolgten Kürzung und Chiffrierung in Berlin bis zur Dechiffrierung in Köln hatte das Telegramm also 13 Stunden benötigt. Es lautete nunmehr:

„Seine Majestät der König haben befohlen, daß der ehemalige Pfarrer Laurent nach Hamburg bestimmt ‚mit Paß aus Belgien als bloßer Privatmann‘ soll in deren Qualität keine geistlichen Geschäfte verrichten . . . Da sein Paß nur für die Reise durch Aachen visiert ist, so soll die Polizei sorgen, daß er gleich wieder abreist, und ihm kein Aufenthalt im Preußischen Staat erlaubt wird. Die Königliche Regierung hat durch Telegraph zu berichten, ob p. Laurent dort gewesen und wohin er gereist ist“.

Wir erfahren leider nicht, was aus dem guten Pfarrer – oder Nicht-Pfarrer – geworden ist.

Erst im Berliner Revolutionsjahr des Jahres 1848 gefiel es dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Telegraphennachrichten an die Öffentlichkeit weiterzuleiten. Am 17. März 1848 brachte der Berliner Innenminister um 17.000 Uhr eine Depesche auf den Weg, die der Kölner Regierungspräsident bereits um 18.30 Uhr in Händen hielt: „An drei Abenden zog der Pöbel in Trupps durch die Straßen. Die Bürgerschaft wirkte beruhigend. Seit gestern ist alles ruhig und kein Zeichen der Erneuerung vorhanden“.

Die „Kölnische Zeitung“ konnte sich nicht genug wundern, einmal darüber, daß die Regierung die bisher höchst geheimen telegraphischen Nachrichten veröffentlichte, dann aber auch, daß diese in so schlechtem Deutsch abgefaßt waren. Die Zeitung gab ein Extrablatt heraus und schrieb am folgenden Tag: „Man hatte bisher wohl zuweilen (!) den Telegraphen hoch auf dem Turme (der Kölner Garnisonkirche St. Pantaleon) seine langen Arme ausstrecken sehen, doch war seine Arbeit den Leuten ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. So staunte man, als man das Extrablatt der Kölnischen Zeitung mit jener Depesche in Händen hielt. Man wunderte sich, wie schnell das Ding schreiben konnte, zwar auch wie schlecht es seinen Aufsatz stilisiert hatte“.

Wie den Kölner Zeitungsmann, so stört auch uns stilistisch, daß der Telegraph nicht zwischen dem Partizip Präsens und Perfekt unterscheiden konnte, also „beruhigend“ statt „beruhigt“ oder „ruhig“ vermeldete, und daß es im telegraphischen Wörterbuch

des Preußens der Restaurationszeit offenbar kein Wort für „Revolution“ gab, so daß man stattdessen von einer harmloseren „Erneuerung“ sprach. Aber das konnte der biedere Journalist der Kölnischen Zeitung, dem sicherlich nicht einmal die Existenz des „Wörterbuchs“ (gleich Code) bekannt sein durfte, ja nicht wissen.

Man schätzt, daß maximal 500 bis 700 Telegramme jährlich über die optische Telegraphenlinie gesandt worden sind. 1850, als die „Hauptlinie“ zwischen Berlin und Köln bereits durch den Morsetelegraphen ersetzt worden war, wurden zwischen der noch weiter bestehenden Linie Köln–Koblenz nur 177 Depeschen, also nur eine jeden zweiten Tag, befördert. Im gleichen Jahr morsten die neuen elektrischen Telegraphen Preußens bereits 35 494 Telegramme und fünf Jahre später waren es in Amerika schon über eine Million. 1972 wurden in der Bundesrepublik etwa 18 Millionen Telegramme aufgegeben und etwa 13 Milliarden Telefongespräche geführt. Außerdem kann es heute die normale Briefpost (1972 etwa 11 Milliarden Sendungen) in punkto Schnelligkeit durchaus mit dem optischen Telegraphen der Jahre 1834 bis 1852 aufnehmen.

### Der Telegraph und die Einheimischen

Wie sollten offizielle Akten vermelden können, was man sich in Sieglar, Oberlar, Spich und Troisdorf beim Bau des Telegraphenhauses und erst recht beim ruckartigen Einrasten der Indikatoren hoch am Sendemast gedacht hat? Diese erste große technische Neuerung, lange vor dem Bau der ersten Eisenbahn durch unser Gebiet, muß für die hiesige Bevölkerung wie eine Sensation gewirkt haben. „Am Telegraph“ kamen die meisten Bewohner von Sieglar, Oberlar, Spich, selbst Kriegsdorf und Eschmar, oft vorbei, wenn sie sich im Altenforst Strau und Gras holten.

Unweit der Station lag ja auch die alte Eremitage auf dem Ravensberg. Sie wurde zwar in diesen Jahren, als man den Telegraphen errichtete, abgebrochen, doch sind zumindest die Sieglarer noch um die Jahrhundertwende zu der Stelle, an der sich die Einsiedelei befand, gepilgert, um zu beten. Die verwunschene, einsam im Wald gelegene zweihundertjährige Eremitage mag für die Phantasiebegabten einen reizvollen Gegensatz – Himmels- und Teufelswerk? – zu dem als hochmodern empfundenen Telegraphen gebildet haben. Was mögen sich die Passanten nicht beim Klappern der Blechjalousien der Indikatoren, bei dem für sie unmotivierten Verstellen der sechs weit ausladenden Anzeiger und angesichts des schemenhaften Schattens der hinter den Biedermeiergardinen wirkenden Telegraphisten gedacht haben? Die Indikatoren müssen den ahnungslos und oft nicht des Schreibens kundigen zum Altenforst gehenden Bauern je nach Intelligenzgrad und Persönlichkeitsstruktur scheue Bewunderung ob des Einbruchs der Tech-

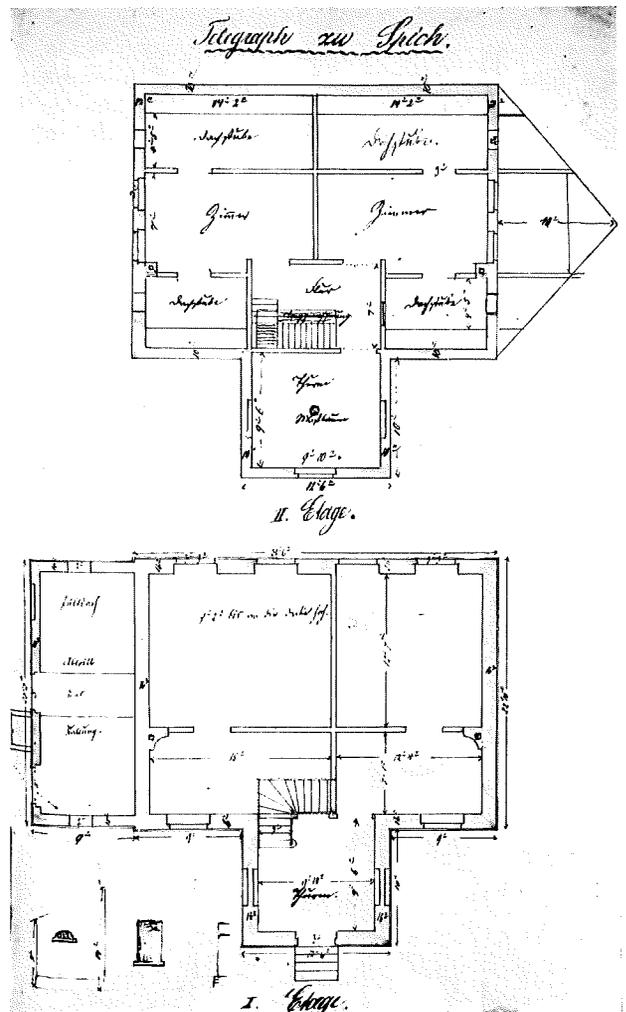


Kölnischen Zeitung hatte sich 1848 und vorher seine Gedanken über „die langen Arme hoch auf dem Turm“ gemacht und sich gewundert, „wie schnell das Ding schreiben konnte“ und noch nach bald 15jähriger Telegraphiertätigkeit auf dem Turm von St. Pantaleon mitten in Köln hatte er ausdrücklich erwähnt, daß „seine Arbeit den Leuten ein Buch mit sieben Siegeln geblieben“ war.

Sieben Siegel? Bildeten nicht die sechs Indikatoren und die Spitze des Mastes in der Tat wenn nicht sieben Siegel, so doch sieben Flügel. Vergegenwärtigen wir uns schließlich noch, daß der Sendemast für fast alle Einheimischen das einzige ernst zunehmende technische Werk bedeutete, das sie je zu Gesicht bekamen, mit Ausnahme der vertrauten Räderwerke der Wassermühlen am Sieglarer Mühlengraben, vielleicht eines Spinnrades oder einer Dreschmaschine („Wannmöll“), oder, wenn man gedient hatte, eines Zündgewehres. Dampfmaschine, Eisenbahn, Elektrizität, Fabriken kannte man allenfalls vom Hörensagen. Der Verfasser erinnert sich einer Episode des Jahres 1936, als sein Sieglarer Friseur Hans Horz die erste an Rolle und Schnur quer durch die Friseurstube laufende elektrische Haarschneidemaschine anschaffte. Sechs, sieben biedere und angesehene Sieglarer Männer standen unter der Maschine und starrten durch ein Loch im Gehäuse dorthin, wo der kleine Elektromotor nur unklar auszumachen war und kommentierten ebenso andächtig wie schaurig: „Schwatz wie Koll!“ („Schwarz wie Kohlen“) Bewunderung? Scheu? Fortschrittsglaube? Teufelswerk?

### Haus und Familie der Telegraphisten

Zwischen Berlin und Magdeburg hatte man zunächst nur Sendetürme errichtet. Es stellte sich jedoch heraus, daß die meist verheirateten Telegraphisten mit der Trennung von ihren Familien auf die Dauer nicht einverstanden waren. Die Telegraphenstationen lagen ja meist weit von den Ortschaften entfernt auf einsamen, zugigen, oft unwirtlichen Höhen. Nicht selten mußten erst besondere Zuwege gebaut werden. Ob man auf dem Ravensberg 1833 zunächst nur den Sendeturm und im nächsten Jahr erst die beiden Wohnungen gebaut hat, ist nicht mehr auszumachen. Das Wohnhaus war immer dann zu errichten, wenn die Station mehr als eine Viertelmeile von der nächsten Ortschaft entfernt lag. In unserem Falle ist es vom Ravensberg bis zur damaligen Ortsgrenze von Spich 1,9 km, nach Oberlar 1,9 km und nach Troisdorf 2,1 km. Infolgedessen hatten die Telegraphisten Anspruch auf ein an den Turm angebautes zweistöckiges Wohnhaus, das mit einiger Schwierigkeit auch heute noch an Ort und Stelle auszumachen ist. Ein solches Wohnhaus für zwei Familien kostete, meist in Stein errichtet, an die 1700 Taler. Dafür behielt man den Telegraphisten fünf Prozent ihres Gehaltes als Mietzins ein.



39

Bauzeichnung des „Telegraph zu Spich“ (freundlichst zur Verfügung gestellt von Herrn Stadtarchivar Jürgen Huck, Porz). Man betrat das Erdgeschoß („I. Etage“) durch den Turm, von dem aus eine Treppe zum Obergeschoß führte. Ferner lagen unten zwei separate Flure und Zimmer. Links vom Haus befand sich unter einem „Pulldach“ Abtritt und Stallung. Im Obergeschoß betrat man von einem Flur aus wieder zwei separate Zimmer mit je zwei Dachstuben. Im Turm endete der Sendemast und die Treppe führte weiter zum Telegraphistenzimmer und zur Plattform auf dem Dach, von denen leider keine Bauzeichnungen vorliegen.

Die Wohnhäuser ähneln sich allesamt in Grundriß und Aufbauten und konnten wohl romantisch veranlagte Gemüter an toskanische Landhäuser erinnern. Man hat den damaligen Leiter der preußischen Oberbaudeputation, den berühmten Architekten Schinkel, als Inspirator des ersten Entwurfes angesehen. Aus Zufall ist beim Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf der Grundriß der Spicher Station erhalten. Wenn wir den Grundriß richtig deuten, betrat man das für damalige Zeiten nicht unansehnliche Haus durch das Erdge-

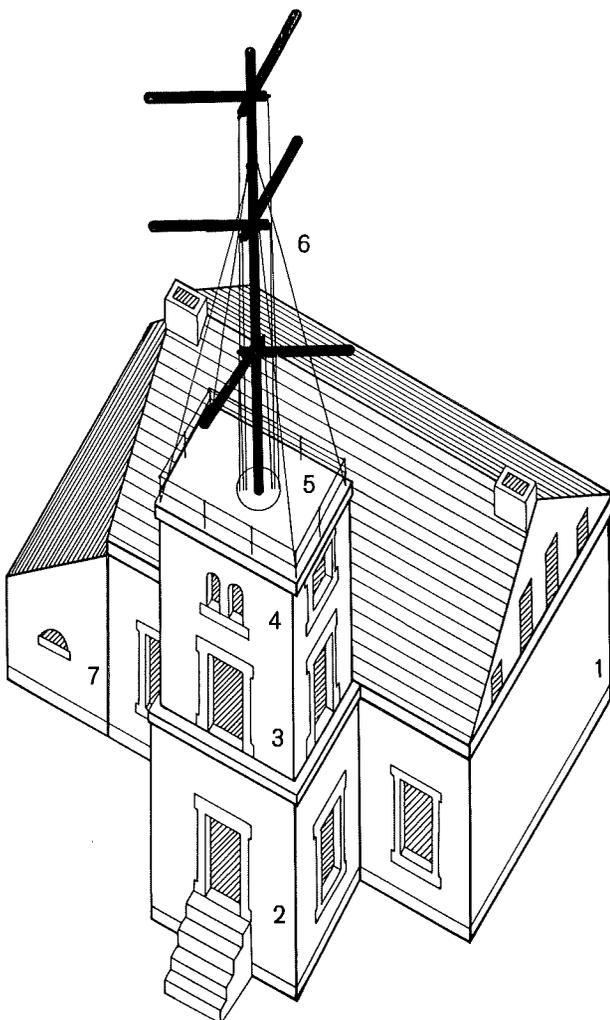
schoß des Turms. Es diente also offenbar als Flur, von dem es rechts und links zu den beiden Wohnungen ging. Man möchte annehmen, daß sich jeweils in den beiden kleineren vorderen Räumen die Küche befand und dahinter das etwa doppelt so große Wohnzimmer. Vom Flur aus führte dann eine Treppe ins Obergeschoß und hier finden wir wieder die gleiche Zweiteilung der Etage vor, nämlich je ein „Zimmer“, offenbar den Schlafraum der Eltern, und je zwei „Dachstuben“ mit schrägen Wänden, in denen die Kinder der beiden Familien geschlafen haben mögen. Damit hätten den Familien der beiden Telegraphisten immerhin eine Küche, zwei Zimmer und zwei Dachkammern zur Verfügung gestanden, was sich für damalige Wohnverhältnisse gar nicht schlecht ausnahm. Der Obertelegraphist verdiente 300, sein Gehilfe 200 Taler pro Jahr, außerdem gab es Zuschüsse für Hei-

zung und Licht. Wenn man damit das Jahresgehalt von 65 Talern des damaligen Sieglarer Lehrers Brinkmann vergleicht, so wurden die preußischen Telegraphisten geradezu fürstlich besoldet.

Einen „Abtritt“ anzubringen, der auf unserem Plan fehlt, war wohl leicht genug zu bewerkstelligen, aber leider bleiben wir im unklaren darüber, wie es mit der Wasserversorgung auf dem Ravensberg bestellt war. Von einem Brunnen ist nichts bekannt. Vielleicht holte man sich am nahen Quell des Annonisbaches das Wasser in Fässern und Kübeln. Die Frauen der Telegraphisten hätten damit kaum mehr zu laufen brauchen als ihre Sieglarer Genossinnen, die ja damals auch das Wasser aus dem oft Hunderte Meter entfernten Pütz holten und es noch dazu mit Seil und Winde hochdrehen mußten.

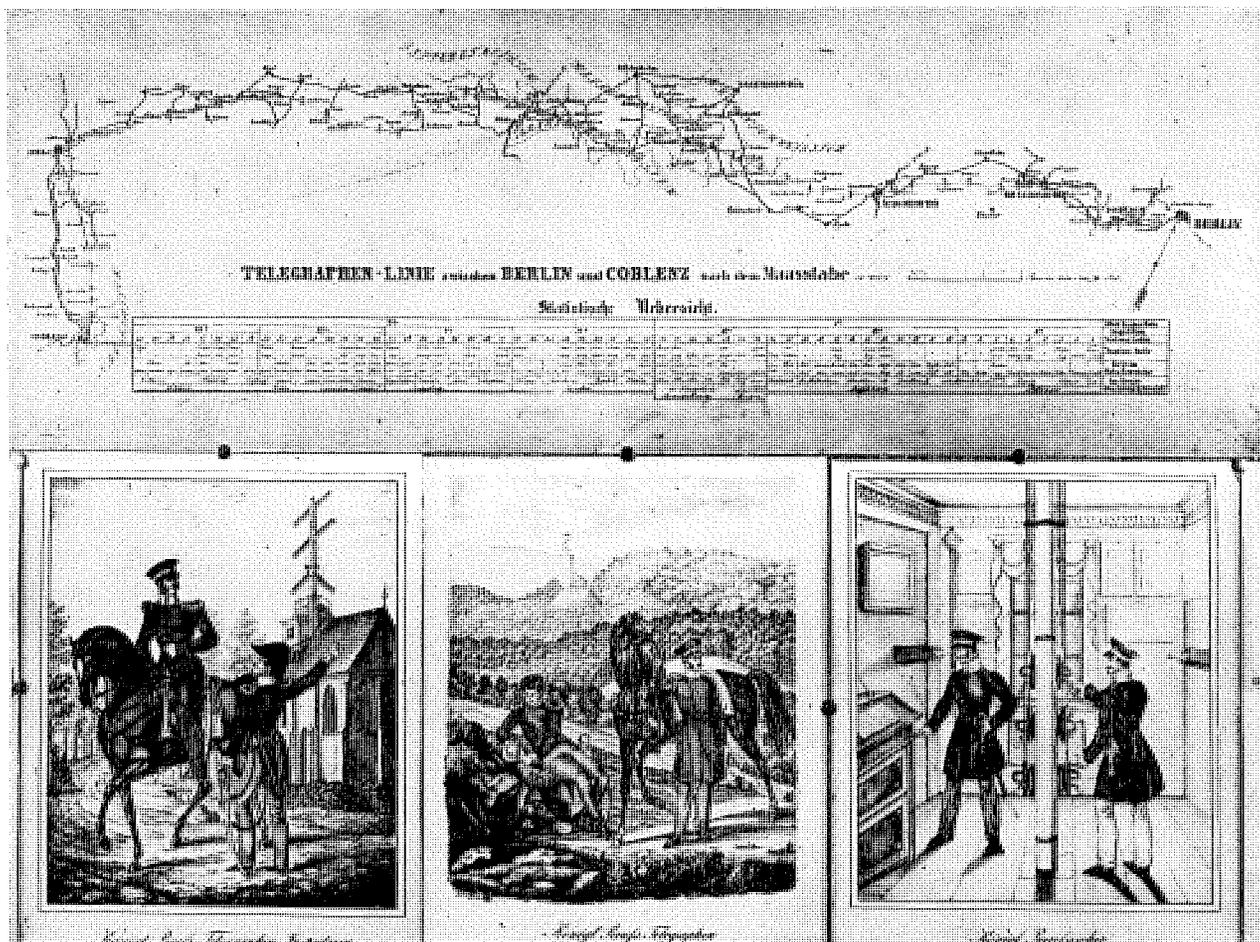
Wir wissen nicht eben viel über die Telegraphisten. Sie wurden 1832 mit dreimonatiger Kündigungsfrist nur jeweils für ein Jahr angestellt. Während der Bauzeit der Telegraphenlinie waren sie, wahrscheinlich in Berlin, ausgebildet worden. In das „Telegraphen-Corps“ aufgenommen wurden nur ehemalige Soldaten mit „Zivilversorgungsschein“ und gutem Leumundszeugnis. Nach einer mehrmonatigen Bewährungszeit, die 1832 mit Versuchssendungen zwischen Berlin und Magdeburg absolviert wurde, ernannte man die alten Soldaten bei entsprechender Eignung zu Militärbeamten auf Kündigung. Erst nach fünf- bis zehnjähriger Dienstzeit am Sendemast wurde ihnen eine Anstellung auf Lebenszeit gewährt. Außer dem eigentlichen Telegraphieren mußten sie auch in der Lage sein, ihre Sendemaschine zu warten und zu reparieren. In ihrer „Instruction“ war die Rede von „1. Kenntnis und Behandlung des Apparates. 2. Das Telegraphieren und 3. Wörterbuch für die Telegraphisten-Correspondenz (Klasse 5 – 2)“. Das letztere kann nur heißen, daß die Telegraphisten zwar nicht den geheimen Sendecode zu beherrschen brauchten – ihn vielleicht nicht einmal kennen durften –, sondern daß sie die zu Beginn, Ende und bei Abbruch der Sendungen erforderlichen technischen Sendezichen auswendig und auch in spiegelbildlicher Sicht beherrschten.

Es muß übrigens viel mehr Interessenten und Anwärter für den Dienst im Telegraphen-Corps gegeben haben, als dieses Planstellen anbieten konnte, denn 1834 ließ Telegraphendirektor O'Etzel in einer Koblenzer Zeitung vermelden, daß sämtliche Planstellen der Linie besetzt seien, daß „auch so viele Expektanten notiert sind, daß sich jetzt noch meldende Individuen in mehreren Jahren auf keine Anstellung rechnen können“ und schließlich, daß von einer – offenbar kolportierten – Verlängerung der Telegraphenlinie von Koblenz nach Trier nicht die Rede sein könne. Wir erinnern uns, daß des Telegraphen-Directors O'Etzel gesamtes Corps ohnehin aus nur 200 Telegraphisten, Assistenten, Inspektoren und Oberinspektoren bestanden haben kann.



40

Rekonstruktion des „Houses Telegraph“: 1 Wohnhaus, 2 Eingang zu Turm und Wohnungen, 3 Obergeschoß des Turms und Basis des Sendemastes, 4 Telegraphierzimmer, 5 Flachdach, 6 Sendemast, 7 Wirtschaftsgebäude



Für unsere Station auf dem Ravensberg schenken wir ausnahmsweise einmal Schratzenholz Glauben, der ja in seinem Spielbähn-Machwerk berichtete, daß zwischen der Eröffnung der Linie 1834 und dem Erscheinungsjahr seiner Schrift 1846 mindestens drei verschiedene Telegraphisten hier gewirkt haben. Da ja immer ein Ober- und ein Untertelegraphist gleichzeitig tätig waren, brauchen die drei von Schratzenholz genannten Männer, deren Namen er uns leider nicht nennt, nicht unbedingt nacheinander, sondern können teils auch gleichzeitig ihren Dienst versehen haben. Aktenkundig werden die ersten Telegraphisten für uns aus einem Verzeichnis der Einwohner der Bürgermeisterei Sieglar aus dem Jahre 1840, also sechs Jahre nach Inbetriebnahme der Linie, und zwar werden die Namen Skorsky und Fritzen als Ober- bzw. Untertelegraphist genannt. In einer anderen Quelle erscheint aber der um drei Jahre ältere Fritzen als Obertelegraphist, so daß wir über die dienstlichen Verhältnisse im engen Beobachtungszimmer des Sendeturmes auf dem Ravensberg keine letzte Klarheit gewinnen. Sicher ist jedenfalls, daß keiner von beiden aus der Bürgermeisterei Sieglar oder auch nur aus unserer Gegend gebürtig war.

Wilhelm Skorsky war 1840 41 Jahre alt und mit Lisetta

41

Bild unten links: vgl. Abb. 37. Bild unten Mitte: Telegrapheninspektoren auf Inspektionsritt im Gelände. Bild unten rechts: Königlich Preussische Telegraphisten in voller Montur bei der Arbeit, im biedermeierlichen Gehäuse. Rechts und links die Fernrohre, das „Wörterbuch“ liegt auf. Tinte und Federkiel sind bereit, die Uhrzeit kann abgelesen werden und ferner gab es noch ein Thermometer und Barometer zum Bestimmen der klimatischen Verhältnisse, und anscheinend keine Sitzgelegenheit!

Wilfrath verheiratet. Mit seiner Tochter, der achtzehn Jahre alten Charlotte, war er damals der einzige Protestant der großen Bürgermeisterei Sieglar und der erste evangelische Christ überhaupt, der nach dem Eingehen einer kleinen evangelischen Gemeinde um die Jahre 1600–1620 wieder in die Bürgermeisterei Sieglar einzog; auch das ein schlüssiger Hinweis dafür, daß er von außen zugezogen war. Seine Frau war übrigens katholisch.

Der zweite Telegraphist, der 44 Jahre alte Johann Peter Fritzen, war Katholik. Er war verheiratet mit Johanna Franziska Beissel, möglicherweise einer gebürtigen Spicherin. Sie war sechzehn Jahre jünger als ihr Mann und die Ehe war 1840 jedenfalls noch kinderlos.

267		Galun, v. Walfden Skorsky	Galun, v. Walfden Skorsky	18 f.	
		Galun, v. Walfden Skorsky geb. Pütz	Galun, v. Walfden Skorsky geb. Pütz	18 f.	
		Galun, v. Walfden Skorsky geb. Pütz	Galun, v. Walfden Skorsky geb. Pütz	18 f.	
268	5	Galun, v. Walfden Skorsky	Galun, v. Walfden Skorsky	18 f.	
		Galun, v. Walfden Skorsky geb. Pütz	Galun, v. Walfden Skorsky geb. Pütz	18 f.	5

42

Die beiden Ravensberger Telegraphisten mit ihren Familien, nach der Einwohnerliste der Gemeinde Sieglar aus dem Jahre 1840

Der dritte von Schrattenholz erwähnte Telegraphist könnte Wilhelm Treu gewesen sein, von dem wir erst in seinem Todesjahr 1856 etwas erfahren, als seine Frau Anna Christina, geb. Pütz, ihr Spicher Haus und Inventar versteigern ließ. Demnach wäre Wilhelm Treu nach Auflösung der Station 1852 bis zu seinem Tod 1856 in Spich wohnhaft geblieben. Jedenfalls wurden in der Sterbewohnung des erwähnten Wilhelm Treu „die zu dessen Nachlaß gehörigen Mobilien und Waaren, wie Tische, Stühle, Schränke, Ofen, Sessel, Spiegel, Betten, Bettzeug, Kanapée, Kommoden, Kisten, Fässer, Waschbütten, Küchengeräte, worunter auch Kupfer und Zinn, Porzellan, Gläser, Leinwand, Bäckereigerätschaften, ferner einige Spezereien wie Kaffee, Zucker, Seife, Mehl, Reis, Tabak, Cigarren etc. und endlich eine Partie Kartoffeln, Mohrrüben, und Runkelrüben auf Credit und öffentlich“ verkauft. Demnach hat also die Witwe dem Telegraphistengehalt oder der Pension mit dem Verkauf von Lebensmitteln etwas aufgeholfen, aber dann, nach dem Tod ihres Mannes, das Geschäft verkauft.

### Sendeschuß

In den zehn Jahren von 1845 bis 1855 trat die Schwachstrom-Elektrizität ihren Siegeszug an und verdrängte bald auch unseren Optischen Telegraphen. Schon seit dem 1. April 1845 sendete der Amerikaner Samuel Morse auf einem von ihm selbst ausgebauten Telegraphennetz und mit einem von ihm entwickelten Alphabet, das aus einem System von Punkten und Strichen bestand und das nun erstmals auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, ja aus Gewinnstreben geradezu für sie konzipiert wurde

und das sich damit selbst bezahlte, ja noch Gewinn abwarf. Ein Jahr später wurde in England die „Electric Telegraph Company“ gesetzlich anerkannt. Wieder ein Jahr später, 1847, entdeckte Werner Siemens die hervorragenden Isolationseigenschaften von Guttapercha, erfand gleich eine Guttapercha-Kabelpresse dazu und schuf damit die Voraussetzung für die elektromagnetische Telegraphie.

Es spricht für die Weitsicht des Direktors der optischen Telegraphenlinie, Franz August O'Etzel, daß er sich schon seit 1837 für die Einführung des elektrischen Telegraphen eingesetzt hatte, der doch seinem eigenen mit Umsicht, Tatkraft und Idealismus aufgebauten Werk ein Ende machen mußte. Aber lange Jahre scheiterte O'Etzel, der Fachmann Preußens für die Telegraphie, an der Engstirnigkeit des Generalstabes, der Unbeweglichkeit der Ministerialbürokratie und natürlich dem Mangel an Geld. 1847 legte der damalige Artillerieleutnant Werner von Siemens seine Denkschrift über die sogenannte „elektromagnetische Telegraphie“ vor und fand ausgerechnet an dem Leiter der „optischen Telegraphie“ O'Etzel seinen wärmsten Protektor, übrigens kräftig unterstützt von O'Etzels Schwiegersohn, dem Meteorologen Heinrich Wilhelm Dove. 1848 ging Vater O'Etzel in den Ruhestand, aber sein gleichnamiger Sohn Franz August führte das Lebenswerk seines Vaters als Telegraphendirektor fort. Wahrscheinlich auf sein Betreiben hin wurde die Telegraphenlinie aus der Kompetenz von Generalstab und Kriegsministerium mit der diesen Institutionen offenbar allerwärts eigenen Wichtigtuerei und Geheimniskrämerei herausgenommen und dem beweglicheren Ministerium für Handel und Gewerbe unterstellt.

Ab Mitte August 1848 konnte Werner von Siemens sein elektrisches Telegraphennetz aufbauen. Es war natürlich ein staatliches Unternehmen und zentral auf Berlin ausgerichtet. Die etwa einen Meter tief, meist

in Eisenbahndämmen verlegten Leitungen führten von Berlin aus nach Frankfurt, nach Hamburg, nach Breslau, nach Stettin und natürlich auch nach Köln – und damit war der einzige optische Telegraph Preußens überflüssig geworden. In einem „Experimentalvortrag“ vor Hofkreisen gelang es Siemens, gegen die Militärs das bisherige Staatsmonopol für telegraphische Nachrichten zu brechen und den Telegraphen „zum Gemeingut des Volkes“ zu machen. Ab 1. Oktober 1849 stand der elektromagnetische Telegraph den Parteien, der Presse, der Industrie, dem Handel, der Kultur und auch dem Privatmann zur Verfügung – und er hatte einen weiteren Vorteil: er bezahlte sich durch die Erhebung von Gebühren selbst. Bereits am 18. Mai 1849 wurde die elektromagnetische Linie Berlin–Köln eröffnet, die man wenige Monate später bis zur westlichen Grenze Preußens nach Aachen verlängerte. Mit der „Holztelegraphie Berlin–Köln“ hatte es ein unerwartet schnelles Ende genommen, aber der optischen Linie Cöln–Coblenz war noch eine Gnadenfrist von drei Jahren beschieden. Erst in den Jahren 1851/52 verlegte man ein Telegraphenkabel von Köln nach Koblenz, aber nicht etwa linksrheinisch oder auch nur im Rheinbett selbst, weil diese „Rheinleitung leichter beschädigt werden konnte“, also wohl – wie auch die erst spät gebaute linksrheinische Eisenbahn – einem etwaigen französischen Zugriff leichter ausgesetzt war. Stattdessen verlegte man die Linie von Köln-Deutz aus über Urbach – Wahn – Spich – Siegburg – Oberkassel – Königswinter – Unkel – Linz – Neuwied – Ehrenbreitstein und dann erst durch den Rhein nach Koblenz.

Am 20. Oktober 1852 wurde der Betrieb des optischen Telegraphen zwischen Köln und Koblenz offiziell eingestellt. Achtzehn Jahre lang also haben die „Indikatoren“ zwischen Berlin, Köln und Koblenz, wenn alles gut ging, mit einem Zeichen in zwei Minuten ihren Dienst getan. Der neue Morsetelegraph leistete dies – unabhängig von Tageszeit und Witterung und Sehvermögen des Telegraphisten – in Bruchteilen von Sekunden. (Im Oktober 1967, also genau 125 Jahre nach der Einstellung des Ravensberger Senders, übertrug man mit einer Geschwindigkeit von 1300 Worten in der Minute die erste Seite der größten Londoner Tageszeitung „Daily Express“ durch den kombinierten Einsatz des amerikanischen Nachrichtensatelliten „Early Bird“, eines Tiefseekabels und eines Bildfunksystems als Faksimile von London nach San Juan auf Portorico. Neben der absoluten Genauigkeit der Textübertragung und seiner fotografischen Wiedergabe über Tausende von Kilometern hinweg bedeutete dies gegenüber dem optischen Telegraphen auf dem Ravensberg aus den Jahren 1834–1852 eine Steigerung der Telegraphiergeschwindigkeit um den Faktor 18 000.)

Am 3. Mai 1852 genehmigte der König von Preußen den Verkauf der Stationshäuser zwischen Köln und Koblenz. Das Ministerium für Handel, Gewerbe und

öffentliche Arbeiten in Berlin beauftragte die Bezirksregierung in Köln damit, die Stationshäuser gegen Meistgebot und Barzahlung zu veräußern. Wie in Zündorf war es wahrscheinlich auch bei der Ravensberger Station der Wegebaumeister Schopen von der Landbau-Inspektion der Kölner Bezirksregierung, der die Station abschätzte, die Gerätschaften inventarisierte und schließlich den Verkauf oder vielmehr die Versteigerung vorbereitete. Eigentümer des Grund und Bodens war ja nach wie vor der Besitzer des Rittergutes Haus Rott, der Freiherr von Spies-Büllesheim, der zu Hall residierte. Er ließ seinen Rentmeister Böcker von Haus Rott das Gebäude ersteigern, ließ es dann baulich herrichten und wies das Haus schließlich seinem Förster Peter Heinen als Dienstwohnung zu. An baulichen Veränderungen ist insbesondere die Abtragung des ehemaligen Sendeturmes auf zwei Stockwerke zu vermerken. Leider wissen wir nicht, wo die technischen Gerätschaften der Station verblieben sind, noch was aus den letzten Telegraphisten beruflich geworden ist. Ihr Zündorfer Kollege, der Obertelegraphist Koschel, hatte die Zeichen der neuen Zeit erkannt und ohne langes Federlesen und ohne auch nur seine Behörde zu informieren, das Weite gesucht, d. h. sich – mit dem Wohnsitz Köln, eine Stelle als Postkondukteur auf der Strecke Köln–Siegen besorgt. Als der Regierungsbeauftragte Schopen das Telegraphengebäude inspizieren und abschätzen wollte, konnte er nur durch eine nicht schließende Fensterlade an der Ostseite konstatieren, daß das Haus unbewohnt, ja unbewohnbar sei, daß das Mauerwerk Risse aufwies und daß sich sämtliche Gebäudeteile in einem trostlosen Zustand befänden. Dabei war das in Stein errichtete Haus ja erst ganze achtzehn Jahre alt. Offenbar hatte man bei der 1834 in größter Eile erfolgten Erbauung insbesondere die Fundamentierung vernachlässigt. Mit der Ravensberger Station muß es etwas besser bestellt gewesen sein, denn sowohl die Turm- als auch die Hausgrundmauern stehen noch heute.

Was ist aus den Stationshäusern innerhalb des Gebietes der alten Rheinprovinz geworden?

Das Grundstück der Station Nr. 49 in der damaligen Schlebuscher Heide, das die Gemeinde 1833 dem Staat gestiftet hatte, fiel 1849 wieder an die Kommune zurück. Ein Jahr später erwarb sie vom Staat Preußen für 360 Taler auch die aufstehenden Gebäude, die zwar 1860 ausbrannten, aber wieder aufgebaut wurden und bis zum Jahre 1900 als Wohnung für die Armen der Gemeinde Schlebusch dienten. Schließlich wurde das Haus regulär vermietet und erst 1954 abgerissen, weil es der neuen Wohnsiedlung Schlebusch-Süd im Wege stand. Alte Schlebuscher kennen noch den ehemals am Telegraphengrundstück entlang führenden Fußpfad zur Endhaltestelle der Kölner Straßenbahn, und heute noch erinnert wenigstens der Straßename „Am Telegraph“ an die preußische Sende Herrlichkeit der Jahre 1834 bis 1849.

Ungleich glorioser ist das Schicksal ihrer schwer beschädigten und zerfallenden Nachbarstation, der Nr. 50 von Flittard, die im August 1973 nach einer Idee und auf Initiative des Kölner Stadtverordneten und Hauptgeschäftsführers der Industrie- und Handelskammer Köln, Helmut Rehker, auf Kosten der Stadt Köln wieder originalgetreu hergerichtet wurde. Köln zahlte die Baukosten, die Handelskammer die technische Ausrüstung (hergestellt von einer Lehrlingswerkstatt der Bundesbahn), und das Historische Museum der Stadt Köln endlich beschaffte die innere Einrichtung und übernahm die Telegraphenstation als der Öffentlichkeit zugängliche Außenabteilung. Eine Familie ist in das wiederhergestellte Haus eingezogen und übernimmt die Pflege und Öffnung der Station. „Phantasie, Einsatz und Zusammenarbeit aller Beteiligten haben das zum guten Beispiel möglich gemacht“! Das getreu nach dem alten „Wörterbuch“, das übrigens als Faksimile in der Station zur Einsicht ausliegt, am Mast gesetzte Zeichen lautet: „Gewitter in Köln“!

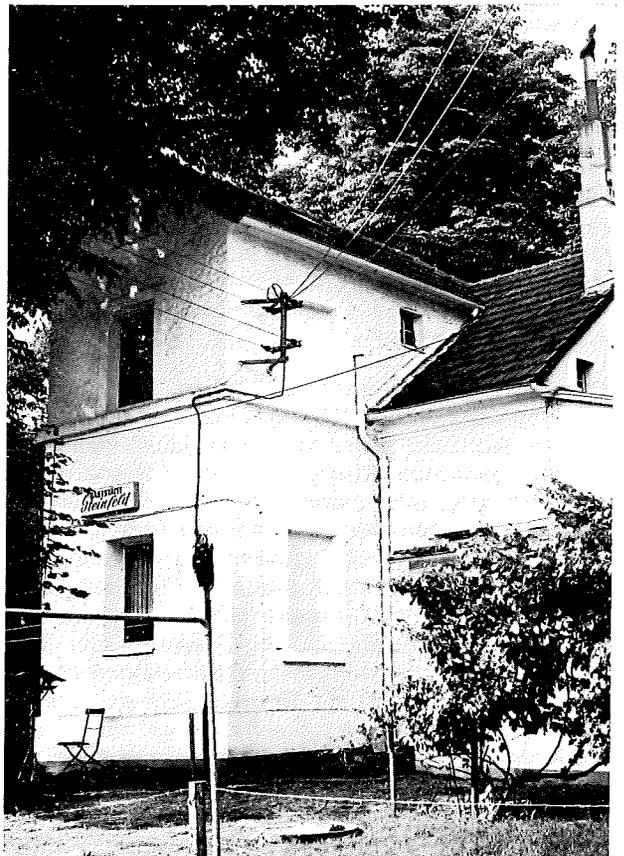
Von der nächsten Station, der Nummer 51 auf einem Turm der romanischen St.-Pantaleons-Kirche in Köln, ist ähnliches mit Fug nicht zu erwarten. Deren Nachbarin wiederum, wieder linksrheinisch gelegen, die Station Nr. 52 am Loorweg Nr. 155 in Oberzündorf, war 1833 vom Staat Preußen angekauft und 1852 wieder an einen Privatmann verkauft worden. 1932 verkürzten die Inhaber den Turm um anderthalb Geschosse, später erhöhte man den Dachstuhl des Wohngebäudes und machte es dadurch zweistöckig, und bis auf den heutigen Tag liegt das Haus, mit wahrscheinlich erheblich vergrößerten Fenstern, noch so da, wie man es 1833 erbaute, immer noch im Volksmund „der Zündorfer Telegraph“ geheißten.

Von unserer Station Nr. 53 am Ravensberg war schon und ist noch die Rede.

Station Nr. 54 in Söven ging in Gemeindeeigentum über. An der Westseite des Turmes wurde ein Saal angebaut, die Plattform erhielt ein Dach und das Ganze bildete bis zum Jahre 1923 die Schule des Ortes. Der Lehrer wohnte in den Stationsräumen. Nach dem Bau einer neuen Schule wurde die Station in eine Wohnung umgewandelt. Ein Bonner Wanderklub mietete in den zwanziger Jahren ein Geschoß des Turmes als Raststätte.

Die Station Nr. 55, Sauerwiese bei Buchholz, brannte zwischendurch einmal aus, aber auf den Grundmauern errichtete man noch 1922 einen Neubau. Station Nr. 56 in Manroth ging es ähnlich. Hier brannte es um 1900 und auch auf ihren Fundamenten steht heute ein Wohnhaus. Auch die Station Nr. 57 bei Strassenhaus dient noch heute nach mehrmaligen Um- und Anbauten als Einfamilienhaus. Am jetzigen Treppenhaus ist, ähnlich wie am Ravensberg, noch der alte Signalturm erkennbar. Station Nr. 58 bei Anhausen bietet der Phantasie mehr Spielraum: 1854

machte sie der König von Preußen zur Erziehungsanstalt für die evangelischen Waisenkinder des Kreises Neuwied. Dann wurde sie in eine private Wohnung umgewandelt, schließlich brannte auch dieses Haus ab und heute „ist die Stelle Weideland um einen trigonometrischen Punkt herum“. Die Station Nr. 59 bei Sayn ersteigerte 1852 der Gelbgiesser Schwarz aus Sayn. Er betrieb dort vermutlich einige Jahre sein Gewerbe, aber heute sind nicht einmal mehr Mauerreste des alten Gebäudes vorhanden. Überraschenderweise ist auch die Station Nr. 60 auf dem Nöllenkopf, ein Teil der Feste Ehrenbreitstein, heute Ödland. Geringe Schwierigkeiten bei der Umwandlung bereitete die letzte Station (ähnlich wie beim Turm der ehemaligen Garnisonkirche in Köln) Nr. 61 auf dem Südpavillon des Koblenzer Schlosses. Sie wurde wieder ein Teil der Residenz der preußischen Prinzen, für die man hier im ehemals Kurfürstlichen Schloß



43

Das „Haus Telegraph“ auf dem Ravensberg heute, mit dem ehemaligen, um ein Geschoß verkürzten Turm und dem alten Wohnhaus. Die ehemalige Eingangstür ist heute ein Fenster, die Steinstufen sind verschwunden. Aber ansonsten stimmen noch viele Einzelheiten mit der Bauzeichnung überein: Die beiden, freilich vermauerten Fenster in den Turmggeschossen, die beiden kleinen Fenster im Flur des Obergeschosses und an der Dachstube und die Lage des Kamins.

eine standesgemäße Bleibe hergerichtet hatte, falls es sie von Berlin aus einmal in die westlichste Provinz des Königreiches zog. Die Telegraphenetage war seinerzeit vom übrigen Schloß abgetrennt und durch eine eigene Treppe vom Schloßhof aus zugänglich gemacht worden.

Und unsere Station Nr. 53 „auf dem Ravensberg bei Spich“? Als Försterwohnung des Hauses Rott ist sie mehrfach umgebaut und erweitert worden. Dem jeweiligen Förster ist heute der Betrieb einer Gastwirtschaft gestattet. Die schönen Außenanlagen, das Gefühl, „in der Natur zu weilen“ und der freie Blick auf die Wahner Heide machen die ehemalige Telegraphenstation und nachmalige private Försterei heute zum Ziel zahlreicher Spaziergänger (und Autofahrer). Der Treffpunkt „am Telegraph“ hat über die Stadt Troisdorf hinaus einen, wohl auch historisch bedingt, anheimelnden und guten Klang. Was hindert die finanziell nicht unbedarfte Stadt Troisdorf, um deren Zahl und Zustand geschichtlicher Baudenkmäler es nicht zum besten bestellt ist, daran, die alte Telegraphenstation, den alten Sendeturm, mit relativ geringen Mitteln nach dem Vorbild von Köln-Flittard wiederherzurichten? Die Stadt Troisdorf befände sich mit der Wiederherstellung dieses raren technischen Kulturdenkmals in bester Gesellschaft, nämlich der Stadt Köln, dem Land Schweden, wo man schon 1964 einen alten optischen Telegraphen rekonstruierte und Frankreich, das 1968 im Elsaß einen der Vorläufer des Pistorschen Senders, nämlich den „Chappe'schen Telegraphen“ auf einem massiven Rundturm restaurierte und mit einem kleinen Museum versah.

Als am wiederhergestellten Mast permanent zu setzendes Zeichen schlägt der Verfasser vor:

„Meldung von Station Nr. 53 auf dem Ravensberg: Der beschädigte Telegraph ist wiederhergestellt!“

#### Benutzte Archivalien und Literatur

##### Archivalien:

Gemeindearchiv Sieglar: (die von mir bei einer vorläufigen Ordnung des Archivs so bezeichneten Faszikel) Verwaltung XIV, 4 und XX, 1840.

Pfarrarchiv Sieglar: Taufen, Trauungen und Sterbefälle 19. Jahrhundert.

Landratsamt Rhein-Siegkreis: Nr. 192, Posttelegraphie 1846–1917.

Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (zitiert bei Huck, s. u.): Regierung Köln, Forstinspektion Bensberg B XI, Nr. 5 b; Bauinspektion Köln/43 und 1994.

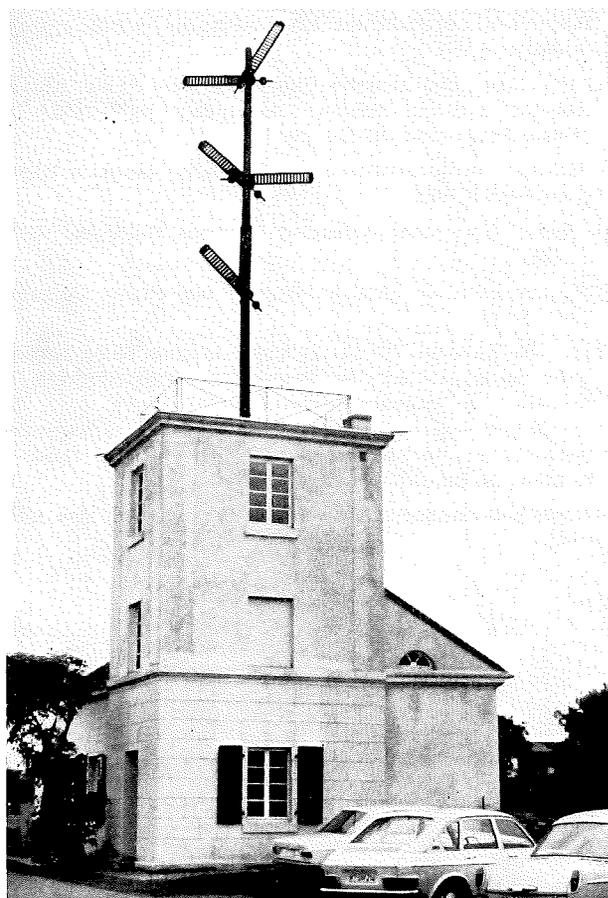
Kartenblatt der ersten Landesaufnahme der Rheinlande („Uraufnahme“) Nr. 2972/1845.

##### Literatur:

Denkschrift zur Eröffnung des Reichspostgebäudes an den Dominikanern in Köln, Köln, 1893, S. 64–70 (auf der die meisten technischen Angaben in allen folgenden Aufsätzen beruhen).

44

Die wiederaufgebaute Telegraphenstation Köln-Flittard



Eduard Landrath, „Das Telegraphen-Corps in Preußen“, in Archiv für Post und Telegraphie, 1883, S. 23–28 und (ebd. 1888, S. 225–236, mit einer Karte, ohne Angabe des Verfassers) „Der optische Telegraph zwischen Berlin und Coblenz“.

Die Rheinprovinzen der Preußischen Monarchie, I. Band 1834, S. 167.

Albert Schulte, Kirchen und Schulen der Gemeinde Sieglar, Sieglar 1968, S. 30.

Rektor Christ, „Haus Telegraph“ bei Troisdorf und in Söven, Heimatblätter des Siegkreises, Jahrgang 1 S. 36 ff.

Peter Paul Trippen, Heimatgeschichte von Troisdorf, Köln 1940, S. 270 ff.

Hermann Kellenhenz, Das Telegraphenhäuschen in Stammheim, Mitteilungen der Industrie- und Handelskammer zu Köln, 19. Jgg. Nr. 12/1964, S. 605 ff.

ders., „Die historische Bedeutung der Telegraphenstation in Köln-Flittard“, Schriften zur rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte Band 25, 1973, S. 9–20.

ebda. Hans Pieper, Aus der Geschichte der Nachrichtentechnik, S. 21–62.

- Th. A. Henseler, Spielbähn, echte und gefälschte Prophezeiungen, Siegburg 1950.
- Adam Essing, Geschichte des Fernmeldewesens im Kölner Raum (als ungedrucktes Manuskript bei der Oberpostdirektion Köln).
- Jürgen Huck, „Die optische Telegraphenlinie Berlin–Köln–Koblenz und die Station Oberzündorf 1832–1852“ in „Unser Porz“ 1964, S. 94–100.
- P. Gansen, im Bergischen Heimatkalender, Bergisch Gladbach 1935 S. 113.
- W. Esser, Bergischer Kalender, Bergisch Gladbach 1952, S. 125.
- J. Kraayenbrink, in Land an Wupper und Rhein, Opladen 1960, S. 43.
- ders. „Die Stationen der ehemaligen optischen Telegraphenlinie Berlin–Koblenz im Bezirk der Oberpostdirektion Koblenz“ in Mittelrheinische Postgeschichte, 1971, S. 22–29 und ders. ebd. 1973, S. 10–12 „Über das Betriebspersonal an der ehemaligen Telegraphenlinie Berlin–Koblenz im Bereich der OPD Koblenz“.
- Statistik und Handadreßbuch der Rheinprovinz für das Jahr 1842.
- Walter Kwasnick, Die Stationen der optischen Telegraphenlinie Berlin–Koblenz im Landkreis Neuwied, in Heimat-Jahrbuch des Landkreises Neuwied 1973, hsg. v. Landkreis Neuwied.
- Gottfried Korella, Über den Betriebsdienst auf der ehemaligen Telegraphenlinie Berlin–Koblenz, in Zeitschrift für das Post- und Fernmeldewesen, Frankfurt am Main 1966, Heft 10, S. 330–337.
- Paul Schmetkamp, Die ehemalige Telegraphenstation bei Troisdorf, in „Troisdorf im Spiegel der Zeit“, hsg. von Wilhelm Hamacher, Siegburg, 1950, S. 82–84, mit einem heute überholten Rekonstruktionsversuch.

#### Bildnachweis:

Besonderen Dank schulde ich Herrn Dr. Mühlberg und Frau Ch. Zingsheim vom Amt des Konservators der Stadt Köln, die mir ihr reiches Bildmaterial über die Rekonstruktion der Station Flittard u. a. freundlichst zur Verfügung stellten. Wo nicht anders angegeben, stammen die Bildvorlagen dieses Aufsatzes vom Amt des Konservators der Stadt Köln bzw. vom Rheinischen Bildarchiv, Rheinisches Museum Köln. Pl. Nr. 13 80 65, 15 771, 15 772, 19 168.

# Troisdorfer Madonna



Von Helmut Schulte

1950 singt Maria Geimer, die ehemalige Siegburger Stadtarchivarin, eine Lobeshymne auf „ein kostbares Werk der gotischen Plastik“ in der Troisdorfer Pfarrkirche St. Hippolytus<sup>1</sup>, und Rolf Müller übernimmt 1969 diesen Lobgesang wörtlich<sup>2</sup>.

Doch so eindeutig wird der Wert der *Troisdorfer Madonna* heute keineswegs mehr gesehen. Weder Prof. Dr. Anton von Euw vom Schnütgenmuseum Köln noch Prof. Dr. Albert Verbeek und Dr. Hans Peter Hilger von der staatlichen Amtsstelle des Landeskonservators Rheinland in Bonn<sup>3</sup>, anerkannte Sachkenner mittelalterlicher Plastik, können sich eindeutig dafür entscheiden, daß das Werk tatsächlich in der angesprochenen Stilepoche entstanden ist.

Die von Maria Geimer als vergleichendes Stück angezogene *Mailänder Madonna*<sup>4</sup> des Kölner Domes, die von Kunstexperten – und dies ist selbst dem kunst-kennenden Laien einsichtig – keineswegs als stilistisch eng verwandt angesehen wird, kann bei Datierung und Prüfung der Echtheit der Troisdorfer Madonna nicht helfen.

Direkte Parallelen zum Troisdorfer Typus finden sich dagegen in der *Madonna aus Poissy* und in der *Kranenburger Madonna*. Verwandt sind auch die *Madonne dite de Jeanne d' Evreux* sowie die *Madonna*

1 Geimer, Maria, Dr., *Alte und neue kirchliche Kunst in Troisdorf*, in: Hamacher, Troisdorf, 165 ff. S. 169: „Zweifellos ist die Madonna die Schöpfung eines hervorragenden Kölner Meisters aus dem 14. Jahrhundert, eine überaus feine, qualitätvolle Bildhauerarbeit von erlesenem Wert und von hoher künstlerischer Leistung.“ S. 170: „Das wundersame, kostbare Kleinod der Troisdorfer Pfarrkirche ist ein Meisterwerk mittelalterlicher Holzschnitzkunst. Mit hervorragendem Können verbindet der Künstler ein sorgfältiges, feinsinniges Einfühlungsvermögen in die geistigen Gebiete des mittelalterlichen Gottesbegriffes. Die Ideenwelt der auch in Köln seit Albert dem Großen und Thomas von Aquin wirksamen Scholastik, die sich vor allem der Verehrung der Gottesmutter zuwandte und auf ihre Bedeutung ihrer unmittelbaren Teilnahme am Erlösungsgeschehen hinwies, ist im Inhalt des Troisdorfer Bildwerkes deutlich spürbar.“

2 Müller, *Pfarreien*, 153 f.

3 Briefe der drei Genannten an den Verfasser.

4 Geimer, 169 f.

zu *Baltimore*<sup>5</sup>. Entferntere Parallelen sind die *thronende Madonna aus St. Johann Baptist zu Köln*<sup>6</sup>, die *Heilige Katharina aus einem Kölner Ostensorium*<sup>7</sup> und die *Krummauer Madonna*<sup>8</sup>.

Abb. 47, 50, 51, 52 zeigen die farbige Wiedergabe der Troisdorfer Madonna und einige Details in Schwarzweiß. Die Grundstruktur wird aber deutlicher in der vereinfachenden Skizze (Abbildung 45). Abbildungen 46, 47, 48 lassen den Vergleich mit der Madonna aus Poissy und der Kranenburger Madonna zu. Vorweg dazu die Information:

Die Madonna aus der katholischen Pfarrkirche Kranenburg ist erwiesen echt, während das Stück aus Poissy nach dem Katalog des Museums Mayer van den Berg in Antwerpen möglicherweise als eine Nachbildung des 19. Jahrhunderts angesehen werden muß.

Der Vergleich zwischen 47, 50–52 (Troisdorf) und 46 (Poissy) ergibt fast völlige Übereinstimmung in folgenden Elementen:

Haarbehandlung, Mantel, Faltenwurf der Gewänder, Einhüllung des Kindes in den Mantel Mariens, Fußstellung und die *eigentümliche* („ungotische“) *Gewandfaltenstauung* zwischen beiden Fußspitzen, aber auch die Gestaltung des Kinderkörpers und das Gesicht Mariens.

Unterschiede zeigen sich in Hand- und Kopfhaltung des Kindes: Bei der Troisdorfer Arbeit erhebt das Kind segnend die Rechte, während die Linke den Reichsapfel hält; bei der Antwerpener Arbeit hält das Kind ein Büchlein in der Rechten, während die Linke (restauriert, u. U. erneuert) frei in den Raum greift. Die rechte Hand Mariens reicht beim Stück aus Poissy weiter aus dem Gewand heraus und hat, obwohl sie ursprünglich sicher einen Rosen- oder Lilienstab hielt, eine andere Stellung. Durch die unterschiedlichen Kronen und die Neufassung der Troisdorfer Figur wird die starke Ähnlichkeit der Köpfe beider Mariendarstellungen erheblich beeinträchtigt; die höhere Krone der Troisdorfer Madonna läßt Kopf und Figur insgesamt schmaler erscheinen. Das Krönchen des Knaben wurde später ergänzt<sup>9</sup>.

Ein unerheblicher Unterschied ist in Material und Größe zu sehen. Während die Troisdorfer Plastik „aus Holz“ gestaltet wurde und eine Höhe von 105 cm aufweist, ist die Antwerpener nur knapp halb so groß, in Weidenholz („palmhout“) ausgeführt. Durch die „bedauerliche Neufassung“<sup>10</sup>, bei der über eine sinnvolle Restaurierung hinaus Teile ergänzt und die gesamte Figur farblich neu gestaltet wurde – das wirkt sich besonders unangenehm bei der „kosmetischen Gestaltung“ der Gesichter von Maria und

Kind aus<sup>11</sup> –, kann heute die genaue Holzart der Troisdorfer Madonna nicht ohne weiteres festgestellt werden. Eine Anfrage des Verfassers bei Bildhauer und Restaurator Sternberg blieb unbeantwortet.

Schon 1907 hielt Renard<sup>12</sup> die Troisdorfer Madonna für „neu polychromiert, der Kopf (wurde) ziemlich modernisiert“.

Der Vergleich zwischen 47, 50–52 (Troisdorf) und 48 (Kranenburg) ergibt folgende Verwandtschaftsmerkmale: Haarbehandlung, Mantel, Gewänder, Einhüllung des Kindes durch den Mantel der Mutter, Handhaltung (links), Fußstellung, Körper- und Kopfhaltung des Kindes. Die unglückliche Neufassung der Kranenburger Madonna in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts überdeckt einen Teil der großen Ähnlichkeit zwischen beiden Stücken.

Unterschiedliche Merkmale sind: das Gesicht Mariens, Krone, Zepter und Lilienstab, Handhaltung Mariens (rechts) und des Kindes: das Kranenburger Kind spielt mit einem Vogel und hält sich am Mantel der Mutter fest. Die große Staufalte – bei der Troisdorfer wie bei der Arbeit aus Poissy so auffällig – fehlt bei dem Kranenburger Stück, das in Holz gestaltet wurde und eine Höhe von 52 cm aufweist<sup>13</sup>.

Beim Vergleich zwischen der Troisdorfer Madonna und der „Mailänder Madonna“ (Abbildung 49) fällt neben einer allgemeinen Verwandtschaft, die naturgemäß allen Stücken des 14. Jahrhunderts eignet, die völlig andere Kopfgestaltung bei Maria und dem Kind, die ganz anders angelegte Gewanddrapierung und Faltenstauung auf. Verwandt wirken dagegen die Handhaltung bei Maria und dem Kind. Die in Holz ausgeführte Mailänder Madonna des Kölner Doms hat eine Höhe von 165 cm.

„Madonne dite de Jeanne d'Evreux“, eine Silberstatuette im Pariser Louvre (o. Abb.), die auf 1339

5 Hilger, Brief und Gespräch; Joz. de Coe, Museum Mayer van den Bergh, Antwerpen 1969, 136 f.; Gombrich, Die Geschichte der Kunst, Köln 1953, 165

6 Borchers, Günther (Hrsg.), Berichte über die Tätigkeit der Restaurierungswerkstatt in den Jahren 1965–1970 (Jahrbuch der Rhein. Denkmalpflege), Kevelar 1971, XVII, 228–238

7 Neuerwerbungen Kölner Museen, 1962, Ausstellungskatalog Overstolzenhaus, Köln 1962, Abb. 13

8 Religion in Geschichte und Gegenwart, Tübingen 1960, Bd. IV, Tafel 57

9 Geimer, 171

10 „Das Problem der Muttergottes in Troisdorf ist infolge der bedauerlichen Neufassung nicht zu entscheiden. Sie folgt im Typus nicht der Mailänder Madonna, sondern einer Statuette der Muttergottes angeblich aus Poissy im Museum Mayer van den Bergh in Antwerpen, deren Echtheit nicht unbestritten ist. . . . Verdächtig ist die . . . von Maria Geimer gemachte Mitteilung, das Bildwerk sei um 1866/88 aus einer Kölner „Werkstatt“ erworben worden“, aus einem Brief von Hilger an den Verfasser.

11 Zahlreiche Kerzen haben inzwischen die Gesichter stark ange-rußt.

12 Clemen/Renard, 256

13 Hilger, Hans Peter, Kreis Kleve 5, Kranenburg-Zyfflich, Düsseldorf, 1970, 26

datiert wird, zeigt vor allem in den Gewandstauungen am Fußende, in der Handhaltung Mariens und in der Einhüllung des nackten Knaben in den Mantel der Mutter verwandte Elemente zur Troisdorfer Madonna<sup>14</sup>.

Die „Madonna von Baltimore“, eine Steinplastik in der Walters Art Gallery (o. Abb.), ca. 1375 anzusetzen, hat im Gesamtaufbau große Ähnlichkeit zu der Arbeit aus Poissy. Die eigentümliche Stauffalte mit dem halbkreisförmigen Abschluß (Troisdorf/Poissy) fehlt aber<sup>15</sup>.

Die „thronende Madonna“ aus St. Johann Baptist, Köln, die in den Anfang des 14. Jahrhunderts gesetzt wird (o. Abb.), ist insgesamt grober und statischer, die Gesichter der Personen wirken älter, reifer; Haarbehandlung und Gewandfaltung sind strenger<sup>16</sup>.

Die Gesamtkörperhaltung und teilweise die Gewandbehandlung der „hl. Katharina“ (o. Abb.), einer um 1380 datierten Silberstatuette eines Kölner Ostensoriums, zeigen verwandte Züge zur Troisdorfer Madonna<sup>17</sup>.

Die stilistische Verwandtschaft zur „Krummauer Madonna“ (o. Abb.), um 1410 angesetztes Stück des Wiener Kunsthistorischen Museums<sup>18</sup>, wird vor allem in Gesichtsausdruck von Mutter und Kind deutlich, während die Gesamtkomposition der Krummauer Arbeit bewegter, das Kind lieblicher, verspielter wirken.

In der Zusammenfassung zeigt sich für die Troisdorfer Madonna folgendes Ergebnis:

Die größte und eindeutigste Verwandtschaft zu dem Antwerpener Stück aus Poissy bedeutet – Echtheit vorausgesetzt –, daß die Troisdorfer Arbeit um das Jahr 1375 entstanden ist.

Würde sich die vermutete Herkunft der „Madonna aus Poissy“ aus dem französischen Bereich (Ile de France?) bestätigen, so müßte auch die Troisdorfer Arbeit dieser Region zugewiesen werden. Die zusätzliche direkte Verwandtschaft zur niederrheinischen „Kranenburger Madonna“ läßt auch hier Herkunftsbeziehungen vermuten. Eine „Kölner Arbeit“<sup>19</sup> kommt wohl weniger in Betracht.

Leider gibt das Pfarrarchiv über die Herkunft der „Troisdorfer Madonna“ (nach den bisherigen Recherchen) keine Auskunft bzgl. Zeitpunkt und Ort<sup>20</sup>.

Bevor wir eine ausführliche Beschreibung der Troisdorfer Plastik, wie sie sich heute präsentiert, folgen lassen, mögen die Ausführungen bei Clemen/Renard und Delvos wiedergegeben und im Zusammenhang mit anderen Tatsachen diskutiert werden:

Clemen/Renard (1907): „Muttergottesfigur aus Holz, neu polychromiert, der Kopf ziemlich modernisiert. Die Figur in stark ausgebogener Haltung, der Faltenwurf

reich, aber sehr streng und korrekt behandelt. Die Säume des Gewandes mit Steinen besetzt. Sehr gute niederrheinische Skulptur um 1400, 1,05 m hoch“<sup>21</sup>. Delvos (1896): „Der Seitenaltar auf der Evangelienseite ist der Muttergottes geweiht. Auf demselben steht ein uraltes Muttergottesbild, welches wegen seines Kunstwertes, namentlich wegen der uralten, in unserer Zeit nicht mehr herzustellen- den Polychromierung die Aufmerksamkeit der Sachverständigen erregt“<sup>22</sup>.

Schon diese beiden Beschreibungen geben Rätsel auf. Treffen beide Aussagen zur Polychromierung zu, so müßte zwischen 1896 und 1907 eine Restaurierung des Werkes erfolgt sein. Das Pfarrarchiv St. Hippolytus gibt darüber keine Auskunft. U. U. wurde aber auch nur die von Delvos als „uralt, in unserer Zeit nicht mehr herzustellen“ angesehene Metallfärbung von Renard anders erkannt.

Die Tatsache, daß Renard die Arbeit trotz „Modernisierung“ als alt einstuft, spricht bei dem verhältnismäßig kurzen Abstand zur Kunst der Neugotik und der in dieser Zeit entstandenen Nachbildungen zunächst für eine *Echtheit des Werkes*.

Die bei Geimer angeführten mysteriösen Umstände des Erwerbs mit der bereitwilligen Abgabe der Figur zu einem mäßigen Preis<sup>23</sup> zu einer Zeit, in der „alles

14 Gombrich, Abb. 139; Mayer van den Bergh, 137

15 Mayer van den Bergh, 137

16 Borchers, 228 ff

17 Neuerwerbungen Kölner Museen, Abb. 13

18 RGG IV, Tafel 57

19 Geimer, 169 f

20 a.a.O., 168 f: „Bisher konnten noch keine Angaben über die Herkunft ermittelt werden. Man nimmt an, daß die Madonna im Anfang des 19. Jahrhunderts nach Troisdorf gelangt ist; in der alten Kirche schmückte sie noch den der Muttergottes geweihten linken Seitenaltar. Die Vermutung liegt nahe, daß die Plastik nach der im Jahre 1803 erfolgten Aufhebung der linksrheinischen Klöster von der Troisdorfer Kirche erworben wurde; vielleicht entstammt sie einer der benachbarten früheren Kölner Klosterkirchen, etwa der von Erzbischof Anno II. gegründeten Stiftskirche Maria ad gradus, die ja während mehrerer Jahrhunderte die Zehntrechte und das Patronat über die Troisdorfer Pfarrkirche besaß. Zwar ist die Madonna in den Angaben über die Besitzverhältnisse des Kölner Stifts nicht genannt. Es besteht auch die Möglichkeit, daß die schöne, wertvolle Plastik bereits in früherer Zeit auf dem Wege der Stiftung oder Schenkung, vielleicht von einem der Burgherren von Troisdorf, oder durch Vermittlung der Stiftskirche Maria ad gradus der Troisdorfer Pfarrkirche überlassen wurde. Eine andere Annahme über die Herkunft der Troisdorfer Madonna stammt aus Nachforschungen bei alten ortseingesessenen Troisdorfer Bürgern. Nach ihren Mitteilungen hat Vikar Josef Plenkers, begleitet von einer Abordnung des Kirchenvorstandes, beim Besuch einer Kölner Werkstätte, in der die Beichtstühle für die Troisdorfer Kirche angefertigt wurden, die Madonna aufgefunden und vom Meister jener Werkstatt käuflich erworben. Die Überlieferung berichtet weiter, daß der Kölner Meister gern und sofort bereit war, die Madonna, deren Herkunft und Wert ihm wohl unbekannt waren, für eine mäßige Summe zu verkaufen. Vikar Plenkers wirkte in Troisdorf von 1866–1888 und zwar als Vikar bis zum Tod des Pfarrers Meiler im Jahre 1883 und von dieser Zeit ab bis zum Amtsantritt des Pfarrers Clemens im Jahre 1888 als Pfarrverwalter. Nach dieser Überlieferung gelangte die Troisdorfer Pfarrgemeinde erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Besitz der Madonna.

21 Clemen/Renard, 256

22 Delvos, 318

23 Geimer, 169 ff





46-49  
Madonna aus Poissy  
Troisdorfer Madonna  
Kranenburger Madonna  
Mailänder Madonna

## 50–52

Details der Troisdorfer Madonna



Gotische“ besonders wert geachtet wurde, lassen Hilger vermuten, daß es sich um eine Nachbildung des 19. Jahrhunderts handelt. Leider ist die sicherste *Parallele* (Madonna von Poissy) in Herkunft und Echtheit umstritten<sup>24</sup>.

Klären läßt sich die Originalität des Troisdorfer Werkes z. Z. nicht. Vielleicht – das ist nicht nur die Hoffnung des Landeskonservators – zwingt die in letzter Zeit immer deutlicher werdende Zerstörung der Neufassung (Heizungsluft, Kerzen und z. T. ungenügende oder unsachgemäße Behandlung bei der Reinigung hinterlassen nach 25 Jahren deutliche Spuren; der Lilienstab ist beschädigt, das Kreuz des Kinderkrönchens ist abgebrochen) die Gemeinde zu einer erneuten Restaurierung. Wenn diese dann sachgemäß in den Werkstätten des Bonner Landeskonservators erfolgen würde, so könnten Holzproben und Reste alter Polychromierung helfen, die Troisdorfer Madonna eindeutig als Original oder Nachbildung zu identifizieren.

Heute besticht diese Figur – gleichgültig ob 1375 oder im 19. Jahrhundert entstanden – durch eine edle Gesamtkomposition, die am besten in der Nachzeichnung (Abb. 45) erkennbar wird. Die Proportionen

bilden ein angenehmes Gleichgewicht zwischen der Realität des menschlichen Körpers und gotisch-vertikaler Überdehnung. Dabei wird eine Gliederung der Plastik in drei bzw. vier Abschnitte deutlich.

Der untere Abschnitt läßt unter reich bewegtem, aber streng parallel geführtem Faltenwurf einen schlanken Frauenkörper mit langen Beinen vermuten. Das Spielbein (rechts) mit nach innen gezogenem Knie und außen hochgestellter Fußsohle wird von sanfter Faltenbewegung begleitet. Die Überlänge des Gewandes staut den Faltenwurf, lenkt ihn um, so daß die Horizontale durch zu abrupte Unterbrechung nicht zu deutlich wird.

Der mittlere Abschnitt ist der Bereich manuellen Geschehens. Dem trägt der Mantel Rechnung. Während er über der Brust Mariens in sanften gebogenen Horizontalfalten verläuft, unterstreicht er an den Händen Mariens und um Körper und Fuß des Knaben die Bewegung durch in den unteren Abschnitt auslaufende Vertikalfalten. Maria selbst ist „reine Königin“ (den Lilienstab in der Rechten – nach 1949 beschädigt) und „bergende schützende Mutter“ (der Mantel umfängt das nackte Kind, die Linke der Mutter gibt ihm Halt).



Den Übergang zwischen diesem Abschnitt und dem dritten leisten die Hände des Jesuskindes, die vom Künstler symbolhaft eingesetzt werden: Die Linke trägt die Herrscherwürde christlicher Kaiser – die Weltkugel mit dem Kreuz. Die Rechte segnet.

Der dritte Abschnitt umfaßt die Gesichter von Mutter und Kind. Obwohl sich beide nicht anblicken, verrät die Komposition (von allen Seiten – vgl. die Detailaufnahmen (Abb. 50–52) Einheit, Einverständnis und geistige Gemeinschaft zwischen ihnen. Maria schaut glücklich verklärt nach innen. Jesus folgt mit den Augen der Richtungsanzeige der segnenden Hand. Maria neigt ihren Kopf zum Kind, das in stolzer würdiger Haltung – Kind und König – sich der zu segnenden Menschheit zuwendet. Die Kronen unterstreichen als äußerliche symbolische Attribute das, was der Künstler bereits durch seine Darstellung erreichte.

Durch die Dicke des Farbauftrags und die z. T. ungeschickte Bemalung der Gewänder, der Hände, der Gesichter und Haare – das zeigen die Details – geht eine Menge feiner Strukturen des Holzes und der Schnitzarbeit verloren. Blicke nicht die Würde der Gesamtwirkung trotz vieler störender Details erhal-

ten, so wirkte die Restaurierung von 1949 heute unerträglich.

Zur Verständniswerbung für Geimers Lobeshymne mag aber gesagt werden, daß sich einerseits die Restaurierungsauffassung inzwischen gewaltig geändert hat („Neufassungen“ werden von staatlichen Stellen nicht mehr durchgeführt), und daß die 1949 restaurierte Madonna für den Betrachter im Vergleich zu ihrem Vorzustand in alter zerstörter Fassung bzw. inzwischen desolater neugotischer Fassung naturgemäß wie die Geburt einer neuen mittelalterlichen Plastik gewirkt haben mag.

<sup>24</sup> Mayer van den Bergh, 137

„De karakteristieken, waarom Verdier . . . dit minder slanke beeld in de evolutie van de Noordfranse 14de eeuwse sculptuur niet dateert voor ca. 1375 of betrekkelijk laat, zouden nog meer kunnen gelden voor hout dan voor steen, d. de dunne irëel vermenigvuldigde boven elkaar liggende plooiën, het betrachten van doorzichtigheid, het nastreven van het picturale ten koste van het sculpturale. De zilveren Madonne de Jeanne d'Evreux wordt ook door Verdier geciteerd – met nog twee sculpturen – als een vroeg voorbeeld van de gewoonte in Ile-de-France, om in het gewaad van Maria tegelijk het onbeklede kind te omvatten. Verder, steeds zonder onze sculptuur erbij te betrekken, onderstreept deze auteur als vrijwel ongewoon het verdelen van de drapering onder beide armen tussen kleed en mantel. Het schijnbaar niet-gotisch uitlopen van de langste verticale plooi in een halve cirkelvorm op de grond, komt te Baltimore niet voor.

Voor Leeuwenberg . . . e.a. is ons beeld een falsificatie van de 19de eeuw, waarvoor inderdaad geargumenteed kan worden.“

# Ein bemerkenswerter Siegburger Trichterhalskrug in Troisdorf-Eschmar

Von Heinrich Brodeßer

Mitten in Eschmar steht ein altes abteiliches Weingut<sup>1</sup>. Es wurde jahrhundertlang von der Familie Kurth bewirtschaftet, die zunächst dort als Halfleute wohnte, nach der Säkularisation aber das Gut käuflich erwerben konnte. Die letzten drei männlichen Nachfolger, Josef, Jakob und Johann, blieben Junggesellen, so daß nach deren Tod das Erbe über die Schwestern der drei Gebrüder an eine Erbengemeinschaft überging.

Das Anwesen bestand aus einem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbauten Ziegelsteingebäude und dem ursprünglichen Weingut, einem Fachwerkbau mit Stallungen, Lagerräumen, Scheune und einem Backhaus.

Im Jahre 1952 verkaufte die Erbengemeinschaft Kurth das alte Gehöft an den Eschmarer Heinrich Fritzen. Dieser ließ 1956 das alte Fachwerk abreißen, um an dieser Stelle einen Neubau zu errichten. Beim Ausheben der Baugrube bzw. von Gräben für Abflußrohre fand er hinter dem Backhaus als Einzelfund einen behenkelten Trichterbecher, der am Fuß beschädigt war und den Eindruck erweckte, als sei er aus diesem Grunde weggeworfen worden. Ein glücklicher Zufall hat ihn sonst unversehrt erhalten. Er trägt einige bemerkenswerte Medaillons, so daß wir ihn hier vorstellen möchten:

Nach einer provisorischen Wiederherstellung des Fußes, der sicher ein Wellenfuß gewesen ist, beträgt die Gesamthöhe des Bechers, der einen Henkel in kleiner runder Ausführung am Gefäßkörper trägt<sup>2</sup>, 16 cm. Die Trichteröffnung weist oben einen Durchmesser von 6,5 cm, im Hals von 3,5 cm auf. Der Gefäßbauch mißt im Durchmesser etwa 8 cm. Er trägt drei Medaillons, in der Mitte eine Zierform von etwa 6 cm Breite und zu beiden Seiten je einen Kreis von ca. 5 cm Durchmesser mit einem Doppelporträt Teufel-Papst.

Es handelt sich hierbei um eine „vexierbildähnliche Darstellung“, in der die beiden Profilbildnisse ver-



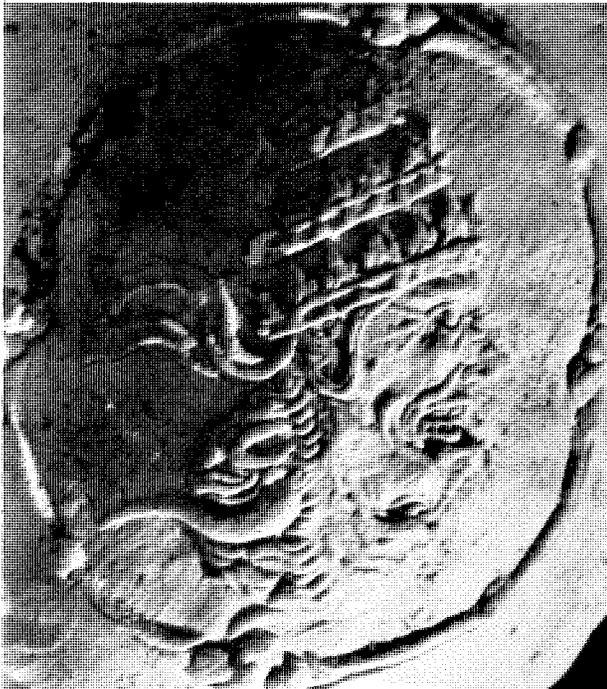
53 Trichterhalskrug aus Eschmar  
54/55 Medaillen des Kruges

1 Darüber wurde ausführlich berichtet v. A. Schulte in Heft 91 der HbIS von S. 45-62 in seinem Beitrag: Der „Abteyliche Hof zu Eschmar“ nach dem Tagebuch des Vorstehers Wilhelm Kurth, 1764-1814.

2 Vgl. J. Böckern, Beobachtungen zur Technik der Siegburger Keramik des 15. und 16. Jhts. in HbIS, Heft 92, S. 19.

schmolzen sind<sup>3</sup>. D. h., wenn wir das linke Medaillon, das ein Papstbild mit Tiara darstellt, umdrehen, erscheint eine Teufelsfratze; die Tiara wird zur Halskrause. Entsprechend wird der Teufelskopf der rechten Krugseite, der offensichtlich mit der gleichen Matrize gefertigt wurde, zu einem Papstbildnis. Es ist kein sogartetes Beispiel in der rheinischen Steinzeugproduktion bekannt<sup>4</sup>. Und uns erstaunt diese papstfeindliche Darstellung im kath. Siegburg, das unter der Oberhoheit des Abtes stand.

Nun muß der Trichterhalskrug in der Zeit zwischen 1530–1550 entstanden sein<sup>5</sup>, also in der Zeit der Reformation. Papstfeindliche Antichristdarstellungen



diese mögen dem Abte Anlaß gegeben haben zu der hohen Bestrafung der Zunft mit 600 Goldgulden“<sup>6</sup>. Auch wissen wir, daß es zwischen dem Ulmermeister Christian Knütgen und dem Siegburger Abt zu Meinungsverschiedenheiten gekommen ist, als ersterer sich gegen die Anwendung von Gewalt gegen die Siegburger Calvinisten wandte<sup>7</sup>. Nach 1564 müssen die Siegburger Töpfer sogar handfest in den Handel mit antipäpstlichen Darstellungen auf ihrem Steinzeug eingestiegen sein<sup>8</sup>.

Mit der Hochrenaissance erreichte dann in dieser Zeit die Siegburger Töpferkunst ihren künstlerischen Höhepunkt, aber auch ihren Abschluß, da durch die



kommen in dieser Zeit häufiger vor, sowohl in der Steinguterzeugung in Köln als auch in Raeren. Und offensichtlich haben die Siegburger, wahrscheinlich unter der Hand – daher die Seltenheit des Fundes – den gleichen Versuch gestartet.

Es ist bekannt, daß in Siegburg „mehrfach obszöne und religiös anstößige Darstellungen vorkommen;

Wirren des Dreißigjährigen Krieges das Siegburger Ulnergewerbe zum Erliegen kam, die Töpfer nach Altenrath abwanderten und nach dem großen Krieg der Abt sie nicht bewegen konnte, wieder nach Siegburg zurückzukehren“<sup>9</sup>.

3 So formulierte Fr. Dr. Krueger, Rheinisches Landesmuseum Bonn, die im übrigen wie folgt Stellung nimmt:  
Die Verschmelzung von satyrhafter Teufelsfratze und Papstbild ist sicherlich zu verstehen aus der antipäpstlichen Polemik der Reformationszeit. Luther vertrat die Ansicht, daß der Papst mit dem Antichrist, dem satanischen großen Verführer und Versucher, gleichzusetzen sei, der in den Johannesbriefen mehrfach erwähnt wird (I, 2, 18, 22; II, 7).  
Er sorgte auch dafür, daß dieser Gedanke in einprägsamen bildlichen Formulierungen verbreitet wurde (z. B. in Cranachs Holzschnittfolge „Passional Christi und Antichristi“, 1521). Die Vorlage für das Medaillon ist ganz sicher in der Graphik zu suchen.

4 Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. F. Goldkuhle, Rheinisches Landesmuseum Bonn, der den Krug als einen „ganz außerordentlichen Fund“ bezeichnet und weiter schreibt: „Uns ist kein Beispiel bekannt, auf dem die Verschmelzung von Papst und Teufel in dieser Form auf einem rheinischen Steinzeugprodukt zu finden wäre.“

5 Nach freundlicher Mitteilung von Fr. Dr. G. Reineking von Bock, Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln.

6 W. Felten, Zur Geschichte der Töpferzunft in Siegburg, HbIS, Heft 5/S. 33.

7 W. Felten, Die Siegburger Töpferfamilie Knütgen, HbIS, Heft 6/S. 56.

8 Dazu schreibt W. Bers, Siegburger Krüge, in Holland gefunden, HbIS, Heft 77/S. 90:  
Vom Jahre 1564 an verkauften die Töpfer Siegburgs ihre Waren selbst. (Bis dahin hatte ihnen die Zunftordnung geboten, nur in Siegburg zu verkaufen bzw. ihre Ware Großhändlern aus Köln u. a. Städten zu überlassen.)  
Der 24. August, der Bartholomäustag, wurde gewählt als der Tag, an dem je ein Töpfer von der oberen und der unteren Aulgasse die Töpferwaren aller Siegburger Ulner sammelte und dann an den Rhein und die Mosel brachte, überall freudig begrüßt.  
Da die Siegburger Handwerksmeister damals auch in die Hochburgen der Reformation, nach Worms, Speyer und Nürnberg, kamen, sahen sie Schmäbilder auf den Papst, die Bischöfe und die Mönche, worauf sie, heimgekehrt, für die evangelische Kirche „Schmäkrüge“, oft von großem künstlerischem Wert, lieferten.

9 Zum Abschluß möchte ich allen danken, die meinen Beitrag durch ihre Hilfe und Mitarbeit unterstützt haben. Besonderer Dank gilt dem Finder des Kruges, Herrn Fritzen, Eschmar, Fr. Dr. Krueger, Rheinisches Landesmuseum Bonn, Fr. Dr. Reineking von Bock, Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln, Herrn Dr. Goldkuhle, Rheinisches Landesmuseum Bonn.

**Abbildungsverzeichnis  
des nachfolgenden Aufsatzes**

	Seite/Abbildungsnummer	Seite/Abbildungsnummer
	57/56	67/61 g
	Szene aus Millers „Hexenjagd“	„Kom(m)ödchen“ (Lore Lorenz)
	58/57 a	67/61 h
	Ezzard Schaper	„Colombé“ (Christine Uhde)
	58/57 b	67/61 i
	Werner Bergengruen	„Schluck und Jau“ (Wolfgang Reichmann, Mogens von Gadow)
	58/57 c	67/61 k
	Pierre Paul Claudel	„Kom(m)ödchen“
	58/57 d	67/61 l
	Albert Vigolais Thelen	„Colombé“ (Christine Uhde)
	58/57 e	67/61 m
	Karl (Heinrich) Waggenerl	„Des Teufels General“ (Hans-Joachim Kulenkampff)
	58/57 f	68/69/ 62 a–d
	Gertrud Fussenegger	Szenen aus „Hexenjagd“ (Vera Tschechowa, Vadim Glowna)
	58/57 g	70/63
	Manfred Hausmann	„Play Strindberg“ (Hannelore Schroth)
	58/57 h	71/64 a-f
	Fritz Hochwälder	Szenen aus „Die Fliegen“ (Ernst Fritz Fürbringer, Lola Müthel, Dinah Hinz, Georg Weiss)
	58/57 i	72/65 a
	Heinrich M. Denneborg	„Play Strindberg“ (Hannelore Schroth)
	59/57 k	72/65 b
	Lutz Besch	„Hexenjagd“ (Vera Tschechowa)
	59/57 l	72/65 c
	Josef Reding	„Jakobowski und der Oberst“ (Fritz Muliar)
	59/57 m	72/65 d
	Eugen Roth	„Play Strindberg“ (Hannelore Schroth)
	59/57 n	72/65 e
	Alexander Adrion	„Der Kandidat“ (Emanuel Schmied)
	59/57 o	72/65 f
	Rudolf Hagelstange	„Schluck und Jau“ (Mogens von Gadow, Wolfgang Reichmann)
	59/57 p	72/65 g
	Paul Pick	„Der Kandidat“ (Emanuel Schmied)
	59/57 q	72/65 h
	Gabriel Marcel	„Bacchus“ (Reiner Schöne)
	60/58 a	72/65 i
	Cornelia Froboess	„Schluck und Jau“ (Wolfgang Reichmann)
	60/58 b	72/65 k
	Programm der ersten Auf- führung der Theater- gemeinde Troisdorf 1954	72/65 l
	60/58 c	72/65 m
	Ilse Laux	„Play Strindberg“ (Hannelore Schroth)
	61/58 d	73/66 a
	Friedrich Joloff	Reiner Schöne
	61/58 e	73/66 b
	Hans Clarin	Vadim Glowna
	62/58 f	74/66 c
	Harald Leipniz	Ellen Schwiars
	62/58 g	74/66 d
	Gerlinde Locker	Fritz Muliar
	62/58 h	75/66 e
	Paul Hoffmann	Vera Tschechowa
	63/58 i	75/66 f
	Szene aus Dürrenmatts „Play Strindberg“	76/67 a
	63/58 k	76/67 b
	Szene aus Sternheims „Der Kandidat“	Drei Schnitte durch den Bühnenbereich der Troisdorfer Aula
	64/58 l	1 Bühnenraum
	Helen Vita	2 Vorbühne
	65/59 a	3 Anlieferaum
	„Jakobowski und der Oberst“ (Fritz Muliar)	4 Abstellraum
	65/59 b	5 Stellwerkraum
	„Bacchus“ (Reiner Schöne)	6 Abstellraum
	65/59 c	7/8 Einzelgarderoben
	„Der Kandidat“ (Emanuel Schmied)	9/10 Gruppengarderoben
	65/59 d	11 Wasch- und Duschräume
	„Bacchus“ (Paul Hoffmann)	12 Warteraum
	65/59 e	
	„Des Teufels General“ (Hans-Joachim Kulenkampff)	
	65/59 f	
	„Play Strindberg“ (Hannelore Schroth)	
	65/59 g	
	„Bacchus“ (Reiner Schöne)	
	65/59 h	
	„Die Fliegen“	
	65/59 i	
	„Kom(m)ödchen“ (Lore Lorenz)	
	65/59 k	
	„Bacchus“ (Paul Hoffmann)	
	65/59 l	
	„Musik“ (Cornelia Froboess)	
	66/60	
	„Des Teufels General“	
	67/61 a	
	„Schluck und Jau“ (Mogens von Gadow)	
	67/61 b	
	„Kom(m)ödchen“	
	67/61 c	
	„Colombé“	
	67/61 d	
	„Des Teufels General“ (Hans-Joachim Kulenkampff)	
	67/61 e	
	„Schluck und Jau“ (Mogens von Gadow)	
	67/61 f	
	„Schluck und Jau“ (Wolfgang Reichmann)	

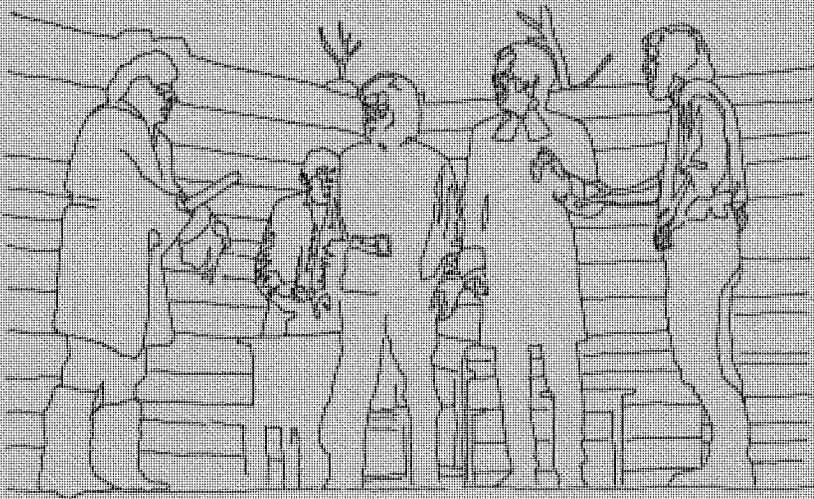
**Quellenverzeichnis**

Akten des Schul- und Kulturamtes der Stadt Troisdorf 1946–1973.  
Für die zahlreichen Hilfen sei in diesem Zusammenhang Verw.R. Georg Kern gedankt.

Materialsammlung von Herrn Paul Pick.  
Auch ihm ist für umfangreiche Hilfe zu danken.

Kesting, Jürgen, Muß das Theater sterben, ein Bericht des „Stern“, 1974.

Barz, Paul, Komödianten kommen in die Stadt, in: Westermanns Monatshefte, Februar 1973.



## Theater in Troisdorf

Von Helmut Schulte

Es mag einige hundert Jahre her sein, als Wanderschauspieler vielleicht die Troisdorfer Häuser Rott, Brouh, Spich oder Wissen mit ihren Darbietungen erfreuten. Doch seitdem die feste Guckkastenbühne in die Initiative des Bürgertums gelangte, und die renommierten Städte ihre großen Theater gründeten und Ensembles aufbauten, blieb den kleineren Orten nichts weiter übrig, als ihr Bedürfnis nach Schauspiel und Oper in den nahegelegenen Großstädten zu befriedigen.

Sicher war es ursprünglich auch in den kleinen Orten viel einfacher, den Naturtrieb zu befriedigen, sich zu verkleiden, in eine andere Rolle, hinter eine Maske zu schlüpfen; doch mit der Erstarrung religiöser und kultureller Formen in zivilisierten Vollzugsstrukturen nahm auch dieser Trieb eine offizielle kultur- bzw. religionspolitische Form an. Während sich diese Form selbst abseits ihrer politischen Bedeutung zunehmend zur kulinarischen Unterhaltung abwertete, verkümmerte der Naturtrieb. Nur bei Volksfesten und in autodidaktischen Formen

eines Living-theater wird noch ein wenig davon spürbar.

Troisdorf lebt seit seiner Entstehung unter dem Einfluß der Städte Köln und Bonn, und Kultur konnte – wenn nicht die örtlichen Adelshäuser wirksam wurden – nur von dort bezogen werden. Wanderbühnen und Schmierentheater, wie nie das Barock, aber auch die Romantik und das junge 20. Jahrhundert erblüht hatte, starben während der NS-Zeit fast völlig aus. Die großen Theater mit den klingvollen Namen bestimmten mehr und mehr das Kulturniveau. Den Kleinstädten und Dörfern blieben die verdammenden restaurierenden Dilettantenbühnen, die keinen Naturtrieb befriedigten, aber auf billige Weiss Theater oder Theaterähnliches kopierten.

Drei Erscheinungen änderten diesen Zustand nach dem Zweiten Weltkrieg entscheidend: Nach sechs Jahren körperlicher und zunehmend geistiger Auspowerrung wuchs der Aufbaumutwill auf allen Gebieten; alles sollte neu und anders begonnen werden.

Auffällig sind in vielen Orten, auch in Troisdorf, die frühen Bemühungen um eine Erwachsenenbildung, von der Militärregierung und der ortsnahen Intelligenz freundlich gefördert.

Hinzu tritt die in ganz Deutschland zu beobachtende neue Theatergemeindegewegung, die die Landbevölkerung an die Theater der Städte heranführen will.

Zudem zeichnet sich seit dem Ende der sechziger Jahre eine Besonderheit ab: Bekannte Schauspieler schließen sich Tourneetheatergruppen an, ziehen von Ort zu Ort und bringen ihre engagierte Theaterkunst unter das Volk.

Diese drei Wurzeln für „Theater in Troisdorf“ sind jetzt im einzelnen zu untersuchen.

### Erwachsenenbildung nach 1945

In einem Rundschreiben an die Siegkreisgemeinden greift Dr. Hamacher eine Anregung des Landrats auf und wendet sich 1946 mit Themenkreisvorschlüssen an die ortsnahen Lehrer- und Pfarrerschaft. Hamacher bezieht sich auf die Volkshochschulbewegung von Grundvig und Settlement und die Wurzeln der christlichen und marxistisch-sozialistischen Volksbildung, der liberalistisch-bürgerlichen Wissenspflege und der Volksbildung nach Lazard und Riehl. Er nennt fünf mögliche Arbeitsgebiete: Staatsbürgerliche und Rechtsfragen, die deutsche Dichtung, die deutsche Kunst, das deutsche Lied, die deutsche Landschaft.

Am 10. Xii. 1956, zu gütlicher  
Annehmung verbindl:

Wolfram Humperdinck

Im Mai 1946 bildete sich in Troisdorf der  
Arbeitsausschuß für Erwachsenenbildung  
unter Leitung von Rektor J. Thommes.  
Eine Denkschrift der Militärregierung  
animierte den Ausschuß, bereits im  
August 1946 einen Veranstaltungskalen-  
der vorzulegen.

Die Initiatoren hängten sich dabei zu-  
nächst an Veranstaltungen der Stadt Sieg-  
burg an, die in Troisdorf wiederholt  
wurden. 6. 8. 1946 Wolfram Humper-  
dinck; Engelbert Humperdinck - sein

Herrn Bergengrün

4. Nov. 1957

*[Faint handwritten notes]*

Leben und Schaffen; 23. 8. 1946 Dr.  
Frings: Rechtspflege und Rechtsbewußt-  
sein; 3. 9. 1946; Dr. Wilbrand: Das Wes-  
sen des deutschen Menschen; 17. 9. 1946  
Josef Thomaner: Unsere Heimat im Wan-  
del der Geschichte; 3. 10. 1946 Engelbert  
Reick: Führung über die Heideterrasse;  
21. 10. 1946 Dr. Odenthal: Wesen und  
Bedeutung der Gewerkschaften.

Im Winter 1946/47 bildeten sich die er-  
sten Arbeitsgemeinschaften mit literari-  
scher Themenstellung. Klopstock, Lessing,  
Goethe, Schiller, Shakespeare, Molière  
und ihr Werk kamen in exemplarischen  
Ausgaben zur Sprache. Schon bald er-  
wuchs aus der Mitte dieser Arbeitsge-  
meinschaften der Wunsch: „Wir gehen ins

Theater!“ Entsprechende Vorbereitungen  
wurden getroffen. In den Folgejahren  
kam es hin und wieder zum Besuch von  
Bühnenveranstaltungen der umliegenden  
Städte. Neben den literarischen Arbeits-  
gemeinschaften gründeten sich musika-  
lische Interessengruppen.

Albert Villerix: Theater

Troisdorf 15. XI. 1966

Doch erlahmte nach verlostemem An-  
fangsengagement der Initiatoren das In-  
teresse an der Erwachsenenbildung sehr  
schnell. Den Initiatoren stand nicht der  
nötige Organisationsapparat zur Ver-  
fügung, und die Bevölkerung war aus  
ihrer traditionellen Kulturiethargie nicht  
von heute auf morgen herauszuholen.

1949 legte Rektor Thommes die Leitung  
der Erwachsenenbildung nieder. Die  
Arbeit ruhte bis zum Ende des Jahres.

Kunstverein Troisdorf  
für alle Neugier

*[Handwritten signature]*

Frankfurt 1961

Ende 1949 gelang es Herrn Niedermeier,  
dem Kulturreferenten der Gemeinde  
Troisdorf, die Volksbildungsarbeit erneut  
in Gang zu bringen. Er interessierte Pfar-  
rer Heuser und Herrn Kargl. Die Neu-  
anfänge waren bescheiden. Eine Niko-  
lausfeier, eine Arbeitsgemeinschaft für  
Krippenbau, eine Vortragsreihe über  
Kunstabstrachtung, Sprachkurse und Be-  
rufschulenaufbaukurse bildeten das Pro-  
gramm.

festwand für Kunstverein

Eine verstärkte Öffentlichkeitsarbeit  
setzte ein. Plakate wurden gedruckt.

Am 29. 11. 1949 führte das Westdeutsche  
Landestheater im Canisiushaus den  
Urfant auf. Es war wohl die erste Thea-

Wolfram Humperdinck

11. 4. 12

terveranstaltung dieser Art in Troisdorf.  
Am 10. 12. 1949 gestaltete das Städtische  
Orchester Bonn ein Opern- und Operen-  
tenkonzert.

Ein für den 30. 12. 1949 vorgesehenes  
Gampiel des Westdeutschen Landesthea-  
ters (Raub der Sabinerinnen) mußte we-  
gen zu geringer Besucherzahl ausfallen.

Dies schien symptomatisch zu sein. Am  
3. 12. 1950 bezeichnete der Troisdorfer  
Gemeindedirektor in einem Bericht „die

Fritz Hochmüder

8. Oktober 1958

Versuche mit der Erwachsenenbildung in  
Troisdorf als gescheitert. Er nannte als  
Gründe u. a. die fehlende echte Boden-  
ständigkeit, die zunehmende Industriali-  
sierung, die günstige Verkehrslage nach  
Bonn/Siegburg und Köln, die gutange-  
laufenen Aktionen der Theaterringe Bonn  
und Köln, das übelliche Musikleben, das  
in Chören, einem philharmonischen Or-  
chester und einem Mandolinerverein er-  
schöpfende Betätigung finde, die Literari-  
sche Gesellschaft, den Geschichts-  
und Altertumsverein Siegburg und den Espe-  
ranto-klub für europäisch Denkende.

*[Handwritten signature]*

Troisdorf

4-XI-66

Erst nach der kommunalen Neuordnung  
änderte sich die Situation für die Stadt  
Troisdorf so entscheidend, daß die neu-  
gegründete Volkshochschule schnell zu  
einem heute nicht mehr wegdenkbaren  
Kultur- und Bildungsfaktor wurde.

Mit dem Scheitern der Erwachsenenbil-  
dung blieb auch die Urfant-Aufführung  
die zunächst einzige Theaterveranstaltung  
in Troisdorf.

Herrn  
Paul Pick  
mit herzlichen  
Danke!  
14.9.63

Herrn Paul Pick  
mit Frau Feinleber

Lehrer Beul, Romy Lehmann

2. XI. 69

Herrn  
Paul Pick  
mit allen  
guten Wünschen.

M. Roth

25/11/69

Herrn

Paul Pick

herzlich

8.2.1966 Troisdorf

Rieger Roth

Herrn Paul Pick,  
als dem Zentrum eines der  
wichtigen, die versandlungsfähigen  
Zusammenhangs (wie in Baden für 70,  
in der Saal leicht ...

herzlich  
Alexandra Holstein  
10/1/70.

Theatergemeinde -  
Volksbund für Christliche Kultur

In der gleichen Zeit, in der Troisdorf seine Bemühungen um die Volksbildung als gescheitert ansehen mußte, gründete Paul Pick (vgl. Abb. 57 p) in Moch für den Siegbereich - als Fortführung des Bühnenvolksbundes (1919-1933) - eine Theatergemeinde, die sich der Bonner Theatergemeinde, die 1951 entstand, anschloß und aus der später ein umfangreicher Verband mit zahlreichen Tochtergruppen wurde. Bei der 13. Jahresversammlung der Bonner Theatergemeinde in Troisdorf (1969) waren aus dem Rhein-Sieg-Kreis ca. 40 Gruppen vertreten.

Paul Pick, seit 1969 Vorsitzender der Theatergemeinde Bonn, war seit seinem Wohnungswechsel nach Troisdorf (1954) bis heute wesentlich an der Zusammenstellung und Abwicklung des Kulturprogramms der Stadt Troisdorf beteiligt.

Während noch 1953 die zahlreichen Angebote von Musikern und Rezitatoren von der Stadt an den Vaterstädtischen Verein weitergeleitet wurden, es in dieser Zeit aber zu keiner nennenswerten Veranstaltung kam, wurde am 15. November 1954 auf Initiative von Paul Pick als erste Veranstaltung der Theatergemeinde - Volksbund für christliche Kultur „Der letzte Raum“ von Graham Greene im Kasino der Klöckner-Mannstadt-Werke aufgeführt.

Von diesem Zeitpunkt an gibt es kontinuierlich Kulturveranstaltungen (Theater, Kabarett, Konzert, Lesungen) in Troisdorf.

„Der letzte Raum“ fand im einzigen brauchbaren Raum statt, und jahrelang gab das Kasino den Maßstab für die Auswahl der Veranstaltungen ab. Hin und wieder diente der Saal Thiesen als „Konzertthalle“. „Der letzte Raum“

wurde vom Westdeutschen Zimmerschauspiel Köln (später: Theater am Dom) gestaltet. Dieses und ähnliche Theatergruppen waren auf längere Zeit die möglichen Gestalter von Theater in Troisdorf. Diese doppelte Konzession gegenüber Spielstätte und Ensemble engte naturgemäß das Repertoire ein. Und man ging in Troisdorf sogar einen Schritt weiter und proklamierte:

„Theater in Troisdorf“ will nicht mit Köln und Bonn konkurrieren, „Theater in Troisdorf“ erschöpft sich in Beispielen der klassischen und modernen Bühnen-Literatur, die auf den großen Bühnen kaum zur Aufführung gelangen.



Außerdem sollen keine Star-Ensembles verpflichtet werden, sondern spielfreudige kleine Theater.

Herrn Paul Pick  
den wir Ihnen  
es so freundlich  
gibt hat  
mit unser Dank  
J. Maier



Nach dem erfreulichen Anfang 1954 wurde Theater in Troisdorf von der Spielzeit 1955/56 an zur ständigen Einrichtung. Bei einer Kreisagung für Erwachsenenbildung am 10. 10. 1955 war die Christliche Kulturgemeinde (Paul Pick) neben dem katholischen Bildungswerk, dem evangelischen Bildungswerk und der katholischen Filmliga in Eitorf vertreten.

Für eine Erhebung des Landes NRW 1955/56 konnte Troisdorf das Kasino als einzigen für Theaterzwecke nutzbaren Raum mit 150 Sitzplätzen benennen und bei 4 Theateraufführungen 400 Besucher registrieren.

1958/59 wurde bei einer ähnlichen Erhebung 1 Raum mit 250 Plätzen genannt (Canisiushausaal), bei 6 Aufführungen wurden 1150 Besucher gezählt.

Neben den verschiedenen Theateraufführungen wurden Dichtervorlesungen, Konzerte und Kinderveranstaltungen zu einer beliebigen Ergänzung des Kulturangebots der Stadt.

Von 1956/57 an liegen lückenlose Spielpläne vor, die einen Einblick vermitteln in die Vielfalt des Angebots, aber auch die Einengung durch Raum und Ensemble spüren lassen.

1956/57 gastierte das Westdeutsche Zimmertheater Köln mit dem „Fischbecker Wandteppich“, der „Tödlichen Lüge“,

dem „Rumpelstilzchen“, mit „Bei Anruf Mord“ und „Mirandolina“ im Kasinoaal. Das Dramaturgische Institut Düsseldorf brachte die „Mildstraße“. Ezzard Schaper und Manfred Hausmann lasen aus eigenen Werken (Canisiushaus).

1957/58 bot das Theater am Dom (vorher: Westdeutsches Zimmertheater) „ABC“, „Joaip und Joana“, „Des Kaisers neue Kleider“, „Hoppla, aufs Sofa“ und das Dramaturgische Institut Düsseldorf „Treffpunkt Parkhotel“ und „Diener zweier Herren“. Werner Bergengrün und Bernd von Heisele lasen aus eigenen Werken, und Kräfte der Bonner Oper gestalteten einen „Großen Bunten Abend“.

In der Spielzeit 1958/59 war nur das Theater am Dom zu Gast (mit: „Eins etwas sonderbare Dame“, „Weihnachten auf dem Marktplatz“, „Es ist angerichtet“, „Die Magd der Herrin“ und „Die Gangster von Valence“). Fritz Houbwälder und Ezzard Schaper rezitieren aus eigenen Arbeiten. Eine Chor- und Kammermusik ergänzte das Programm. In der darauffolgenden Spielzeit (1959/60) las Sigmund von Radenhi. Lektor Paul Tack referierte über Schiller, die Augsburger Puppenkiste brachte den „Kleinen Prinzen“, das Theater am Dom gastierte mit „Glücksspiel mit der Liebe“ und „Der eingebildete Kranke“, während das Dramaturgische Institut Düsseldorf „Die Verkündigung“ auf die Bühne brachte, Mitglieder der Bonner Oper einen „Großen



Bunten Abend“ gestalteten und das Rheinische Kammerorchester ein Sereadenkonzert am Waldcafé bot.

Kaum abwechslungsreicher im Angebot (Ensembles und Darbietungen) wurde die Spielzeit 1960/61. Das Theater am Dom gastierte viermal (mit: „Minna von Barnhelm“, „Die Falle“, „Meine Schwester und ich“, „Pygmalion“). Das Stabmusik-Korps der Bundeswehr, das Chor Kölnische Kammerorchester und die Sängerknaben aus dem Wienerwald gestalteten Konzerte. Gertrud Fussenegger und Karl Heinrich Waggerl lasen aus ihren Werken.

In ähnlichem Rhythmus liefen die folgenden Spielzeiten ab. Erst die Indienstnahme der Aula des Junggymnasiums Zum Altenfort schuf für die Spielzeit 1966/67 eine neue Basis für ein differenzierteres und anspruchsvolleres Kulturangebot der Stadt Troisdorf. Zum Theater am Dom, das den größten Teil der Aufführungen auf Troisdorfs Kasino-Bühne besitz, traten nun das Lessing-Theater Köln und das Westdeutsche Tournee-Theater Remscheid, Die musikalische Komödie Köln und seit 1966 das Contrareis-Theater Bonn. 1961-1966/67 wurden folgende Stücke aufgeführt: „Die Mitschuldigen“,

**THEATERGEMEINDE**

Volksbund für christliche Kultur

**Gastspiel**

des Westdeutschen Zimmertheaters Köln

am Montag, dem 13. November 1966, um 8 Uhr  
im Saale der Klöster-Menschen-Verle, Troisdorf

**„Der letzte Raum“**

(THE LIVING ROOM)

Schauspiel in 5 Bildern

von Graham Greene

Deutsch von Alexander Galloway

Inszenierung: Klaus Frey

**Ensemble:**

- |                         |                   |
|-------------------------|-------------------|
| Jane Birnson Flörke     | Carl Erdel        |
| Teresa Bensen           | Franziska Schenck |
| Evan Röhren             | Lothar Richter    |
| Evan Parberten          | Hilke Witten      |
| Michael Dornb           | Oliver Brink      |
| Flora Bensen seine Frau | Olav Beckel       |

Ort der Handlung: Wohnstube der Goodwinen Dornen

Preis nach dem 1. Satz

„Nathan der Weise“, „Der zerbrochene Krug“, „Gottes Utopia“, „Denn es will Abend werden“, „Die Spanische Witwe“, „Boeing - Boeing“, „Ein Engel namens Schmitt“, „Hermann und Dorothea“, „Was ihr wollt“, „Der Lügner“, „Alle meine Söhne“, „Kabale und Liebe“, „Mary, Mary“, „Die Gerechten“, „Inquisition“, „Späte Liebe“, „Bunbury“, „Der Inspektor kommt“, „Die gelehrten Frauen“, „Drachensmaul“, „Spiel zu zweit“, Dichterlesungen und Konzerte ergänzten dieses Angebot. *Pierre Claudel*, *Lutz Bensch*, *Gabriel Marcel*, *Rudolf Hagelstange*, *Hilde Domin*, *Eugen Roth*, *Ezzard Schaper*, *Heinrich M. Denneberg* und *Vigalain Thelen* lasen aus ihren Arbeiten. Die *Heidelberger Bänkelsänger* boten Kleinkunst, eine *französische Tanzgruppe* Folklore-Ballett und verschiedene Orchester Kammermusik- und Opernabende.

#### Neue Theaterstätten in Troisdorf und Sieglar

Das *Intime Theater Düsseldorf* brachte die Premiere im „*osuen Troisdorfer Haus*“, der Aula des Jungengymnasiums mit ihren 482 Plätzen. „*Kabale und Liebe*“ stand auf dem Programm, „*Hänsel und Gretel*“ (*Westdeutsches Tourneetheater Remscheid*) und in der Folgezeit (1967/68) „*Die Caine war ihr Schicksal*“ (*Intimes Theater Düsseldorf*), „*Corinne und der Seebär*“ (*Contrakreis Bonn*), „*Mutter Courage und ihre Kinder*“ (*Westdeutsches Tourneetheater Remscheid*), „*Die schöne Gänsemagd*“ (gleiches Ensemble), „*Die goldenen zwanziger Jahre*“ (*Theater am Dom*), „*Diener zweier Herren*“ (*Contrakreis Bonn*) und „*Mirandolina*“ (*Theater am Dom*) ergänzten das Angebot.

Erst ganz allmählich wurden die neuen Möglichkeiten der Aula, der technische Bühnenapparat, Schauspieler-Garderoben, Zuschauerraum, Garderobe, Foyer, Erfrischungsstand und dgl. bewußt in Programmgestaltung, Angebot und Umfang integriert. Zunächst blieb es dabei, daß die bekannten kleinen Ensembles ohne große Namen – hin und wieder durch einen Gast verstärkt – mit intimen modernen oder problemlosen klassischen Stücken auftraten. Die Bühnentechnik kam Bühnenbild und Beleuchtung, Garderoben und Waschräume den Schauspielern zugute.

Aber die Troisdorfer empfanden ihr Theater immer noch als ein „*fremdes Geschenk*“, das – von außen herangetragen – behutsam zu pflegen war. Theater in



Troisdorf wuchs erst allmählich. Es dauerte lange, bis ein echter Kontakt zwischen Publikum und Bühne entstand, bis die Offiziellen der Stadt erkannten, daß die linksich verarbeiteten Blumen für die weiblichen Ensemblemitglieder Zeichen mangelhafter städtischer Emanzipation waren, und die Besucher spürten, daß nicht die saure Abendrobe und das ungelent in Kleinbürgerhänden gehaltene Seksglas die Integration zwischen Theater und Publikum ausmachten. Publikum und Bühne wuchsen ganz allmählich aneinander. Das Verhalten der Besucher wurde freier, selbstverständlicher, und die Organisatoren waten sich ihrerseits aus dem engen Zirkel umliegender Zimmertheater und ihrer Repertoires, verpflichteten eine Reihe namhafter Tourneebüh-



nen aus Deutschland und der Schweiz, in denen zunehmend große Name magnetische Kraft ausübten.

In der Spielzeit 1968/69 gastierten noch die bekannten Gruppen, neben dem *Theater am Dom* („*Die Liebe der Familie Douglas*“, „*Der Trauschein*“, „*I do! I do!*“), dem *Bonner Contrakreis* („*Biografie: Ein Spiel*“, „*Tango*“, „*August, August*“) und dem *Westdeutschen Tourneetheater Remscheid* („*Brave Dicks*“, „*Rumpelstilzchen*“) das *Kleine Theater Bad Godsberg* („*Der Diener Jean*“) und das *Düsseldorfer Kam(m)ädchen* mit seinem Tourneeprogramm. Mit *Josef Reding* endeten die Lesungen.

1969 wurden die Aufführungsmöglichkeiten der Stadt durch die Fertigstellung der *Aula des Mädchengymnasiums* in Sieglar mit einem Sitzplatzangebot von 728 erheblich erweitert. Zunächst bot man auch dort eine ähnliche Mischung wie in Troisdorf an, Theater, musikalische Aufführungen, Kindersüßigkeiten; aber bald zeigte sich, daß die Platzzahl einfach zu groß war. Weder für die Schauspieler noch für die Veranstalter waren leere Stuhlreihen ein erfreulicher Anblick. Deshalb verlegte man später nur die besonders erfolgversprechenden Veranstaltungen nach Sieglar.

Die Spielzeit 1969/70 brachte für Troisdorf eine bis dahin nicht denkbar gewesene Fülle an Kulturveranstaltungen, die Ensembles blieben aber weitgehend noch die gehalten: In der Troisdorfer Aula gastierten die *Kammerspiele Düsseldorf* („*Der Kandidat*“), der *Bonner Contrakreis* („*Match*“), das *Theater am Dom* („*Alfi*“, „*Eine ganz normale Familie*“, „*Des Teufels goldene Haare*“) und das *Kleine Theater Bad Godsberg* („*Halbe Wahrheiten*“, „*Ein Ehemann zur Ansicht*“). Das *Düsseldorfer Kam(m)ädchen* und ein *russischer Chor* ergänzten das Programm.

In der Sieglarer Aula spielten das *Kleine Theater Bad Godsberg* („*Kammerjungfer*“), das *Westdeutsche Tourneetheater Remscheid* („*Frau Holle*“) und das *Theater am Dom* („*Mirandolina*“, „*Generation*“). Das *Chor Coloniche Orchester Bonn* und *Solisten der Bonner Oper* gestalteten einen *Offenbach-Abend*, die *Wühlmäuse* aus Berlin brachten politisches Kabarett, *Heinz Senek* und *Lisa Währ* „*Einem Abend beim Appelwoi*“, *Alexander Adrian* „*Kammerspiele des Scheins*“ und die *Pariser Sängerknaben* ein *Weihnachtskonzert*.

Auffällig ist, daß eigentlich zum erstenmal in Troisdorf mit Namen geworben



wurde: Katinka Hoffmann, Ulrich Popp, Harald Junke, Chariklia Baxevanos, Hanna Wüder, Dieter Hallervorden und Karl Heinz Schröth waren die Stars der Spielzeit 1969/70.

#### Bekannte Schauspieler gehen auf Tournee

Das Schlagwort vom „sterbenden Theater“, das in Literatur, Massenmedien und Öffentlichkeit heute oft zu hören ist, hat sicher zum Teil seine Berechtigung. Dem kann hier im einzelnen nicht nachgegangen werden. Personelle und technische Perfektion, wie sie die großen Medien täglich vorstellen, sind von keiner Bühne und letztlich — da jeder Schnitt wegfällt — von keinem Schauspieler zu leisten. Das große Angebot an mediengerechter, aber auch oft medieninadäquater Unterhaltung, das entscheidend in die Theatersubstanz eingreift, führt auf der einen Seite zu einer übersteigerten geschmacklichen Sensibilisierung, auf der anderen durch Überfütterung zur Lethargie. Der Aufwand, aus der häuslichen Atmosphäre ins Theater überzuwechseln, lohnt nicht, wenn das Theater das nicht bieten kann, was der Guckkasten ausstrahlt. Hinzu tritt die weitgehende Unverständlichkeit moderner Theaterexperimente, der Unwille, aus der kulinarischen Zuschauerrolle in eine engagierte Mitspielerrolle gezwungen zu werden.

Und die Zuschauersituation ist z. T. die Schauspielersituation. D. h. viele Schauspieler lehnen politisches Theater ab, viele Schauspieler sind sich heute aber auch zu schade, ihren Namen und ihre Kunst in einem Dauereensemble verschleifen zu lassen oder als Jet-Stars von Bühne zu Bühne zu reisen, um dort als Zugpferde das Publikum zu stimulieren, ein Publikum der Großstädte, das übertrieben verwöhnt und nur durch kulinarische Besonderheiten anzusprechen ist. Hinzu treten Fernseh- und Filmverpflichtungen, die der eigenen Imagepflege dienen und den Geldbeutel füllen. So haben sich zahlreiche von Bühne und Bildschirm bekannte Stars als „freischaffende Künstler“ niedergelassen, um für ein größeres Projekt jederzeit zur Verfügung stehen zu können, überbrücken aber die Zwischenzeit mit Tourneetheater. Sie schließen sich einer durch Manager oder Agenturen vermittelten oft mittelklassigen Gruppe an, die klassische oder unproblematische moderne Stücke vorstellt, die dem bekannten Schauspieler Gelegenheit geben, in seiner Kunst zu glänzen. Abend für Abend euphorische Erfolgserlebnisse zu buchen und seinen Namen immer populärer werden zu lassen; eine ziemlich riskolose Angelegenheit, trotz aller Anstrengung der täglichen Umstellung auf Bühne, Umgebung und Publikum, denn keiner kann verglichen, jeder sieht nur die Einzelleistung, die tägliche Premiere.

Es gibt sicher auch andere Gründe, positivere, intelligentere und akzeptablere, die fast alle Schauspieler mit wohlklingenden Namen heute veranlassen, mit der Wanderbühne zu ziehen.



Vielfach wird das veraltete konventionelle Theater mit seiner autoritären Führungshierarchie genannt. Der gute Gemeinschaftsgeist in der Truppe wird angeführt, das wirkliche Verwachsen mit einer Rolle, die man jeden Abend verkörpert, mit der man sich viel intensiver auseinandersetzt als im Repertoire-Theater, „wo man hingehet, seine Arbeit macht, wieder weggeht...“ (Ausspruch der Schauspielerin Maria Becker). Der Unterschied wird den Mitgliedern der Tourneebühne besonders deutlich, wenn sie zwischen durch auf großen Bühnen gastieren: „Diese Kälte — das erschreckt mich immer wieder. Daß man nur ein Rädchen ist, Teil eines riesigen Betriebs...“ (Maria Becker). Hinzu kommt der Regisseurhult vieler Bühnen, der manchen Schauspieler in ein Konzept hineinpreßt, in das er nicht hinein will und nicht hinein paßt. Die Gigantomanie der Bühnenbildner läßt die Ausgaben für manche Aufführung des subventionierten Standorttheaters in die Hunderttausende steigen.

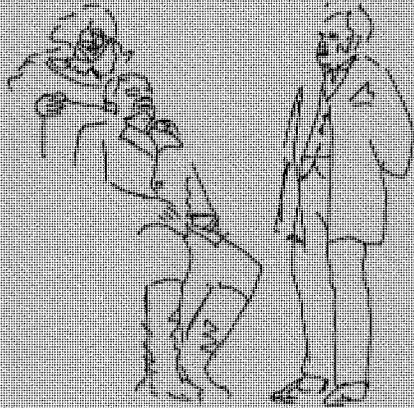


Die Wanderbühnen werden i. d. R. nicht staatlich subventioniert. Sie arbeiten zum größten Teil auf eigenes Risiko. Es gibt nur einige wenige namhafte in Deutschland, etwa die Berliner, die Basler, die Züricher, die Münchener, die Nord-West. Und alle haben sie den Geruch des Außergewöhnlichen, des „Nicht-ganz-solids“ an sich. Und der bekannte Schauspieler, der sich einer solchen Bühne anschließt, riskiert, als engagementlos, als abgeschrieben, auf Eis gelegt zu gelten.

Aber da vollzieht sich vor allem in den letzten Jahren wohl ein Wandel. Das in Deutschland ungewöhnliche Tourneetheater — „in Frankreich, Italien, im angelsächsischen Raum eine traditionsverhaftete Selbstverständlichkeit“ — gewinnt immer mehr Freunde, und die Zahl der renommierten Schauspieler, die sich ihm

anschließt, wächst von Jahr zu Jahr. Wenn wir allein die hier z. T. in Zeichnungen abgebildeten aufzählen, wird deutlich, daß die Wanderbühne wohl zunehmend eine ernstzunehmende Form des Theaterspiels darstellt: Paul Hoffmann, Fritz Mullar, Charles Regnier, Hans Clarin, Vera Tschichowa, Hannas Messmer, Maria Wimmer, Cornelia Froboese, Vadim Glowna, Wolfgang Reichmann, Hannelore Schroth, Hanna Wieder, Ernst Fritz Fürbringer, Lola Mühlhöl, Ewald Balser, Friedrich Joloff, Helen Vita, Maria Becker, Monika Peitsch, Peter Pasetti, Günther Neutze, Ellen Schwierz, Elisabeth Flickenschild, Hans Cammerberg, Barbara Rilasing, Josef Meinrad, Gerlinde Locker, Walter Güller, Natja Tiller, Heidi-Linde Weis, Harald Leipniz, Heidi-Marie Hascheyer, Carl-Heinz Schroth, Alexander Kerst, Günter Lüders, Peter Moxbacher, Reiner Schöne, Lilly Towska, ...

Für Troisdorfs Kulturleben sind die Gastspiele der Tourneetheater jedenfalls



Schauspielern setzt sich das Publikum zusammen. Ein Joachim Kulenkampf hat auch als „Teufels General“ ein anderes Publikum als ein Wolfgang Reichmann oder eine Maria Wimmer. Gleichzeitig wird der Theaterbesuch für den Beobachter zum Gradmesser für die Popularität eines Schauspielers, wenn nicht außerhalb liegende Zufälligkeiten (andere Veranstaltungen, Veranstaltungshäufung, Jahreszeit, Wetter, Fußballübertragung, Energiekrise ...) den Test beeinflussen. Das wurde etwa deutlich bei den Stücken „Des Teufels General“ und „Jakobowsky und der Oberst“. Die Popularität eines Hans-Joachim Kulenkampf lockte 808 Zuschauer nach Sieglar, die dort zwar zum großen Teil den Showmaster suchten und in einigen Szenen offensichtlich auch fanden, aber insgesamt diesen „General“ nicht applaudierend anerkennen konnten. Fritz Mullar hätte vor einigen Jahren (Schweik-Serie) sicher ebenso die Sieglarer Aula gefüllt, seine unglücklichen Shows in letzter Zeit „verdärben das Konzept“, nur die, die den Schauspieler und Werfels Stück sehen wollten, kamen, und das waren bedeutend weniger als 808.

Um eine gerechte Analyse durchzuführen, müßten folgende Punkte geklärt werden:

1. Wer kaufte ein Abonnement, aus welchen Gründen?
2. Wen interessiert das Stück, der Autor?
3. Wer kam der Schauspieler wegen? Aus welchen Rollen kennt er die Schauspieler? Bühne? Fernsehen?
4. Wer kam aus anderen Gründen (nichts anderes vorgehabt, Abwechslung, Bekannte treffen, renommieren, Pflicht, Imagepflege, Freikarte, Ehrenkarte)?

**Die neue Theatersituation in Troisdorf**

Der hier angesprochene Trend von der Kleinbühne umliegender Städte weg zum Tourneetheater mit den großen Namen, von der begrenzten Bühnenliteratur hin zur Fülle der Literatur, die auf Troisdorfs Bühnen eben noch zur Aufführung gebracht werden kann, setzt etwa 1971 ein.

Und zwar allmählich. In die breite Front der Aufführungen aus Bonn, Köln und Bad Godesberg dringen mehr und mehr die größeren Tourneebühnen ein. In der Spielzeit 1970/71 sind es noch die bekannten Bühnen: Kleines Theater Bad Godesberg (Staats-Affären, die Schule der Frauen, Irma la Douce, Unsere liebste Freundin), Theater am Dom (Play Strindberg, Mord in letzter Instanz, Tischlein deck dich), die Kammerspiele Düren/dorf (Scherenschnitt), das West-

deutsche Tourneetheater Remscheid (Lance und Lena), ergänzt durch das Düsseldorf-Komm(j)ödchen und die Müllowitsch-Bühne Köln (Onkel ist der Beste). Das Chor Cölnische Orchester gestaltet ein Beethoven-Konzert, der Donkosen-Chor singt, Rudi Carrell bringt eine Show, und Norbert G. Herrmann hiehet Kleinkunst („Pinguin“).

Bei der Zusammenstellung des Programms 1970/71, das eine Auswahl der von Paul Pick vorgelegten Stück- und Terminangebote darstellt, hatte Herr Lindner, Mitglied des Schul- und Kulturausschusses, angeregt, „mehr modernere und zeitgenössische Stücke zu bringen, die



eine bedeutende Bereicherung. Und die Zahl der snobistischen Skeptiker nimmt von Jahr zu Jahr ab. Das Programm ist reichhaltig und im Rahmen der bühnentechnischen Möglichkeiten fast optimal. Daß dabei das Schauspiel musikalische Aufführungen bei weitem übertrifft, liegt besonders daran, daß es nur wenige Tourneetheater mit wandernden Sängern gibt. Außerdem müßten die Orchester-musiker mit ihren Instrumenten reisen – ein Aufwand, der für einen eintägigen Auftritt kaum infrage kommt. Abgesehen davon ist eine Unterbringung eines Orchesters bei den kleinen Bühnen – wie in Troisdorf – nicht möglich. Ein Orchestergraben ließe für das Publikum nur noch eine Minderzahl an Plätzen.

Die großen Namen sind es, die in Troisdorf in den letzten Jahren die Theater füllten. Und je nach Affinität zu den

vor der Aufführung oder im Anschluß an die Aufführung besprochen werden sollten“. Dr. Weizel von der Theatergemeinde Bonn schlug für eine solche Diskussion „Play Strindberg“ (Dürrenmatt) vor. Das Stück wurde in das Programm aufgenommen (Abb. 58 i, 59 f, 63, 63 a, 65 d, 65 m) und fand eine positive Aufnahme beim Publikum.

Das Spielplanverfahren 1971/72 zeigt dann zum erstenmal den Einbruch renommierter Tourneebühnen mit gehobenem darstellerischem bzw. regiemäßigem Niveau.

Die Münchener Schauspielbühne gastiert mit Anouilha Medea (in den Hauptrollen: Hannelore Schroth, Alexander Kerst, Käthe Haack). Das Westfälische Landes-theater kommt mit Zirkusabenteuer (Ur-sula Hercking) und Verfolgung und Er-

wardung des Jean Paul Marat (von Peter Weiss), die Berliner Tournee mit Wedekinds *Mutter* (Cornelia Froboess, Kurt Hentsch, Immy Schell), und das Landestheater Neuß bringt *Der gute Mensch von Sezuan* (Brecht), die *Kakusbüchse* (Barrillet/Grédy), *Romulus der Große* (Dürrenmatt) und *Isakkerle und Millipilli* (Hachfeld/Ludwig). Daneben treten die bekannten Bühnen geradezu schon in den Hintergrund. Das Kleine Theater Bad Godesberg bringt „Die Lokomotive“ (mit Lil Dagover), „Schmetterlinge sind frei“, „Hänsel und Gretel“, „Der unerwartete Gast“ (mit Camilla Horn) und „Colombé“ (mit Christine Uebe — Abb. 61 c, 61 h, 61 l), das Theater am Dom „Patschiduli-See“.

Als Ergänzungen sind zu nennen eine Aufführung des *Millowitsch-Theaters* Köln („D'r Etappenhas“), ein Konzert des *Westfälischen Sinfonieorchesters* mit der *Combo des WDR*, ein Opern- und Operettenkonzert des *Chor Kölnischen Orchesters* Bonn, eine Aufführung der *Augsburger Puppenkiste* und, wie schon Tradition, eine Vorstellung des *Düsseldorfer Kom(m)ödchens*.

Die Spielzeit 1971/72 bringt für Theater in Troisdorf sicher einen eindeutigen Höhepunkt. Und doch macht man sich im Schul- und Kulturausschuß Gedanken, wie mit den umliegenden Rhein-Sieg-Kreis-Orten, die ebenfalls am Angebot der Theatergemeinde Bonn partizipieren und z. T. ein gleiches Programm wie Troisdorf bieten, eine Koordination von Aufführungen und Terminen zu erreichen sei. Gedacht ist daran, nicht in Hennef, St. Augustin, Siegburg und Troisdorf in kurzer Hintereinanderfolge gleiche Stücke zu bieten. Einmal, um Theaterinteressierten in diesen Orten die verstärkte Möglichkeit zu bieten, die Aufführung im Nachbarort zu besuchen und damit insgesamt das Angebot noch reichhaltiger zu gestalten, zum anderen, um zu verhindern, daß die Theaterkritik einer Aufführung in Hennef etwa einen Troisdorfer abhält, die gleiche Aufführung in seinem Wohnort zu besuchen.

So kommt man zur nächsten Spielzeit überein, zwischen den Angeboten in Hennef, St. Augustin, Siegburg und Troisdorf weitgehend zu koordinieren und einen Übersichtsplan für alle Aufführungen herauszubringen. Eine überzeugende Titel-Grafik von Klaus Linden und eine interessant gegliederte, durch zahlreiche Szenenfotos und Porträts der Künstler aufgelockerte Broschüre bringt das Kulturprogramm dieser vier Gemeinden in alle Haushalte, eine sehr begrüßenswerte Idee.

Für Troisdorf stellt das Programm eine Fortsetzung der Vorjahressendenz dar: Das *Berliner Tournee-Theater* bringt Eliots „Privatsekretär“ mit Flickenschild, Caninenberg und Schley. Die *Newer Schauspielbühne München* gastiert mit Waterhouse „Hallo, wer dort?“ (in den Hauptrollen: Tiller, Güller, Leipzig, Schoene). Das *Westfälische Landestheater* führt Brechts „Heilige Johanna der Schlachthöfe“, Dürrenmatts „Frank der Fünfte“, „Ich bin der Däumling“ und Schillers „Räuber“ mit Monika Peitsch auf. Die *Konzertdirektion Landgraf-Neustadt* stellt Durbiniges „Plötzlich und unerwartet“ (mit Heinz Drache) vor. Das *Schweizer Tournee-Theater* bringt das Märchenpiel „Der Räuber Hotzenplotz“.



Gerhart Hauptmanns „Die Ratten“ (Hatheyer) und Shaws „Pygmalion“ (H. J. Kulenkampff). Das *Rheinische Landestheater Neuß* ist zu Gast mit „Endstation Sehnsucht“ (Tennessee Williams mit Elfriede Kutzmany), „Vierzig Karat“ (P. Barrillet mit Barbara Rütting), „Der Lügner“ (Goldoni). Das *Kleine Theater Bad Godesberg* vertritt die Gruppe der „Ehemaligen“ mit „Fidibus“ (nach Mo-

liere mit Violetta Ferrari), „Ein seltsames Paar“ (Neil Simon), „Fisch zu Viert“ (Kohlhaas/Zimmer), „Der König in der Kiste“ und „Der Schatz von Ba Ba Lu“. *Contraheris Bonn und Theater am Dom* sind nicht mehr vertreten.

Zur Erweiterung des Angebots dienen Konzerte des *Troisdorfer Männerchors*, der *Wiener Sängerknaben*, des *Männerchors „Liedereranz Oberlar“*, der *Don Kocaken* und ein Vokal- und Instrumentalkonzert des *Westfälischen Sinfonieorchesters* und der *WDR-Combo* mit der *Solistin Felicia Weathers*. Das *Düsseldorfer Kom(m)ödchen* bietet politisches Kabarett.

Obwohl es zweifelhaft ist, daß sich die Koordination bewährt hat, sich vielmehr herausstellt, daß der Theaterbesucher in Hennef, Siegburg, St. Augustin und Troisdorf „am Ort“ abgeholt werden muß, also sehr wenige Pendler zwischen den einzelnen Orten festgestellt werden, entschließt man sich erneut zur Herausgabe eines gemeinsamen Kulturprogramms, aus dem allerdings — das war die Konsequenz aus der einjährigen Erfahrung — eine Reihe von „Wiederholungen“ ableibar sind.

Die bei Redaktionsschluß auslaufende Spielzeit 1973/74 bringt Troisdorf wieder „große Stücke — große Schauspieler — für ein großes Publikum“, um den Slogan einer Tourneebühne zu zitieren. Vor allem die Zahl der großen Namen wächst weiter: Günter Läder, Alexander Kerst, Peter Markaber, Paul Hoffmann, Reiner Schöne, Lilly Tomika, Maria Wimmer, Vera Tschchowina, Vadim Glowna, Carl-Heinz Schrott, Wolfgang Reichmann, Wolfgang Büttner, Günther Neutze, Friedrich Joloff, Helen Vita, G. Vespermann, Klaus Hattenstein, Inge Brück, Mirca Krihan, Monika Peitsch, H. J. Kulenkampff, Fritz Müller, E. Meister, Dinah Hinz, Lola Mützel, Ernst Fritz Färbringer, Gerlinde Locher in einer Saison ist von den Stars her ein früher kaum für möglich gehaltenes Angebot. Und nimmt man das Repertoire hinzu, so wird deutlich, wie die Tourneetheater innerhalb weniger Jahre die Provinz mit einem Großstadtprogramm „aufarbeiten“:

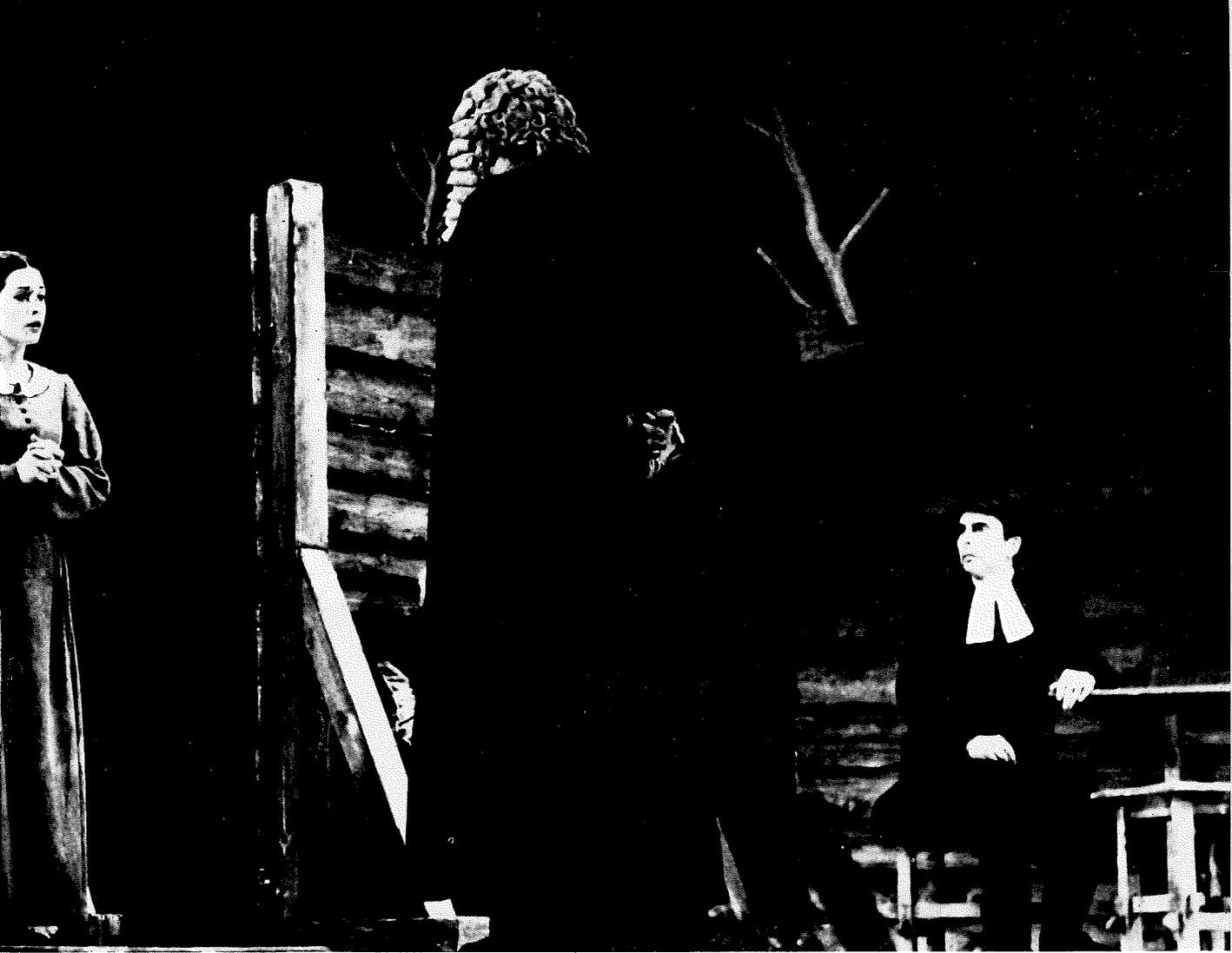
Das *Schweizer Tourneetheater* gastiert gleich fünfmal in Troisdorf und bringt Ibsens „Volksfeind“ (mit Alexander Kerst), Oshornes „Blick zurück im Zorn“ (mit Monika Peitsch), Zuckmayers „Teufels General“ (mit Hans-Joachim Kulenkampff), Millers „Hexenjagd“ (mit Vadim Glowna und Vera Tschchowina) und Goetz' „Dr. med. Hiob Präzorios“ (mit Carl-Heinz Schrott).





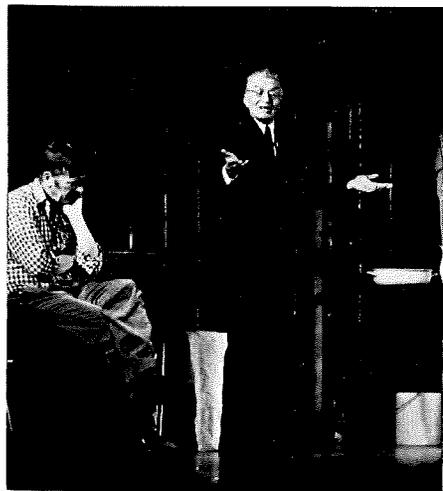
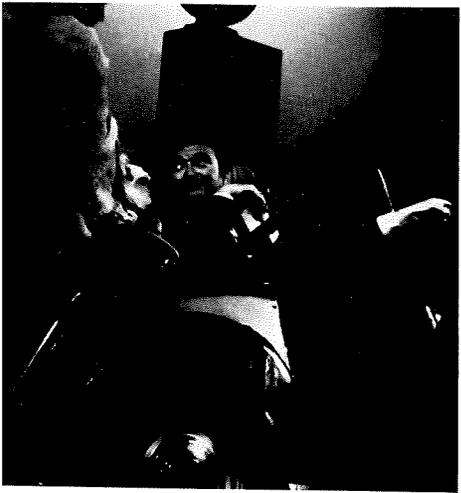












Das Rheinische Landestheater Neuß stellt Shaws „Kaiser von Amerika“ (mit Peter Mosbacher) und „Panino und seine Band“ und Shakespeares „Viel Lärm um nichts“ (mit Gerlinde Locker) vor.

Das Westfälische Landestheater bietet Brechts „Kaukasischen Kreidekreis“ und Kleists „Prinz von Hamburg“.

Die Konzertdirektion Landgraf vermittelt einen Chansonabend mit Helen Vita und Werfels „Jakobowsky und der Oberst“ (mit Fritz Muliak und Ernst Meiser).

Die Münchener Schaubühne gastiert mit Mortimers „Pflichtmandat“ (mit Günther Neutze und Friedrich Joloff) und Sartres „Fliegen“ (mit Lola Müthel, Dinah Hinz, Ernst Fritz Fürbringer).

Das Chur Cölnische Orchester gestaltet einen Sereenadenabend im Hof der Burg Wissen, die Konzertdirektion Heister vermittelt das Prager Puppentheater für Kinder und Erwachsene, und die einheimischen Chöre veranstalten Konzerte.

#### Organisatorische Fragen

Hinter einem so anspruchsvollen Programm steht eine Menge Organisation.

Jede Tourneebühne hat ihre Terminplanung, die vor allem von einer sinnvollen Hintereinanderordnung der Auftrittsorte lebt, damit der Schauspielbetrieb und das Wohlbefinden der Schauspieler durch möglichst wenig Unruhe — sie ist durch das Wandern genügend ge-

Bonn und der Koordinationsstelle Paul Pick einer Reihe von organisatorischen Kontakten.

Neben diesen Fragen stellt der Preis der Aufführung und der zu erwartende Rückfluß aus dem Kartenverkauf ein nicht unerhebliches Moment dar.

Der Preis der Aufführung korreliert dabei mit Titel, Bühne und Schauspielern. Eine teure Aufführung kann bei entsprechender Anziehungskraft „billiger“ werden als eine „nichtsagende, preiswerte“. Und es bedarf eines gewissen Spürsinn für den aktuellen Marktwert, um eine Darbietung von der Wirtschaftlichkeit her richtig einzuschätzen. Der Preis der Aufführungen schwankt z. T. zwischen ca. 1500 DM und 7000 DM pro Abend. Die Höhe des Aufführungshonorars bestimmt naturgemäß die Höhe der festzusetzenden Eintrittspreise, die zwischen 5,— DM und 9,— DM schwanken (Kindervorstellung ab 2,— DM). Seit Beginn der Spielzeit 1971/72 bietet die Stadt Troisdorf Abonnements an (Reihe 1-8; 9-13; 14-16), die 10 Veranstaltungen verschiedener Preisgruppen zusammenfassen und zu einem sicheren Besucherstamm führen. Auf diese Weise fließt Geld ein, über das bereits vorzeitig verfügt werden kann. Die gesamte finanzielle Abwicklung für die Veranstaltungen nimmt die Theatergemeinde Bonn vor. Die Stadt hat die Zuschüsse zu zahlen und die obligatorischen Organisationsfragen zu klären.

Bei diesen Organisationsfragen hat jede Bühne ihre besonderen Vorstellungen; etwa wie sind die Schauspieler unterzubringen, welche Garderoben sind zur Verfügung zu stellen, wann muß die Bühne zugänglich sein, wieviele Hilfskräfte und Hilfsmittel sind zu stellen, usw. Vielleicht wird dies am besten deutlich, wenn wir eine Anweisung des Berliner Tournée-Theaters zitieren:

„Bühnenanweisung Gastspiel PRIVATSEKRETAR

1. Eintreffen der Dekoration mit unserem Bühnenmeister 15.00 Uhr.
2. Zum Abladen und Aufladen benötigen wir zu diesem Zeitpunkt 4 Mann. Dieselben Leute brauchen wir zum Umbau während der Vorstellung, so wie zum Abbauen und Verladen danach.
3. Beleuchtungsprobe ist um 16.30 Uhr. Hierfür benötigen wir 2 Beleuchter.
4. An Garderobenplätzen werden benötigt:

- 1 Sologarderobe (besonders schön) für Elisabeth Flickenschild
- 2 Garderobenplätze für Hans Caninenberg und Karl Maria Schley



Das Nord-Süd-Theater Oldenburg stellt Cocteaus „Bacchus“ (mit Paul Hoffmann und Reiner Schöne) vor.

Das Berliner Tournée-Theater erfreut Troisdorfs Publikum mit Shakespeares „Was ihr wollt“ (mit Günter Lüders) und Hauptmanns „Schluck und Jau“ (mit Wolfgang Reichmann, Mogens von Gadow und Hanna Seiffers).

Daneben treten Aufführungen der Neuen Schaubühne (Benatzki, Bezauberndes Fräulein), des Bonner Contrabassiers (Bernard Leic, Wann heiraten Sie meine Frau?), der Konzertdirektion Kempf (Racine, Phädra mit Marcia Wimmer), des Theaters am Dom (Brahms/Jürgens, Solche Frauen sind gefährlich, mit Helen Vita und Friedrich Joloff), des Kleinen Theaters Bad Godesberg (Cole Porter, Kiss me Kate und Frau Holle).

Das Kom(m)ödchen bringt sein neues Programm.

geben, durch eine tägliche Premiete zusätzlich — beeinflusst wird.

Das ist die erste Komponente, die die örtlichen Organisatoren bedenken müssen. Paul Pick, der Vorsitzende der Theatergemeinde Bonn, trägt die möglichen Termine der Wanderbühnen und der umliegenden kleineren Theater zusammen und bietet sie den Kommunen und ihren maßgeblichen Ausschüssen zur Auswahl an.

Um eine möglichst kontinuierliche Kette gestreuter Aufführungen (Tragedie, Komödie, Musical, Orchester- und Chorkonzert, Jugendveranstaltung, Kabarett) über die Monate zu erreichen und gleichzeitig keine Leerläufe und zu großen Ballungen zu erhalten und dabei rechtzeitig alle termingebundenen Verhandlungen mit den Bühnen zu führen, bedarf es zwischen Schul- und Kulturausschuß, zwischen dem Schulamt, der Theatergemeinde

- 2 Garderobenplätze für Isabel Stumpf und Margarethe Schell von Not  
2 Garderobenplätze für Thomas Stroux und Peter Parten

Die Garderoben sollen sauber, gut gelüftet und bei kühler Witterung geheizt sein. Ein kleiner zusätzlicher Heizofen wäre angenehm.

5. Eine Stunde vor Vorstellungsbeginn wird eine Garderobenhilfe beätigt.  
6. Besondere Erfordernisse: Schwarzer Aushang, 6 Versatztischwerfer.  
7. Das Ensemble wohnt am Tage des Gastspiels im Waldhotel Ravensberg. Am Tag davor in Rüsselheim."



Es wird deutlich, welche zusätzliche Belastung jede Aufführung für die Stadt bedeutet; denn werden die hier zitierten Bedingungen nicht erfüllt, so ist die Aufführung gefährdet, muß aber in jedem Fall bezahlt werden. Finanziell hat jede Aufführung naturgemäß ihre Nebenkosten, sei es, daß die städtischen Arbeiter, die als Bühnenarbeiter bzw. Beleuchter eingesetzt werden, zusätzlich bezahlt werden müssen, ein Flügel transportiert und gestimmt, eine Lautsprecheranlage geliehen und montiert werden muß oder eine Blumendekoration notwendig wird.

Vielleicht sollte man hier doch einmal die Kostenrechnung für eine Aufführung veröffentlichen. Die Aufführung „Plötzlich und unerwartet“ von Duxbridge mit Heinz Drache kostete an Gastspiel-

honorar 6160,— DM. Für Porto und Telefon (zwischen Tourneuleitung, Bessner Theatergemeinde und Stadt), für Fahrten zu den Vorverkaufsstellen, für Blumen u.dgl. gab es zusammen 132,95 DM zusätzliche Auslagen. Dazu kamen 68,55 DM Altersversorgung für die Künstler (11% der Aufführungskosten), so daß sich Gesamtausgaben in Höhe von 6361,50 DM ergaben. Diesem Betrag standen Einnahmen in Höhe von 3505,20 DM gegenüber. Bei einer 95%igen Plattausnutzung an diesem Tag war auch kaum eine höhere Einnahme zu erwarten, obwohl natürlich zu bedenken ist, daß unter den 457 Besuchern, die an diesem Abend (3. 11. 72) die Aula des Gymnasiums am Altenforst, Troisdorf, füllten, immerhin 27 Ehrengäste und 64 Schüler, Kriegbeschädigte oder Bundeswehrangehörige waren, und außerdem 123 verbilligte Abonnementkarten abgerechnet werden mußten. Damit ergab sich für die Stadt ein Fehlbetrag von 2856,30 DM, der sich durch allgemeine Werbekosten (Plakate, Plakateindrucke und dgl.) noch erhöhte. Um dieses Beispiel einer Hochrechnung zuzuführen, ist zu sagen, daß die Stadt bei ihrem derzeitigen Kulturprogramm jährlich ca. 60 000 DM an Zuschüssen zur Deckung von Fehlbeträgen aufbringen muß, eine sicher – verglichen mit anderen Städten gleicher Größenordnung – geringe Summe, führt man sich die Fülle und das Niveau der Veranstaltungen vor Augen (1973/74 waren es aber bereits 80 000 DM!).

Naturgemäß wird die Stadt bemüht sein, diese genannte Summe durch vielerlei Anstrengungen zu senken oder doch konstant zu halten. Diesem Zweck dienen zahlreiche Werbeaktionen. An erster Stelle ist vielleicht der gemeinsame Programmprospekt (mit Sieburg, St. Augustin und Hennef) zu nennen; aber auch die Plakatwerbung, die Werbekampagnen über die Schulen, über die Vorverkaufsaußenstellen und u.U. über Altenwerbung, Jugendwerbung und dgl. Auch der Einsatz von Sonderbussen zu den Veranstaltungen in Sieglar gehört hier hin. Die beste Werbung aber ist und bleibt das gute Stück und der renommierte Schauspieler.

#### Der technische Apparat der Troisdorfer Bühnen

Ein wesentlicher Faktor der Tourneebühne ist der verhältnismäßig geringe Bühnen- und Kostümaufwand. Ein Möbelwagen mittlerer Größe muß i. d. R. alle Requisiten aufnehmen können.

Bühnenfläche, Vorhänge, verschiedene Zugänge und Beleuchtungsrichtung, u. U. auch Lautsprecher- und Tonanlage muß die örtliche Bühne zur Verfügung stellen. Die Bühnen der beiden Troisdorfer Aulen wurden nach dem sog. „Hamman-System“, das vor allem für Schulaufführungen gedacht ist, ausgerüstet.

Dieses System der Düsseldorf-er Theaterwerkstätten Wilhelm Hamman paßt sich der baulichen Bühnenkonzeption des Architekten der Troisdorfer Aula Bruno Lambert, Düsseldorf, an (vgl. Abbildungen 67 a/b).



Der Bühnenraum (1) hat die Maße 14 x 7 m. Ihm vorgelagert die Vorbühne (2) mit 12 x 1,20 m. Ein Anlieferaum (3) und ein Abstellraum (4) von je 3,60 mal 4,80 m Größe nehmen die Bühnendekoration auf.

Über diesem Erdgeschoßbereich liegen der Stellwerksraum (5) und ein weiterer Abstellraum (6), die ebenfalls zur Aufnahme bzw. Befestigung von Bühnendekoration dienen.

Im Untergeschoß des Bühnenbereichs befinden sich die Schauspielergarderoben, -waschräume und -duschen: Je eine Einzelgarderobe für Damen und Herren (7/8) von 2,70 x 4,80 m und je eine größere Garderobe für mehrere Damen und Herren (9/10) von 3,60 x 4,80 m mit einem Vorräum von 2,20 x 1,50 m sowie je ein Waschi- und Duschräum für Damen und Herren (11) von 2,30 x 2,34 m.

Für die Schauspieler ist außerdem der 2,20 x 17,85 m große Warteraum (12) bestimmt.

Die übrigen Kellerräume nehmen die Hebeanlage, das Lüftungsgerät, Abstell- und Putzgerät auf.

Für die hier genannten Bühnenräumlichkeiten lieferte die Fa. Hamman an Siederarbeitenrichtungen: 2 Rauchabzüge, an Bühnentechnik: 1 Seitenzuganlage, 1 Portalanlage, 14 Kurbelhochzüge, 1 Schienenbreitkonstruktion, 1 Schienenanlage, 4 Schalldeckel und eine Lichtbildwand (vornehmlich für Filmvorführungen in der Aula gedacht), an Beleuchtungsanlagen: 2 Portaloberlichter, 10 Alux-Spiegelflächenleuchten, 2 Portalcheinwerfer, 4 Linsenscheinwerfer, 1 Gleichrichtergerät, 4 Steuertafeln und 1 Bühnensteuerepult.

Die Remagener Möbelfabrik Dr. Paul Pomp stattete die Garderoben mit 36 Schminktischen (70 x 50 cm), 36 Spiegeln und 14 Kostümschränken (1,80 x 1 x 0,55 m) aus.

Ein Gutachten des Brandverhütungsingenieurs für den Siegkreis, Hütte, verpflichtete die Stadt 1964 zu weiteren Sicherheitsmaßnahmen – neben den eben genannten Rauchabzügen –

Alle Vorhangstoffe mußten schwer entflammbar oder nicht brennbar sein.

Im Warteraum unter der Bühne waren ein, auf der Bühne zwei, im Filmvorführraum ein und in den Garderoben zwei Handfeuerlöscher anzubringen.

Die elektrische Installation mußte von einer Stelle aus zentral spannungslos geschaltet werden können.

Eine Blitzschutzanlage war einzubauen.

Die hier genannten Anlagen, 1964/65 geplant, haben bis heute einen relativ reibungslosen Ablauf des Theaterbetriebs ermöglicht – die Sieglarer Einrichtung folgt dabei dem gleichen Prinzip.

Doch hat sich in letzter Zeit vor allem die Beleuchtung als unzureichend bzgl. Helligkeit und Variation erwiesen. Zur neuen Spielzeit 1974/75 hofft die Stadt, „mehr Licht“ in die Aufführungen bringen zu können, um auch dem Zuschauer in der letzten Reihe optimalen optischen Genuß bieten zu können. Dieser optimale Genuß wird allerdings dadurch immer ein wenig getrübt bleiben, daß das Gefühl nicht ansteigt und nur von den Eckplätzen aus ein ungestörter Blick auf die Bühne möglich ist. Dies gilt für beide Häuser.



#### Kritische Würdigung des Troisdorfer Theaters

Was nach dem 2. Weltkrieg mit naiv-elitären Literaturzirkeln begann, sich über Volkstheater und Provinztheater, über die kleinen städtischen Repertoiretheater bis zur renommierten Tourneebühne emporarbeitete, ist die kurze Entwicklung der Troisdorfer Theatergeschichte, wie sie für zahlreiche Gemeinden ähnlicher Struktur und vergleichsweise industrieller Expansion genauso aussehen könnte. Aus einer genuine Freude an Literatur, an Theaterpiel und Abwechslung wurde das immer feiner entwickelte und in immer breitere Be-

völkerungsschichten hineingetragene Verlangen nach gehobener Unterhaltung, nach Theaterkonsum im Stil der klingenden Namen, seien es Autoren, seien es Stücke oder, und vor allem, die Schauspieler.

In dem Wissen darum, daß nur eine kleine Schicht engagierter Theaterfreunde die städtischen Bühnen in Köln, Bonn oder Düsseldorf frequentiert, das Bedürfnis nach Abwechslung und kulturellem Genuß aber auch in Kleinstädten vorhanden ist, haben die Repräsentanten vieler Städte und Gemeinden, darunter auch Troisdorf, den Versuch unternommen, Theater in die eigenen Mauern zu holen, um evtl. auch bis dahin un- oder wenig interessierte Bürger für diesen gehobenen Genuß zu interessieren. Und dieser Versuch, dies läßt sich zumindest für Troisdorf sagen, hatte Erfolg. Es bildete sich bald eine Schar regelmäßiger Besucher unterschiedlich begleitet von Kennern oder Mitläufern. Und sehr bald wuchs mit dem Interesse der Geschmack und das Unterscheidungsvermögen, so daß heute der Publikumserfolg einer Aufführung – abgesehen von äußeren Umständen oder ausgesprochen populären Veranstaltungen bzw. Schauspielern – zunehmend zum Gradmesser der Güte wird.

Mit der Geschmackssteigerung stieg das Interesse an Variabilität und Streuung. So teilen die letzten Programme eine akzeptable Mischung zwischen klassischer, moderner, zwischen in- und ausländischer Literatur dar. Bei der Analyse der letzten Spielzeit (73/74) ergibt sich folgendes Bild: Renaissance (Shakespeare, 1564 bis 1616) 2; Klassik (Racine, 1639-1699) 1; zwischen Klassik und Romantik (Kleist, 1777-1811) 1; Naturalismus (Ibsen, 1828 bis 1906 – Shaw, 1856-1950 – Hauptmann, 1862-1946) 3; Expressionismus (Brecht, 1898-1956) 1; Expressionismus/Surrealismus (Cocteau, \* 1889 – Müller, \* 1915) 2; Existentialismus (Sartre, \* 1905 – Osborne \* 1929) 2; volkanar Gegenwartrealismus (Zuckmayer, \* 1896) 1; also eine gehobenen Ansprüchen gerecht werdende Literaturtreue, in der lediglich die ganz brisanten Stücke vor allem der politischen Gegenwartsliteratur fehlen. Aber dafür werden sich einerseits weder Tourneetheater, noch renommierte Schauspieler und noch weniger eine Theatergemeinde mit christlich-ethischer Zielsetzung hergeben. Das rein experimentelle Theater soll in der Tat den städtischen Bühnen vorbehalten bleiben; Tourneetheater kann heute sogar noch mit Brecht, Shaw oder selbst Shakespeare schockieren, und ziemlich sicher mit Hodiabth oder Weiss.



Unterzieht man nun diese Aufführungen, die in den letzten Spielzeiten über Troisdorfs Bühnen gingen, einer kritischen Würdigung, so kann grundsätzlich gesagt werden:

Die Aufführung schneit jeweils am besten ab, bei der von Bühnenbild, Kostümen und vornehmlich von der Regie her der vorhandene Bühnenraum adäquat genutzt werden konnte, die mehrdimensionale Beschneidung nicht allenthalben spürbar wurde und nicht „städtischer Bühnen-Verschmitt“ – vor allem die Kenner im Publikum – verärgerte. Hinzu trat die relative Homogenität des Ensembles, nicht i. S. einer gleichmäßigen Mittelmäßigkeit, wie sie vor Jahren die Bühnen der umliegenden Städte vielfach boten, sondern i. S. eines nicht zu deutlichen Abfallens des Ensembles gegenüber dem Star oder den Stars. Dies gelang in der letzten Spielzeit mit Osbornes „Blick zurück im Zorn“, mit Millers „Hexenjagd“, mit Werfels „Jakobowky und der Oberst“, mit Cocteaus „Bacchus“, Sartres „Fliegen“ und mit Hauptmanns „Schluck und Jau“; das gelang sicher nicht mit Zuckmayers „Des Teufels General“.

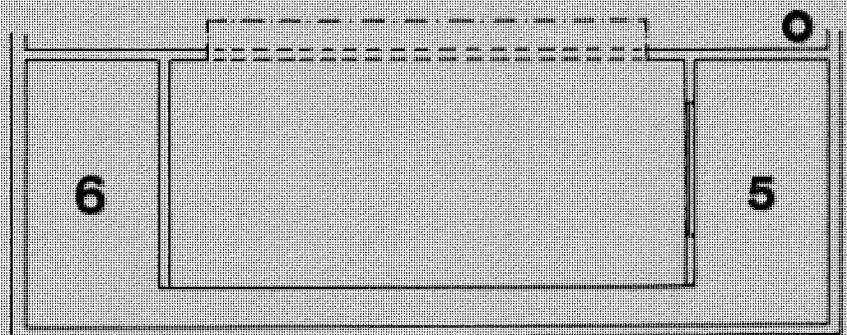
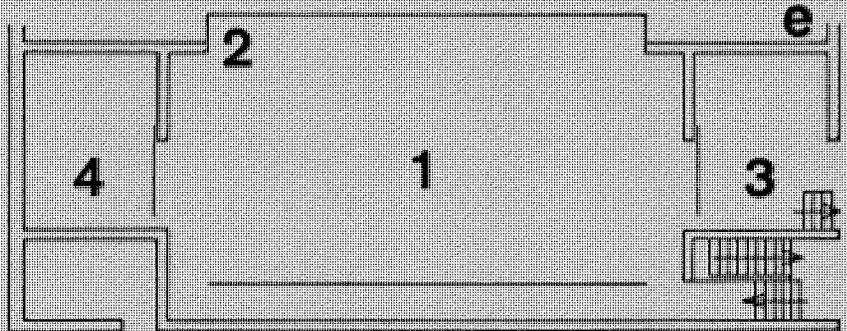
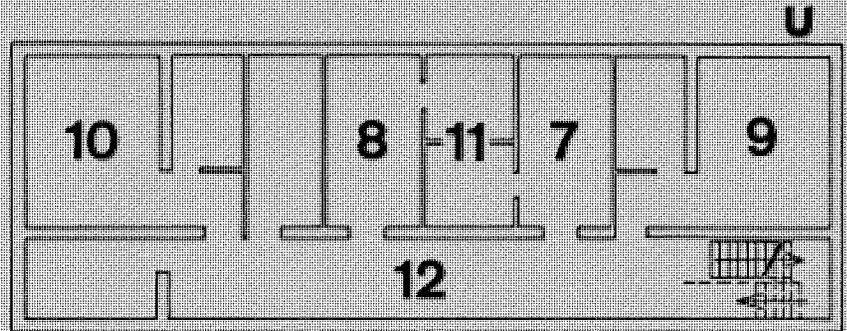
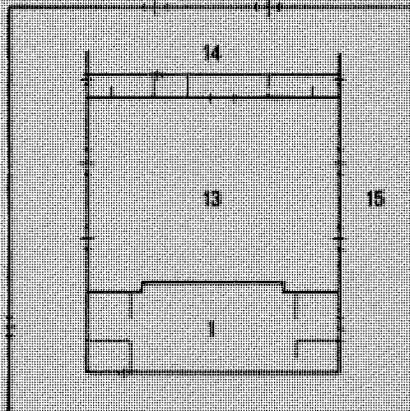
Und bei keinem der eben genannten Stücke wurde Bühnendekoration oder Kostüm als störender Faktor empfunden. Im Gegenteil: Der Verzicht auf großartige Ausstattung kam dem Wort und der Gestik der Schauspieler zugute. Ihr Spiel konnte sich dadurch nicht verkrüppeln, jedes Wort, jede Geste wurde streng auf Glaubwürdigkeit geprüft, jede

hohle Geste, jedes phrasenlogisch gesprochenes Wort erbarmungslos entlarvt. Und so kam eine eigentümliche intime Spannung zwischen Bühne und Publikum auf, wenn es die Schauspieler verstanden, die Aussage des Stückes so transparent und lebendig werden zu lassen, daß im Publikum etwas mitschwang, etwas angeführt wurde. Das war naturgemäß leichter bei „Schluck und Jau“, in dem Sehnsüchte und Wünsche des kleinen Mannes angesprochen werden, als bei den „Fliegen“, deren satirische scheinische Anlage nur dem deutlich werden konnte, der über ein Baswissen zur griechischen Antike und zum Anliegen des Existentialismus verfügt.

Resümierend kann sicher festgestellt werden, daß das derzeitige Theaterprogramm der Stadt Troisdorf eine gute literarische Mischung, sowohl von den Zeitepochen,

den Stilrichtungen, aber auch von den Literaturgattungen her bietet, die sowohl dem Kenner wie dem Theatergreenhorn Möglichkeiten zur Identifikation, zur Anregung und Unterhaltung eröffnet. Die relativ geringen städtischen Zuschüsse sind von daher durchaus gerechtfertigt.

Ein noch besseres Echo wäre den Aufführungen zu wünschen. Die Bemühungen der Stadt durch Werbung, durch Einsatz von Sonderbussen, durch Aufmerksammachern bei älteren Bürgern und vor allem bei Schülern hatten bisher nicht ganz den erwarteten Erfolg. Eine frühzeitige Information erfolgt. Es liegt z. T. jetzt an den Schulen, die Stoffverteilungs- und Lehrpläne der oberen Klassen im Literaturunterricht so abzustimmen, daß städtische Aufführungen – in entsprechend vor- bzw. nachbereitende Sequenzen eingebaut – mit eingeplant werden.



# Kunst und Künstler in Troisdorf Martin Frey

Von Heinz Müller

Am Volkstrauertag im Jahre 1973 wurde in Mülle-  
koven ein neuer Gedenkstein offiziell seiner Bestim-  
mung übergeben. Auf Anregung des Ortsringes hin  
hatte die Stadtverwaltung den heute in Bad Godes-  
berg lebenden Künstler beauftragt, diese Gedenk-  
stätte zu gestalten.

Die Plastik ist aus vier völlig gleichen, 2,50 m hohen,  
nach Modellentwurf ausgeführten Betonteilen zusam-  
mengesetzt, die bei der Firma Brenner in Beuel ange-  
fertigt wurden. Jedes Teil ist ca. 225 kg schwer. Kreuz-  
förmig eingelassen in eine runde Bodenplatte aus  
Basaltlava mit der Inschrift „Den Opfern von Gewalt  
zum Gedenken“, verbinden sich die 4 Teile zu einem  
Ornament, welches den Vorübergehenden bewegt,  
stehenzubleiben, um die Sprache des Symboles —  
das von der Welt kreisförmig umfangene, in alle vier  
Himmelsrichtungen weisende Kreuz — verstehen zu  
können.

Der Künstler, der soeben sein 66. Lebensjahr voll-  
endet hat, fühlt sich als gebürtiger Mendener der  
Stadt Troisdorf in besonderer Weise verbunden, war  
er doch von November 1925 bis Juli 1938 an den Ber-  
ufsschulen Troisdorf — Menden — Sieglar mit dem  
Fachunterricht für die Klassen der schmückenden Ber-  
ufe betraut. Wer die Aktivitäten des Martin Frey seit  
längerer Zeit verfolgen konnte, der findet ihn heute  
am Anfang einer völlig neuen Entwicklung, die ihn  
sicherlich noch für Jahre gefangen halten wird.

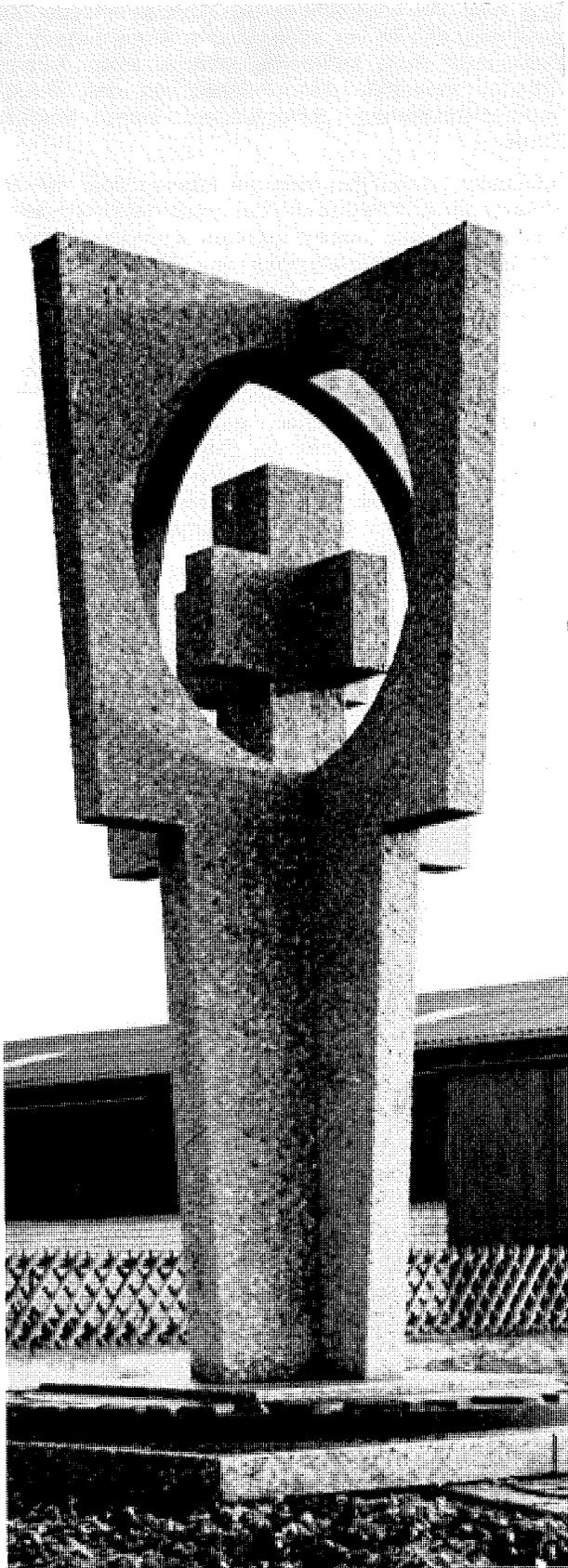
Widmete er sich anfangs vorzugsweise dem Land-  
schafts-aquarell, wovon in seinem geräumigen Dach-  
atelier bezaubernde Motive aus den Alpen, Österreich,  
Italien, Spanien, aber auch von Siegburg und seiner  
Umgebung zeugen, so findet ihn heute der Besucher  
in einer Fülle von Schaumstoffmodellen. Hier experi-  
mentiert Frey mit neuen Formen, schneidet mit Hilfe  
von heißem Draht weiße Flächen aus Styropor, setzt  
diese spielerisch mit großer Phantasie zu Modellen zu-

68

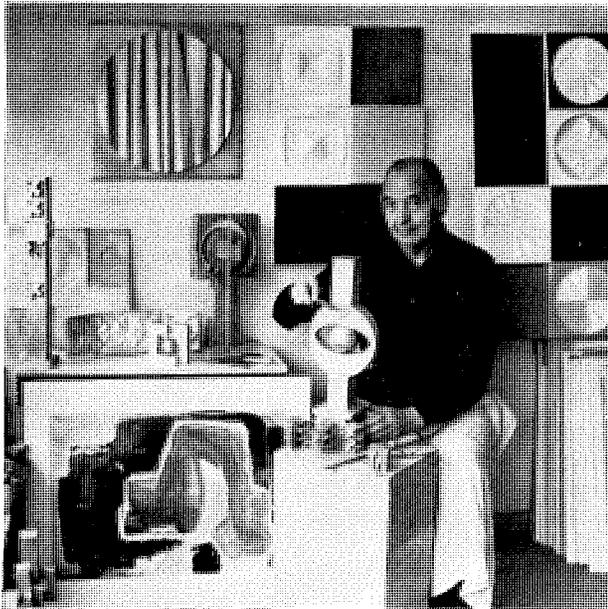
Gedenkstein in Mülle-  
koven

69

(Nächste Seite) Martin Frey in seinem Atelier



sammen, die schließlich in freien Plastiken ihre Vollendung finden. So hat er in den vergangenen zwanzig Jahren zwischen Kiel und Mailand etwa 65 Arbeiten ausgeführt. Mögen diese nun rein zweckgebunden sein – wie etwa bei Brunnen oder Kinderspielplätzen, mögen sie als Herausforderung zu näherer Betrachtung frei im Raum stehen – immer bleibt zu spüren, daß mit großer Liebe zur Sache und mit viel Gespür für Materialgerechtigkeit ein echter Könnler und Künstler am Werke war, wie auch beim neuen Gedenkstein im Stadtteil Müllekoven.



### „MARTIN FREY

Martin Frey ist eine der vielseitigen Künstlerpersönlichkeiten des Rheinlandes, die in Bonn ihre stete Bleibe gefunden haben. Doch gibt er seine Vielseitigkeit, die auf fundiertem Studium beruht, nur stückweise, gewissermaßen in Stufen bekannt, so wie etwas wie von selbst wächst. Angesichts dieses heute jahrzehntelangen künstlerischen Schaffens gewinnt man den Eindruck, daß hier ein Künstler durch stetes Insichselbsthineinhorchen nach und nach die verschiedensten Seiten in sich entdeckt und zum Klingen gebracht hat.

Der Künstler hat eben seinen 66. Geburtstag gefeiert. Doch er möchte dies gerne verleugnen, denn in seiner Bescheidenheit läßt er sich nicht gerne feiern. Zum anderen steht er tatsächlich noch mitten in einem Arbeitsprozeß, der ihn – voll sprühender Vitalität, über die er nun einmal verfügt – erst am Anfang einer ganz neuen Entwicklung antrifft, die ihn sicher für Jahre gefangenhält und eigentlich ein Menschenleben erfordert.

Erst hielt ihn vornehmlich das Landschaftsaquarell gefangen, das er vor allem in den Alpenländern zu besonderer Reife kultivierte. Manche dieser frühen Arbeiten vermitteln Assoziationen mit den duftig-impressionistischen Schöpfungen eines William Turner.

Allmählich verfestigen sich die Formen über seinen Studien der Architektur und der industriellen Struktur. Erst zarte, dann immer stärkere Konturen setzten Klarheit in die Beziehungen von Gegenstand und Raum, bis sie als das eigentliche formbildende Element erkannt und gewertet wurden. Konstruktion um ihrer selbst willen, die sich in abstrakten Kompositionen niederschlug. Dahinter stand die unabwiesbare Erkenntnis, daß alle Natur aus Formen besteht, die einander entsprechen, ergänzen oder widersprechen. Ein freies Spiel der Flächen und Raumkörper setzt ein, das, unterstützt durch perfektionierte graphische Technik, den Grad der Abstraktion erreicht, der an der Grenze absoluter schöpferischer Kraft zu treffen ist.

Solcher Art Raumschritte in der Fläche fordern geradezu die Dreidimensionalität heraus, die denn auch wahrgenommen wird als ein Spiel mit den Körpern. Erste Entwürfe und Modelle von Spielplätzen entstehen, die zweckgebunden zwar – aber frei in der Entfaltung sind. Hier beweist sich der erfahrene Bühnengestalter, der mit dem Raum etwas anzufangen weiß, vermittelt des Spiels seiner immensen Phantasie. Die Bindung an die bestimmte Aufgabe ist ihm nicht Fessel, sondern förderliche Befreiung.

So war es ihm inneres Bedürfnis und folgerichtiger Schritt, die ersten freien Plastiken zu erstellen, deren er inzwischen eine stattliche Anzahl aufzuweisen hat. Doch nicht genug damit, ihn fasziniert auch hier wie bei allem die Erprobung neuer Materialien. Über zögernden Versuchen anhand von Modellen, die mit dem heißen Draht aus Styropor geschnitten werden, entdeckt er das Aluminium als den ihm angemessenen Werkstoff. Neben überdimensionalen Plastiken entsteht nun eine Vielzahl kleinerer Modelle, die längst den Bozzetto-Charakter abgestreift haben und für sich selbst dastehen. Hier wieder bricht der homo ludens aus ihm heraus, der solche Bozzetti zu Puzzle-Figuren geraten läßt, die lose ineinandergesteckt, der eigenen Phantasie freien Lauf geben.

Zugleich aber dokumentiert sich darin die ausgeprägte Werkgerechtigkeit, der Frey Zeit seiner künstlerischen Tätigkeit treugeblieben ist. Er kann sich für die Materialien begeistern wie ein Musiker für sein Instrument, auf dem er spielt. Selbst ungewollte Zwischentöne in der Farbigkeit des Alu-Stoffes erregen seine Begeisterungsfähigkeit bis zur eigenen Aktivität. Beinahe rastlos spielt Frey die Instrumente durch, der Reihe nach und jedes Mal so selbstsicher, wie nur der es vermag, der selbstlos für sein Publikum bemüht ist.“

Alfons W. Biermann

# Müllekoven



## Müllekoven im Spiegel seiner Straßennamen

70  
Straßennetz Troisdorf-Müllekoven

straße – Lehmkuhler Straße – Rheindorfer Straße – Sankt-Adelheid-Straße – Schlesierstraße – Silberberger Straße – Zum Hühnerberg – Zur Siegaue.

Bei der nun folgenden Durchleuchtung der einzelnen Namen sei der Versuch gestattet, die Entwicklung des Ortes Müllekoven darzustellen und über seine Geschichte zu berichten.

### Von Heinrich Brodeßer

Folgende Betrachtung der Müllekovener Straßennamen schließt sich an meine Ausführungen über die Bergheimer Straßenbezeichnungen in Heft II unserer Troisdorfer Jahreshefte, S. 62–100, an und ist daher als deren Fortsetzung anzusehen.

Wir beginnen wieder mit einem alphabetisch geordneten Verzeichnis und einem Straßenplan:

Am Blaustein – Am Johannesufer – Am Scheibelsberg – Am Stein – Auf dem Axberg – Dechant-Hovenstraße – Die große Heerstraße – Dorfstraße – Eschmarer Straße – Gronaustraße – Im Türchen – Jägerstraße – Katharinenstraße – Krähenweg – Lambertus-

### Am Blaustein

Im Kölner Raum und am Niederrhein bedeutet in der Regel Blaustein oder Blautstein soviel wie Blutstein. Hier wurde das Gerichtsurteil über Leben und Tod entschieden und verlesen.<sup>1</sup> In Köln und bei Jülich sollen die Verurteilten dreimal mit dem Rücken gegen einen Blaustein gestoßen worden sein, bevor sie zur Hinrichtung abgeführt wurden.<sup>2</sup> Da aber für Bergheim und Müllekoven kein Hochgericht, das Schwerverbrechen mit dem Tode bestrafte, bekannt ist, wird es sich bei unserem Blaustein um einen Grenzstein gehandelt haben.

<sup>1</sup> Zitzen, Scholle und Strom, Bonn, ab 1948, S. 256.

<sup>2</sup> Chr. Helfer, Hexenrichtplätze und Enthauptungsstätten am unteren Mittelrhein, in Bonner Geschichtsblätter, Bd. 21, S. 132–135.

Wir kennen entlang der Müllekovener–Eschmarer Grenze drei Flurnamen, in denen die Bezeichnung „Stein“ vorkommt: „Am Eschmarer Stein“, „Am Blaustein“ und „Am kleinen Stein“. Solche Flur- und Grenzsteine wurden vielfach im Bereich des Siebengebirges gebrochen und bestehen aus bläulichem Basalt.<sup>3</sup> Sie sind allenthalben in unserer Gemarkung zu finden.

Auch aus dem Bonner Raum sind solche Blausteine bekannt. Vom Blauen Stein an der Endericher Banngrenze wird in einem Protokoll vom Bannbegang 1635 berichtet, daß die mitgeführten Kinder mit dem Kopf an den Grenzstein gestoßen oder auf den Stein gesetzt wurden, um ihnen den Grenzverlauf fest ins Gedächtnis einzuprägen.<sup>4</sup>

### Am Johannesufer

Der Niederterrassenhang im nördlichen Müllekoven wird seit alters Johannesufer oder auch Ripsufer genannt. Letztere Bezeichnung scheint die ältere zu sein. Sie ist heute in Müllekoven fast ganz vergessen. Dagegen ist sie in Bergheim als Ripp oder Rupp<sup>5</sup> noch geläufig. An ihrer Bedeutung hat Gronewald gerätselt. Er glaubt, sie auf das lateinische ripa (= Ufer) zurückführen zu dürfen, ist sich dabei allerdings nicht ganz sicher. Auch die Bezeichnung Johannesufer ist noch ungeklärt. Vielleicht bestehen Beziehungen zu Johann von Zweifel, der in Müllekoven bedeutenden Besitz hatte.

Der Wortteil „Ufer“ kann eindeutig als altes Siegufer erklärt werden:

In mächtigen Flußschlingen durchzog die Sieg die Flußbau von Müllekoven. Von Meindorf von dem sogenannten „Hühnerpark“ kommend und an der jetzigen Kläranlage vorbeifließend, stieß sie senkrecht auf den nördlichsten Punkt des Ortes etwa in der Höhe der jetzigen Brücke, floß hart am Hochufer vorbei, schwenkte am Ende des Ortes nach Vilich ab und erschien nach einem gewaltigen Bogen wieder am Steilhang von Bergheim. Um 1700 machten sich die Landesherrn Gedanken, das Siegbett durch eine Begradigung von Müllekoven bis zum Bergheimer Discholz entlang dem Kirvelberg zu verkürzen. Entsprechende Pläne entstanden.<sup>6</sup> Aber zu einer Ausführung der geplanten Arbeit kam es damals noch nicht.

1747 hatte die Sieg ihre Flußschlingen bereits ein wenig nach Süden verlagert. Parallel zu ihrem 1. Bett erreichte der Fluß die Ortsmitte Müllekovens und nahm dort den Mühlengraben auf.<sup>7</sup> Die nördliche Siegrinne war „Das alte Waßer“ geworden. An der Niederterrasse vorbei folgte die Sieg ihrem alten Verlauf. Dabei hatte sich die Mäanderschleife bereits soweit zugezogen, daß ein Hochwasser den Bogen durchbrach und zu Füßen des Dorfes eine große Insel entstand. Somit bahnte sich eine neue Flußbettbildung an. Die Hauptströmung verlagerte sich nach Südosten ins „Allheil“, in das sie durch

die Wegverkürzung mit ziemlicher Mächtigkeit einschloß und daher die „Schnell“ genannt wurde.

1770 lag Müllekoven nur noch am ruhigen „Alt Siegen Wasser“. Der Fluß war vom Ort abgerückt. Er streifte das Dorf an der Südspitze und wandte sich gleich nach Osten ab. An dieser Stelle befand sich die Müllekovener Siegfähre.<sup>8</sup> Der Fährmann wohnte in seiner Hütte am Axberg und war zu jeder Tages- und Nachtzeit zur Überfahrt erreichbar.

Die entscheidende Wende brachte der Sieg das Jahr 1777. Der Wasserbaumeister C. W. Bilgen entwarf einen Plan für die Siegbettbegradigung, die sogleich in Angriff genommen wurde und nun den Fluß in gradlinigem Verlauf durch vier Durchstiche seiner Mäanderbögen senkrecht in den Rhein oberhalb der Pfaffenmütz münden ließ.<sup>9</sup> Damit wurden die Orte Bergheim und Müllekoven endgültig von der Sieg abgedrängt.

Die Wiebekingarten von 1789<sup>10</sup> und 1798<sup>11</sup> vermitteln uns die beste Übersicht über letzteren Sieglauf und weisen die vielen ehemaligen Flußschlingen als spätere Altwässer aus.

Die neue Flußbettführung erwies sich jedoch als recht ungünstig. Die Sieg entwickelte in ihrem gradlinigen Bett, das, durch „Sperrdämme“ vom alten Flußsystem scharf getrennt, in befestigten Ufern verlief, eine reißende Strömung und schotterte, endlich durch den Rhein gestaut, in ihrer Mündung mächtige Ablagerungen auf, die sie in den Rhein vorschob und damit arg der Schifffahrt zusetzte. 1852 entschloß sich die preußische Regierung zu einer abermaligen Regulierung. Die Insel Pfaffenmütz wurde durch einen langen parallel zum Rhein quer durch die Mündung verlaufenden Damm mit dem Land verbunden und die Sieg nach NW abgebogen und erst unterhalb der Schanzenspitze in den Rhein geleitet. Damit ist vorerst die Siegbettregulierung zum Abschluß gekommen.

Zuweilen ist die nicht erwiesene und recht fragwürdige Behauptung aufgestellt worden, der Name „Müllekoven“ gehe auf eine dort bestandene Mühle zurück. Aber bisher ist noch keine Quelle gefunden, die darüber Auskunft gibt; auch die mündliche Überlieferung schweigt. Die durch den Mühlengraben betriebenen Mahlwerke von Eschmar und Sieglar sind jahrhundertlang bekannt. Wir wissen auch, daß die Müllekovener und Bergheimer unter dem Mühlenzwang der Eschmarer Mühle standen. Die Müllekovener Mühle müßten wir daher in weiter Vergangenheit suchen, als es noch keinen Mühlengraben

3 Dittmaier, Rheinische Flurnamen, Bonn 1963, S. 34.

4 Chr. Helfer, a.a.O.

5 Auf dem Rupp

6 HStAD, Karte II, In 10

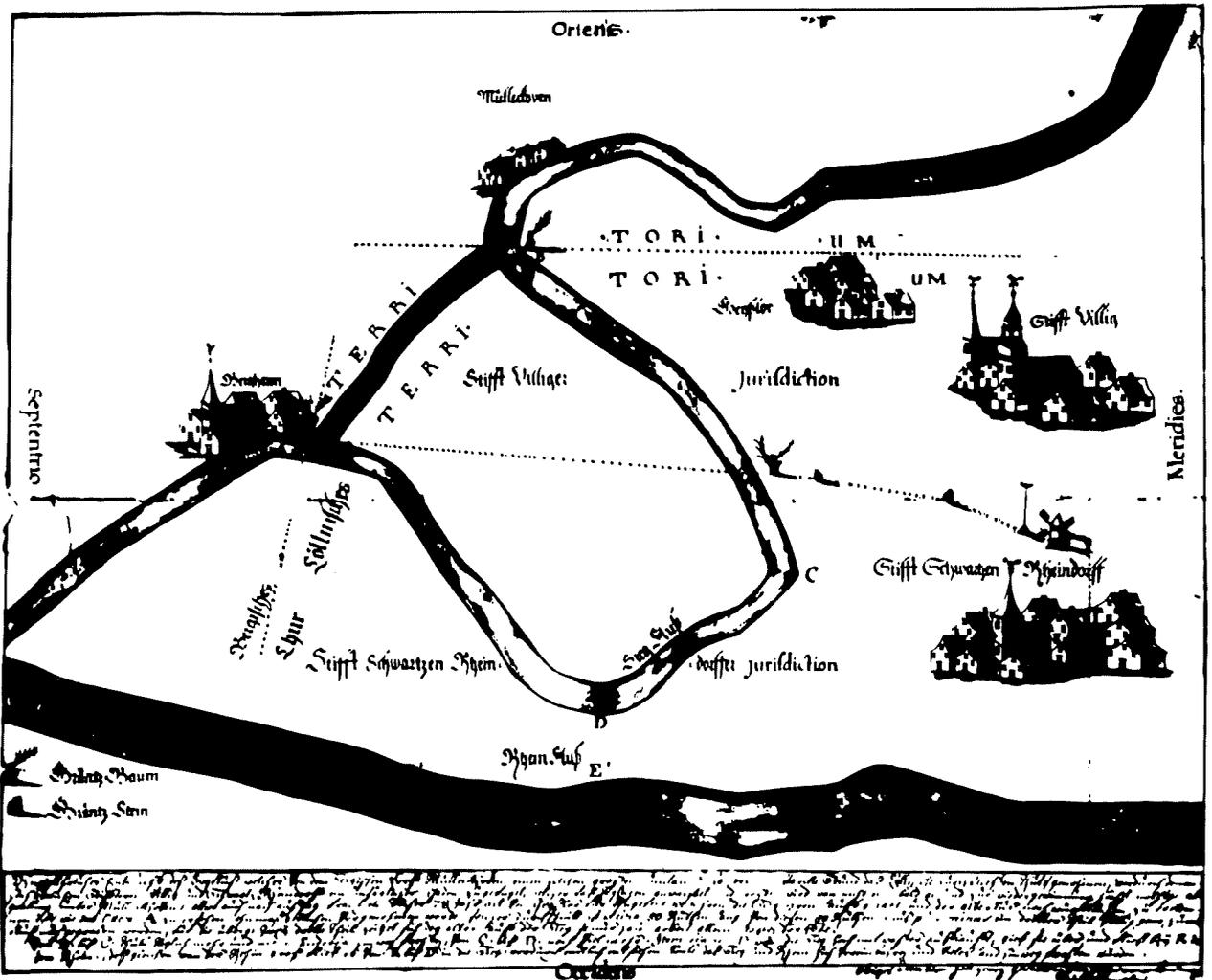
7 HStAD, Karten 2448, Nr. 33

8 HStAD, Karten 2601

9 HStAD, Karten II, In 11

10 s. TJH I

11 s. A. Schulte, Die Ufer des Rheines von Nonnenwerth bis zur Pfaffenmütz, in Godesberger Heimatblätter, Heft 9, S. 98



gab. Sie könnte eine Windmühle gewesen sein; solche kommen in unserer Gegend vor. Allerdings ließe die Nähe des Wassers eher eine Wassermühle vermuten, die irgendwo im Steilhang gleichsam über der Sieg gehangen hat. Eine „hangende Mühle“ wird in einem Weistum von 1593 im Sieglarer Bereich bezeugt.<sup>12</sup> Solche Mühlen wurden durch ein unterschlächtiges Wasserrad von der starken Siegströmung betrieben. Der wechselhafte Verlauf des Flusses könnte Grund dafür sein, daß sie schon früh aus dem Betrieb gezogen wurde.

A. Schulte führt den Ortsnamen allerdings auf den Familiennamen eines alten Geschlechts „Molinchoven“ zurück.<sup>13</sup> 1377 finden wir die Bezeichnung „Mullinckoven“<sup>14</sup> und 1544 Müllenkoffen<sup>15</sup>.

Rutt weist nach, daß die Ortsnamen auf -hofen, in der Regel für Siedlungen mit mehreren Wohnstellen verwendet, meist von Vornamen abgeleitet sind.<sup>16</sup> Es mag der weiteren Forschung überlassen bleiben, Genaueres dem Vergessen der Vergangenheit zu entreißen.

71

Ungefährlicher Entwurf des Siegflusses von dem Bergischen Dorf Mülleken einen solchen großen Umlauf so über eine starke Stundt das Cöllnische durchfließen thut ... wodurch den Hochadeligen Stiftern Villig und Schwartz Rheindorf ein unsäglicher Schaden zugefügt welcher fast jährlich gewachsen und größer wird, wenn nicht baldigs und zur wiedergewinnung Höchnötlig Abgrabung unter Mülleken, allwo auch nach aussag frantzen Bücher 78 Jahr alt von Gyslar für ohngefähr hundert Jahren die Sieg ihren lauff gehabt und der alte Fluß noch wirklich zu erkennen ist ... (um 1700)

12 Gronewald, Geschichte und Satzungen der Bergheimer Fischerei-Bruderschaft zu Bergheim a. d. Sieg, Troisdorf, 1927, S. 31. Engels, Das Fischerei-Privileg an der unteren Sieg, in HbIS, Heft 89, S. 109.

13 A. Schulte, Troisdorf, in Rhein-Sieg-Kreis, Kultur, Wirtschaft, München, 1973, S. 124.

14 Gronewald, Chronik von Bergheim a. d. Sieg, Band III, S. 187, ungedruckt.

15 ebda, S. 188.

16 Rutt, Sieg und Rhein, S. 86/87.

### Am Scheibelsberg

So heißt eine alte Flurbezeichnung, die auf zweifache Weise erklärt werden kann:

Scheibeln bedeutet „kegeln“. Früher wurde das Kegelspiel im Freien betrieben. Hier und da gibt es noch heute in den rheinischen Landen Kegelbahnen im Freien, überdacht oder auch ohne Dach.

Da aber unser Scheibelsberg abseits vom alten Müllekoven liegt, scheint mir eine zweite Erklärung zutreffender: Scheibling, Schieferling oder Schiffling ist eine Apfel- bzw. Birnensorte. Unser Scheibelsberg wird daher wahrscheinlich ein Obstbunget am oder in der Nähe des Niederterrassenrandes gewesen sein.<sup>17</sup>

### Am Stein

Zwischen den Gemeinden Eschmar und Bergheim-Müllekoven stand dicht neben der Straße ein manns hoher Bannstein. Als man Anfang der 50er Jahre die Straße verbreiterte, wurde der Stein entfernt, und es wird behauptet, er sei als Straßenunterlage verwandt worden. Damit verschwand der steinerne Grenzwächter, der jahrhundertlang die Ortsgrenze sichtbar gemacht hatte.

### Auf dem Axberg

Der Axberg war bis 1933 ein Steilhang, als Siegufer entstanden. In der Notzeit der Arbeitslosigkeit wurde die Böschung unter der Firma Meißner in sogenannter Notstandsarbeit zur heutigen Form eingeebnet. Daher kann das Aussehen des jetzigen Hanges uns nicht mehr Auskunft darüber geben, ob es sich bei dem alten Namen um eine Formbezeichnung handelt, die von der Gestalt einer Axt abgeleitet werden kann. Eine andere Deutung geht dahin, daß durch Verschlucken eines vorgesetzten „K“ die ursprüngliche Bezeichnung „Kaxberg“ auf „Axberg“ reduziert wurde. Diese Annahme gründet auf der Tatsache, daß der Zweiffelshof ursprünglich auf dem Hochufer der Sieg, jenem steilen Niederterrassenhang, gelegen war.<sup>18</sup> Es ist durchaus denkbar, daß dieses Rittergut ein eigenes Hofgericht hatte. Dieses mag manchen Müllekovener Nachbarn zum Pranger verurteilt haben, zum gefürchteten Kax-, Kaks-, Keks- oder auch Käsbaum. Leider fehlen uns dazu schriftliche Zeugnisse wie Weistümer oder Nachbarbücher. Als letzte mögliche Deutung möchte ich den Axberg auf „Achtsberg“ zurückführen. Die Acht ist ein Herrensgrundstück.<sup>19</sup>

Damit sind wir wieder auf den Zweiffelshof verwiesen, dessen Geschichte ich hier – soweit durch mündliche und schriftliche Überlieferung bekannt – als Skizze folgen lassen möchte:

Der „Schwievelshoff“ scheint auf die Herren von Plettenberg zurückzugehen. Diese waren um 1500 in Troisdorf und Müllekoven begütert.

1504 stifteten Gerhard von Plettenberg, Propst zu Oberpleis, seine Schwester Jutta und seine Brüder Johann und Koerstgen die alte Bergheimer Vikarie.<sup>20</sup>

Die Besetzung der Vikarsstelle wurde an den Inhaber des Plettenbergischen Gutes zu Müllekoven gebunden; dieser benannte die Benefiziaten, setzte sie ein und sorgte für den Unterhalt der Vikarie.<sup>21</sup> Jutta von Plettenberg, Erbin des Gutes Müllekoven,<sup>22</sup> heiratete Johann von Zweiffel und brachte Haus Müllekoven, vielleicht auch Troisdorfer Besitzungen, mit in die Ehe. Seit dieser Zeit finden wir die Adelsfamilie von Zweiffel auf Haus Wissem bei Troisdorf und auf Haus Müllekoven.

Aus der Ehe Zweiffel-Plettenberg gingen die beiden Kinder Maria und Johann hervor. Letzterer wird 1538 als Amtmann von Siegburg bezeugt; er starb 1550.

Seiner Ehe mit Johanna von Reven entstammten 5 Kinder. Der älteste Sohn, Kaspar von Zweiffel, Herr zu Wissem und Müllekoven, ehelichte Elisabeth von Lützerode. Er wohnte zu Wissem, das er um 1550 ausbaute. Seine 5 Kinder, Johann, Wilhelm, Bertram, Barbara und Elise, teilten 1582 und 1585 in einer Erbauseinandersetzung den umfangreichen Besitz: Johann und seine beiden Schwestern wurden abgefunden. Haus Wissem mit einem Zubehör von 7 über den Siegburgkreis verstreuten Höfen fiel an Wilhelm, der sich am 2. 1. 1582 mit Helena von Bellinghausen zu Leidenhausen vermählt hatte. Bertram erhielt Haus Müllekoven mit allen Ländereien, einen Hof zu Eschmar, einen Hof zu Geislar, einen Hof zu Hommerich, einen Hof zu Stieldorf, Ländereien zu Niederpleis und sechs Anteile<sup>23</sup> der Mondorfer Fischerei und die Hälfte der Fährgerechtesame zu Mondorf. Als Zeuge des Erbvertrages unterzeichnet u. a. der Müllekovener Schöffe Koerstgen Broelsch.<sup>24</sup> Bertram von Zweiffel blieb unverheiratet. Als er starb, fiel sein Besitz an seinen Bruder Wilhelm bzw. an dessen unmündige Kinder Adolf, Wilhelm und Margarete zurück.<sup>25</sup> 1590 verkauften deren Vormünder, Johann Lüning und Wilhelm von Bellinghausen, den Müllekovener Besitz an den Deutschen Ritterorden bzw. an den Komtur Heinrich von Reuschenberg, der kurz zuvor die neue Kommende „Jungenbiesen“ gegründet hatte und jetzt mit Haus

17 Dittmaier, a.a.O., S. 262.

18 Gronewald, Chronik von Bergheim a. d. Sieg, Bd. III, S. 191. Nach der freundlichen Mitteilung von Herrn Michael Umschlag, Bergheim, wurden nach dem Abbruch von alten Hofgebäuden dieses „Im Berg“ gelegenen Gutes deren Balken zum Bau seines Hauses in Bergheim, Bergstraße 52, wieder verwandt.

19 Dittmaier, a.a.O., S. 8

20 Brodeßer, Zeittafel zur Geschichte der Siegdorfer Bergheim und Müllekoven, TJH I, S. 33 und Bergheim im Spiegel seiner Straßennamen, TJH II, S. 82.

21 Hans Brück, Die ehemalige Burg Müllekoven a. d. Sieg und zwei andere adlige Güter daselbst, in Annalen, Heft 80, S. 88: „Heißt es doch in dem passus concernens des Fundationsbriefs des oben erwähnten Bergheimer Altars – Vikarie – vom 8. März 1504, daß nach dem Tode der Stifter Gerhart, Gutta, Johann und Koerstgen von Plettenberg die Besitzer und Inhaber des Hauses zu Müllekoven und die Kirchmeister zu Bergheim zu ewigen Tagen den Priester nennen und kiesen und dem Pastor präsentieren sollen. HStAD, Akten Biesen.“

22 Hamacher, Troisdorf, S. 181

23 = die Hälfte

24 Trippen, S. 244–248, Urkunden aus dem Archiv zu Klein-Büllesheim.

25 Zu diesem Zeitpunkt war Wilhelm von Zweiffel bereits infolge einer Verletzung verstorben.



Zweiffel ausgestattet. Dazu gehörte auch die Rheininsel, die als Pfaffenmütze in die Geschichte eingegangen ist.<sup>26</sup>

Am 21. Juni 1600 genehmigte der Herzog von Jülich-Kleve-Berg als Landesherr den Kauf<sup>27</sup>.

Damit hatten die Besitzer gewechselt, und Haus Zweiffel war ein Ordensgut der Deutschritter geworden.

Der Landkomtur konnte am 7. März 1602 seinen Besitz noch vergrößern, indem er vom Herzog von Jülich-Kleve-Berg zwei weitere Rheininseln, „das Hertzogen Werdt“ und den „Comper“ dazukaufte. Damit gehörte ihm alles Land in der unmittelbaren Siegmündung. Grasbestand und Weidenkulturen ver-

72

Ausschnitt einer Karte von Mathias Ehman (jülich-bergischer Landmesser) aus dem Jahr 1747

pachtete er schon am 26. April 1602, und zwar das „Kumper Werth“ dem Zerßen von Bußdorff, das „Mondorfer Werth“ dem Zöllner von Mondorf und dem Boten von Bergheim.<sup>28</sup> Aber gerade mit diesen Rheininseln hatte der Deutsche Orden den meisten

26 Heinrich Neu, Zur Geschichte der Insel Pfaffenmütze, in Bonner Geschichtsblätter, Band 21, S. 123: „... unter ermeltes Land Commenthuern Werds, welches er von Wilhelms von Zweiffel zu Wißen Kinder Vormunderern im Kauff des adelichen Guets Mullinghofen an sich bracht, ...“

27 „weil ... es den geistlichen Standespersonen nicht vergönnt war, solche und dergleichen Erbschaften ohne ausdrückliche Bestätigung des Landesherrn zu erwerben“, Neu, a.a.O.

28 Neu, a.a.O.



Ärger. 1620 wurden die Inseln von holländischen Truppen besetzt und zu einer Festung ausgebaut. Die Siegmündung und damit der Deutschordensbesitz wurde Kriegschauplatz und blieb es bis zum Januar 1623.<sup>29</sup>

Am 5. Januar 1643 beklagt sich der Landkomtur beim Kurfürsten von Köln, daß seine Rheinseln von den Anliegern zerstört wurde.<sup>30</sup>

1654 ließ der Deutsche Orden die Insel, „Dasß Cumber oder Hertzogen Werth auch die Pfaffen Mütze genant“,<sup>31</sup> aufmessen. Sie war damals noch gute 26 Morgen groß.

1689 war sie wieder Kriegschauplatz, als sich die Belagerer Bonns hier für kurze Zeit festsetzten.

73

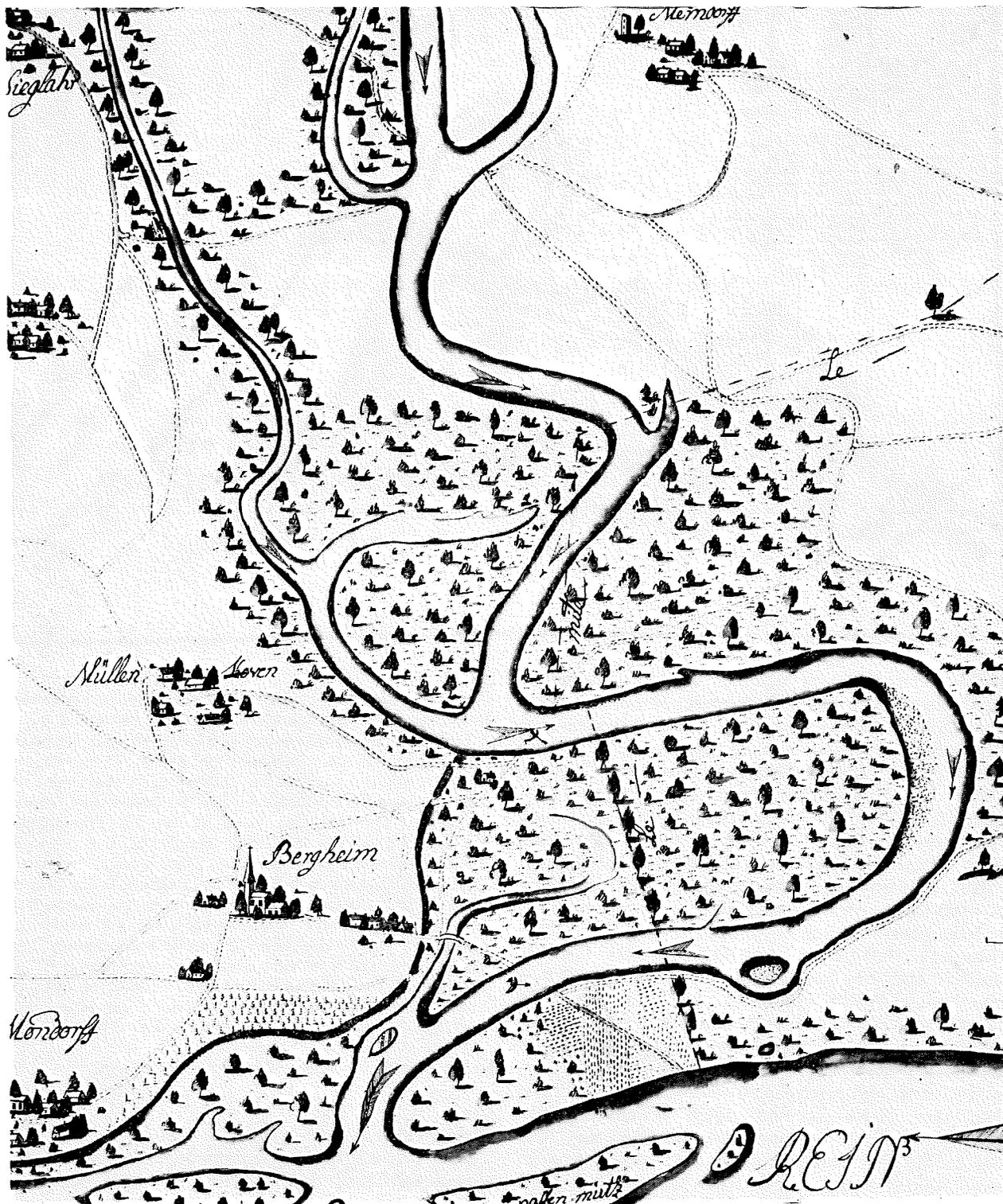
Ausschnitt einer Karte des Landmessers J. Meurer aus dem Jahr 1770

1709 trieb ein Hochwasser größere Teile vom Werth ab. Seit dieser Zeit ist es erheblich kleiner geworden. 1714 schlugen die Bergheimer unbefugterweise Holz auf der Pfaffenmütze. Das vom Komtur in Anspruch

<sup>29</sup> Brodeßer, Die Insel Pfaffenmütze und das Land an der unteren Sieg, in HbIS, Heft 95, S. 1-11.

<sup>30</sup> Neu, a.a.O., S. 124: „... daß etzliche hondert Stifts Underthanen sich understehen daß Hertzogenwerth bey Mondorff gelegen so vor dießen von den Staten unijrter Prouintzen occupirt gewesen – von den vereinigten Provinzen der holländischen Niederlande besetzt gewesen – creutzweiß zu durchgraben, damit eß gar vom Rhein hingenommen und also von den Heßen nit befestigt würde“.

<sup>31</sup> Neu, a.a.O.

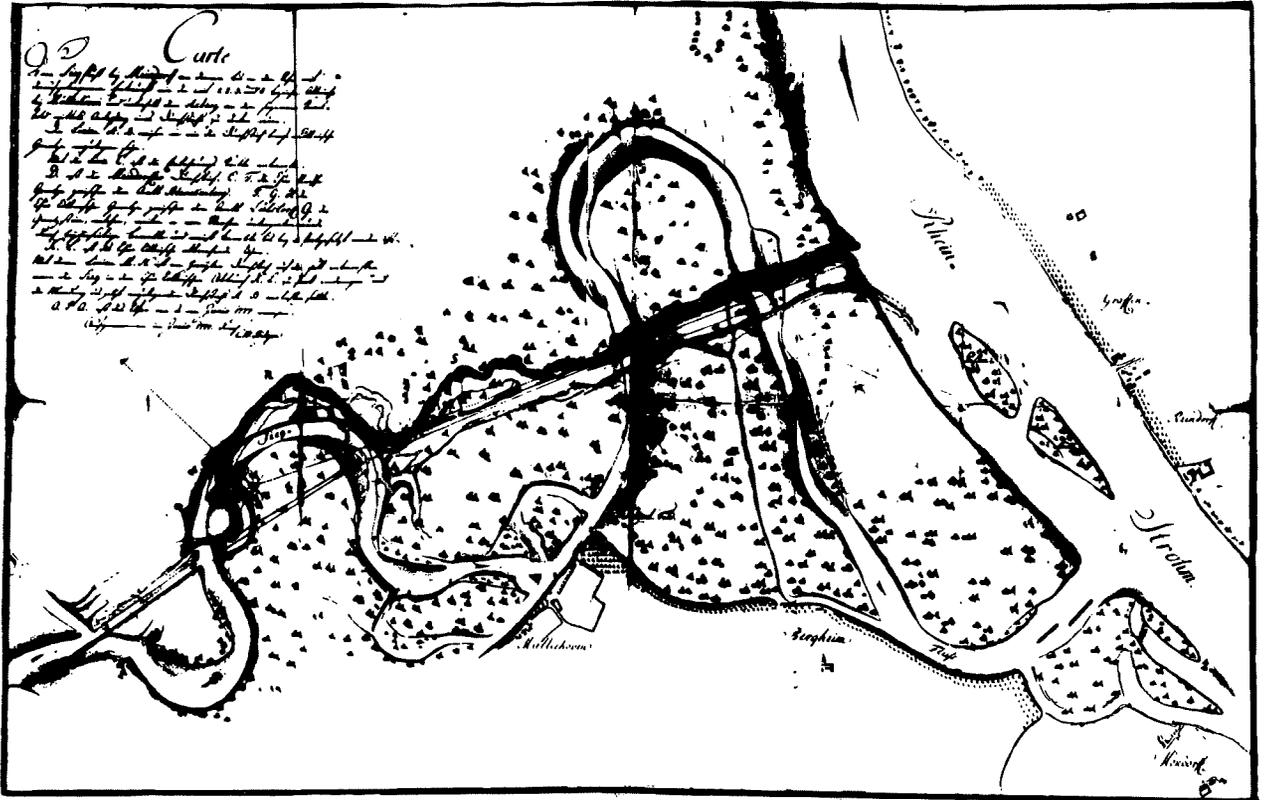


genommene herzogliche Gericht in Düsseldorf verurteilte sie zum Schadenersatz. Während der Herzog von Berg in diesem Prozeß das Eigentumsrecht des Deutschen Ordens anerkannte, versuchte er 1780, die alten Kaufverträge von 1602 für ungültig zu erklären.<sup>32</sup>

74

Ausschnitt einer Übersichtskarte über den Verlauf der unteren Sieg um 1770

32 Neu, a.a.O., S. 126



Doch diesmal konnte sich der Deutsche Orden an der unteren Sieg noch behaupten. Jedoch die Franzosenzeit bereitete kurz darauf den Deutschrittern ein Ende; 1809 löste Napoleon den Deutschen Orden auf. Die Müllekovener Besitzungen wurden Domäne. Unter den Ordensrittern hatten Halfleute alle Ländereien bewirtschaftet. Sie erhielten 1623 ein neues Haus, dessen Keller mit eingemeißelter Jahreszahl noch besteht. Um 1680 war ein Werner Zerres Halfmann. Im Bergheimer Dreifaltigkeitsbuch<sup>33</sup> erscheint er 1698 als Wernerus Zerris, Villicus Commendatoris in Müllekoven<sup>34</sup> et Scabinus<sup>35</sup>. Um 1770 ist ein Johann Braschoß Halbwinner des Müllekovener Ordensgutes.<sup>36</sup> Aber die Familie Zerres scheint dem Gut in besonderer Weise verbunden zu sein. Um 1800 haben die Zerres wahrscheinlich den Hof wieder geführt. Sie mögen die Wirren der Säkularisation dort erlebt haben und die Domänenverwalter gewesen sein. Wahrscheinlich haben sie schließlich 1821 den „Schwievelshof“ durch Ankauf in ihren Privatbesitz überführt, nachdem allerdings seit 1803 der größte Teil bereits stückweise verkauft worden war.<sup>37</sup> Dieser heute – nach rund 400 Jahren – noch übliche Hofname verrät eine recht enge Verbundenheit Müllekovens mit den Herren (Junker) von Zweifel. Die Familie Zerres erhielt daher auch den Familienbeinamen „de Jonkesch“, und zuweilen wird der Müllekovener Hof auch „Jonkesch-Hoff“ genannt. Der große Besitz erlag der fränkischen Erbteilung (Realteilung). Einen letzten Teil hat ein Stamm der

75

Carte vom Siegluhs bey Meindorff von dannen bis in den Rhein mit darauf getragendem Entwurf wie die mit 1 2 3 und 4 bezeichneten Abbrüche bei Müllichhoven und unterhalb dem Axberg an dem sogenannten Kervelfeld mittels Anlegung eines Durchstiches zu denken wäre. Die Linien AB weisen an wie die Durchstiche längs der Cöllnischen Grenze anzulegen sey. Mit der Linie C ist die Einlahnungs Kribbe...? D ist der Meindorfer Durchstich, E F die Chur Cöllnische Grentze zwischen Amt Blankenberg. F G ist die Chur Cöllnische Grentze zwischen Amt Lülisdorff. G der Grentzstein, welcher weil er vom Strom untergraben wurde beyderseitige Beamte und meist beerbte bis bey S festgesetzt worden ist. K L ist das Chur Cöllnische abbrechende Ufer. Mit den Linien M N ist ein zweiter Durchstich auf den Fall entworfen, wenn die Sieg in dem Chur Cöllnischen Abbruch K L zu fest eindringen und die Mündung des jetzt anzulegenden Durchstichs A B verlassen sollte. O P Q ist das Ufer wie es im Junio 1777 gewesen.

Aufgenommen im Junio 1777 durch c. W. Bilgen

Familie Zerres noch in Besitz. Ein anderer Stamm Zerres sitzt auf einem Bergheimer Bauerngehöft, das inzwischen auch den Namen „Jonkesch-Hoff“ bekommen hat.

33 befindlich im Pfarrarchiv Bergheim

34 = Halfmann der Ordenskommende in Müllekoven

35 = Schöffe des Bergheimer Gerichtes

36 Gronewald, Der Fronhof zu Bergheim, in HblS, Heft 2/1940, S. 272

37 Gronewald, Chronik III, S. 191/192

### Dechant-Hoven-Straße

Als nach den Zerstörungen des letzten Krieges und nach den Ausweisungen der Deutschen aus dem Osten unseres Vaterlandes die Wohnungsnot zu einem brennenden Problem wurde, erschloß Dechant Hoven den Bauwilligen das Kirchenland im Nordostteil Müllekovens zu Siedlungszwecken. Ihm zu Ehren wurde die Straße, die durch dieses Gebiet führt, mit seinem Namen benannt.

Die Erschließung des Baulandes ist nur eine kleine unter den vielen Aktionen, die der tatkräftige Mann in seiner Bergheimer Amtszeit zum Wohle der Bevölkerung unternommen hat. Daher sei hier kurz seines arbeitsreichen Lebens gedacht:

Josef Hoven wurde am 26. September 1883 in Geilenkirchen geboren. In Aachen besuchte er das Kaiser-Karl-Gymnasium, und in Bonn studierte er von 1907–1910 Theologie. Am 11. März 1911 wurde er im Dom zu Köln zum Priester geweiht. Danach trat er seine erste Stelle als Kaplan in Frechen an. 1916 wurde er nach St. Servatius in Siegburg versetzt. Am 29. März 1931 wurde er als Pfarrer in Bergheim eingeführt.

Während Hoven selbst als Arbeit seines ersten Jahres bescheiden angibt: „Einleben in den neuen Arbeitsbereich, Besuch der Kranken, Vorbereitungen zur Kinderkommunion“, wissen wir um seinen ungeheuren Arbeitseinsatz.

Hoven, der geborene Organisator, trommelte in den ersten Monaten seines Wirkens die Bergheimer Handwerker zusammen, die aus der Halle eines ehemaligen Sägewerkes in der jetzigen Straße Zum Kalkofen ein Jugendheim schufen. Schon am 1. Augustsonntag 1931 konnte das Heim eingeweiht werden. Gleich anschließend bewog er die Bergheimer Maurer, den Kirchplatz neu zu gestalten und eine Kriegergedächtnisstätte zu errichten. Am 17. 9. 1931 waren alle Arbeiten beendet. Bei Hoven verstand es sich von selbst, daß für solche Dienste die Dorfhandwerker unentgeltlich arbeiteten.

Am 25. 11. 1931 wurde das Klösterchen am Hammerberg eingeweiht. Hoven hatte 5 Aachener Franziskanerinnen nach Bergheim geholt, die einige Jahrzehnte hier segensreich wirken konnten.<sup>38</sup>

In der Not der Arbeitslosigkeit nahm sich Hoven besonders der Erwerbslosen an und gründete einen freiwilligen Arbeitsdienst, der staatlicherseits finanziell unterstützt wurde. Die Arbeitsdienstler wurden vor allem in der Siegniederung eingesetzt, um Wege zu bauen, das Gelände einzuebnen und die steilen Hänge abzutragen. Bei Müllekoven entstand ein Barackenlager, in das junge Leute aus dem Ruhrgebiet einzogen, um sich an diesen Arbeiten zu beteiligen. Zur Hitlerzeit wurde der Freiwillige Arbeitsdienst in den staatlichen Reichsarbeitsdienst überführt.

In den nächsten Jahren hat Hoven seine Borromäusbücherei eingerichtet und organisiert, gleichzeitig

wurde die Kirche renoviert. Als Mensch, der mitten im Leben stand, pflegte er mit allen Vereinen engen Kontakt und förderte die Geselligkeit.

Hoven zeichnete sich besonders durch seine Armenfürsorge aus. Er selbst lebte recht bescheiden. Er konnte seinen letzten Mantel verschenken und sich mit den abgenütztesten Kleidern begnügen.<sup>39</sup>

1935 begann er seine Bergheimer Pfarrchronik. Er setzte damit die Arbeit des Chronisten fort, die vor ihm Hptl. Gronewald mit unermüdlichem Fleiß versorgt hatte.

Die Kriegszeit brachte der Bergheimer Pfarre viel Sorge und Leid. Hoven hat seine Pfarrkinder oft zu trösten versucht.

Auch das Gotteshaus erlitt in den letzten Kriegswochen großen Schaden. Nach Beendigung der Kampfhandlungen ging Hoven sofort an die Restaurierungsarbeiten, die sich aber in den nun folgenden schlimmen Hunger- und Notzeiten über viele Jahre hinzogen. Den endgültigen Abschluß der Instandsetzung hat er nicht mehr erlebt.

1947 wurde das große Dekanat Siegburg geteilt. Erster Dechant des neugebildeten Dekanates Troisdorf wurde der Bergheimer Pfarrer Hoven. Leider ließ in den folgenden Jahren Hovens Gesundheit sehr nach. Sein vierzigjähriges Priester- und zwanzigjähriges Ortsjubiläum feierte er als kranker Mann. Ende des Jahres 1951 erhielt er noch als besondere Ehrung die Ernennung zum Geistlichen Rat. Aber sein Gesundheitszustand verschlechterte sich von Monat zu Monat. Nach drei Schlaganfällen fast erblindet, trat er im Mai 1953 in den Ruhestand. Die Pfarrgemeinde verabschiedete ihn am 19. April 1953 unter Beteiligung des ganzen Dorfes durch einen schönen Festabend. Ein knappes Jahr später starb er am 26. 2. 1954 im Augustinerkrankenhaus in Köln. In Bergheim, der Stätte seines Wirkens, wurde er dann unter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung begraben.

### Die große Heerstraße

Sie verläuft vom Müllekovener Kreuz fast gradlinig in Richtung Uckendorf. Ihr erster Teil heißt die Sausgasse. Über sie haben die alten Müllekovener ihre Schweine in die Brache getrieben. Diese Aufgabe oblag dem Sauhirt, der alltäglich zur Morgenstunde durch den Ort zog, die Schweine der Nachbarn zusammenholte, die Herde durch das Dorf und über die Sausgasse ins offene Feld trieb und dort auf den brachliegenden Äckern weiden ließ. Allabendlich brachte er seine Schützlinge wieder in den Stall zurück.

Die Sausgasse verlief sich in der offenen Feldmark und war kein durchgehender Weg. Ihr heutiger Ver-

<sup>38</sup> Schulchronik Bergheim, Bd. III, S. 12; diese Aufzeichnungen erfolgten durch Hptl. Schürmann. Vgl. auch Schulte, Kirchen, S. 276

<sup>39</sup> Schulte, Kirchen, S. 277: „... das Männerwerk (schenkte) dem Pfarrer einen neuen Hut, da sie den alten mit den geflickten Löchern nicht mehr sehen mochten“.

lauf entstand erst im Zuge der Flurbereinigung gegen Ende der dreißiger Jahre. Daher dürfen wir in diesem ersten Teil nicht die alte Heerstraße sehen. Der große Heerweg begann an dem Bergheimer Siegübergang, verlief an der Kirche vorbei zum Kalkofen, von dort geradewegs zum Rheidter Bannstein von 1622 (?), der wahrscheinlich an dieser Stelle die Gemeinde Rheidt gegen Bergheim und Sieglar abgrenzte<sup>40</sup>, weiter führte er durch den Feldort Uckendorf zum wichtigen bergischen Amtssitz Porz, von dort zum befestigten Mülheim.

Der Verlauf dieser Straße schnitt die großen Rheinschlingen und hielt sich, die sumpfigen Niederungen meidend, auf der hochwasserfreien Niederterrasse und ermöglichte so ein schnelles Weiterkommen der Händler, fahrenden Leute und der Kriegssee, die zum Leidwesen der Bewohner anrainender Dörfer oftmals diesen Weg nahmen und Plünderung, Tod und Verderben den hier wohnenden Bauern brachte. Zum erstenmal wurde unsere Gegend im Truchseßschen Krieg (1583–1589) ernsthaft in die Kampfhandlungen einbezogen:

Der Kölner Erzbischof Gebhard II., Truchseß von Waldburg, trat 1582 zum Protestantismus über. Landtag und Domkapitel setzten ihn ab und ernannten im Mai 1583 Ernst von Bayern zu seinem Nachfolger. Gebhard, der seine Regentschaft über das Kurfürstentum Köln mit Waffengewalt verteidigen wollte, zog im August 1583 in Lülsdorf sein Heer zusammen. Von diesem Heerlager schweiften in den ersten Septembertagen die Söldnerhaufen raubend und plündernd über Land. Mitte September begannen die Truppenbewegungen, die zunächst auf dem Heerweg zwischen Deutz und dem Westerwald hin und her pendelten, bis gegen Ende September das Truchseßsche Heer endgültig abzog. Der Kampf verlief zuungunsten Gebhards, und nach seiner Niederlage floh er nach Holland. Damit hätte der Krieg zu Ende sein müssen. Aber fanatische Parteigänger Gebhards führten den Kampf fort. Der Kölner Krieg wurde mit den Auseinandersetzungen in den Niederlanden verquickt. Und so zogen gegen Ende des Jahres 1585 niederländische Streifscharen über unsere Heerstraße nach Süden, um die Deutschordenskommande Ramersdorf einzunehmen.

Jedoch verstellten die Bergischen ihnen den Weg und zersprengten sie. Die Gefangenen ließ der Lülsdorfer Amtmann als Landfriedensbrecher hinrichten. Aber noch war der Krieg nicht zu Ende. 1587 entriß der holländische Parteigänger Martin Schenk dem Erzbischof Ernst von Bayern die Stadt Bonn und brachte so den Kampf wieder an den Rhein. Im März 1588 zogen spanische Truppen als Verbündete des Ernst von Bayern und Gegner der Holländer bei uns ein. Bei Bergheim schlugen sie ihr Lager auf und bandschatzten von hier aus die benachbarten Orte. Müllekoven wurde bei dieser Gelegenheit eingäschert. Als im September Bonn zurückerobert

war, wurde es ruhiger in unseren Orten. Doch schon 1589 zogen wiederum spanische Söldner über den Heerweg, nahmen Lülsdorf und plünderten es aus. Damit scheint dieser unselige Krieg sich endgültig aus unserem Lande verzogen zu haben.

Die nächsten Unruhen brachte der Jülich-Klevisch-Bergische Erbfolgestreit. Über die Kriegsereignisse in den Jahren 1620–1623 um die Pfaffenmütze, jener dem Müllekovener Ordensgut zugehörigen Rheininsel, ist mehrfach berichtet worden.<sup>41</sup>

Im weiteren Verlauf des Dreißigjährigen Krieges kam es zu oftmaligen Durchzügen. 1627 waren es brandenburgische Streifscharen, 1628 ebenso, ab 1629 wechseln sich kaiserliche und schwedische Truppen fortwährend ab. Erst nach 1636 trat allmählich eine Beruhigung ein. Im letzten Drittel des großen Krieges blieb unsere Gegend von weiterer Kriegsfurie verschont.

Der kaiserliche Generalfeldmarschall Melander von Holzappel nahm in der Lülsdorfer Burg seinen Wohnsitz. Seit dieser Zeit spielten sich hier keine Kampfhandlungen mehr ab.

Der Pfälzische Erbfolgekrieg (1688–1697) brachte erneut Kriegsleid in unsere Dörfer. Der französische König Ludwig XIV. suchte, Erbansprüche auf die Pfalz geltend zu machen und seine Forderungen auf dem Wege des Krieges zu erreichen. Kurköln trat auf die Seite Frankreichs. Von kölnischem Gebiet fielen französische Truppen ins Herzogtum Berg ein. Im Mai 1689 standen sie in den Dörfern der unteren Sieg und brannten dabei Mondorf nieder. Vom Niederrhein rückten brandenburgische und münsterische Söldner nach Süden vor, zogen der rechtsrheinischen Heerstraße lang, erreichten am 1. 7. 1689 Lülsdorf, überschritten am 7. 7. bei Bergheim die Sieg und eroberten am 12. 10. Bonn. Damit verlagerte sich der Krieg nach Süddeutschland.

Wenige Jahre später begann der Spanische Erbfolgekrieg (1701–1713). Ludwig XIV. streckte diesmal seine Hand nach Spanien aus. Wieder trug Kurköln als Waffengenosse Frankreichs den Krieg ins Rheingebiet. In der Nacht zum 3. 10. 1702 setzten französisch-kölnische Truppen nach Beuel über, tagsüber überschritt man die Sieg und bezog Lager bei Bergheim. Am Tage darauf marschierte man über die Heerstraße nach Mülheim, um dort das pfälzische Lager zu überfallen. Aber die pfälzischen Truppen waren längst ausgezogen. So traten die Franzosen und Kurköln nach einem ergebnislosen Feldzug den Rückmarsch auf demselben Wege an, indem sie in abscheulicher Weise raubend und sendend die vom Heerweg leicht erreichbaren Dörfer heimsuchten. Die Burg Lülsdorf wurde dabei so vollständig zerstört, daß sie bis in unser Jahrhundert Ruine blieb.

<sup>40</sup> So ließen sich die in den Stein gemeißelten Buchstaben RBS erklären

<sup>41</sup> Eine ausführliche Darstellung findet sich bei Brodeßer-Schulte, Nieder-kassel, 1974, S. 93–130

Der Österreichische Erbfolgekrieg (1740–1748) fand die Bergischen auf Seiten der Franzosen. 1741/42 durchzogen daher wieder französische Scharen unsere Lande, 1743 waren es hannoveranische und braunschweigische, kurz darauf englische Truppen, später der Österreicher. Aber die Bevölkerung blieb weitgehend von Kriegslasten verschont. Das trifft auch für den Siebenjährigen Krieg zu, der bis auf wenige Durchmärsche der Franzosen an unserer Gegend vorbeizog. Nur wurde in dieser Zeit in Müllekovon ein Lazarett vorübergehend unterhalten.<sup>42</sup> Zum letztenmal hat dann unsere Heerstraße zur Franzosenzeit Soldaten gesehen. Seit 1794 war das Herzogtum Berg, besonders auch im rheinischen Teil, wiederholt Kriegsschauplatz. Franzosen und Österreicher fochten hier mit wechselndem Kriegsglück und ihre Truppen zogen hin und her. Es war eine besonders bittere Zeit für unsere Vorfahren. Zeitgenössische Berichte verraten unsägliches Leid und ärgste Not.

Nach der Franzosenzeit sank der alte Heerweg zur Bedeutungslosigkeit herab. Eine neue Zeit war angebrochen. Das Verwaltungswesen hatte sich so grundlegend geändert, daß dies bis in die Straßenbeziehungen spürbar wurde; alte Feldwege wurden zu festen Straßen ausgebaut, die Sieg- und Rheindörfer in einem geschlossenen Wegenetz miteinander verbunden; dagegen wurden alte, die Niederterrasse durchquerende Straßen – unter ihnen unsere „große Heerstraße“ – fast ganz aufgegeben.

### Dorfstraße

Sie hieß ursprünglich Hauptstraße. Damit ist gesagt, daß sie die wichtigste und, abgesehen von winzigen Nebengäßchen, auch die einzige Straße Müllekovons war. Letzteres beweist die Lage der Fachwerkhäuser und der alte Bruchsteinkeller aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die ausschließlich an ihr zu finden sind. Sie zog sich – und zieht sich immer noch – in vielgewundener Form durch den Ort. Ihr seltsamer, fast schlangenartiger Verlauf läßt Rückschlüsse auf die Entwicklung des Ortes zu. Müllekovon entstand aus wenigen großen Einzelhöfen, von denen Haus Zweifel und der Leerthshof<sup>43</sup> sicher die bedeutendsten waren. In deren Schutz siedelten die Dorfbewohner. Die Herrenhöfe waren großzügig angelegt und mit weitläufigem Hofraum, Hausgarten und Viehkoppeln ausgestattet. Dann erst folgten dichtgedrängt die übrigen Häuser, zwischen denen sich die Dorfgasse durchwinden mußte, oft nur soviel Platz lassend, daß die vollbeladenen Erntewagen so eben durchkamen.

Wir haben also in den beiden Großgütern, die etwa 500 m auseinanderlagen, die Keimzellen des Dorfes zu sehen, die erst allmählich zusammenwuchsen. Die Nahtstelle beider Häuserkomplexe wurde im Bereich der Schule nur unvollständig geschlossen, so daß bis jetzt noch beide Ortsteile gut zu erkennen

sind, im Südwesten die dicht am Steilufer verlaufende, langgestreckte Doppelzeile der Häuser, im Nordosten der alte, verwinkelte zweite Ortskern.

Über den Zweiffelshof haben wir bereits berichtet, ebenso über das ehemalige Gut des Kirstgen Brölsch.<sup>44</sup> Wir versuchen daher in folgendem, die Geschichte des Knodderhofes im Aufriß darzustellen:<sup>45</sup>

In der Mitte des 14. Jahrhunderts erwarb der Graf von Berg einen größeren Hof in Müllekovon. Wir kennen dazu leider keine genauen Einzelheiten. Nur folgende Notiz Gronewalds<sup>46</sup> weist darauf hin: „1377 schwört Men von Reimelkoven<sup>47</sup> dem Grafen Wilhelm von Berg Urfehde und überträgt demselben seinen Hof zu Müllinckoven als Mannlehn gegen ein Fuder Wein als jährliches Manggeld“. Dieses adelige Gut in Müllekovon erhielt am 29. Juni 1414 vom Herzog Adolf von Berg ein Richard von Eltz „für seine treuen Dienste“<sup>48</sup> zu Lehen.

Seine Enkel Johann und Ulrich von Eltz, zwei Brüder, wurden nachweislich 1476 mit dem Gut belehnt. 1511 bzw. 1512 ging das Lehen auf deren Söhne Bernhard und Philipp über. Von diesen gelangte es durch Kauf an Wilhelm von Bernsaw. Dessen Tochter Barbara ehelichte den Goddard von Wilich. Daher empfängt Goddard 1546 die Belehnung mit dem Müllekovener Gut.

In dieser Zeit war der Hof „auch dem Cassiusstift dingpflichtig. Laut Vergleich vom 1. Oktober 1554 zwischen Goddard von Wilich und dem Stift stellt er zu dessen Hofgericht 2 Geschworene und zahlt 2 Malter Erbsen und 4 Schillinge als Abgabe.“<sup>49</sup>

1560 folgte sein Sohn Wilhelm von Wilich in der Belehnung. Nach dessen frühem Tod übernahm für seine minderjährigen Söhne, Johann und Werner, der Bruder seiner Ehefrau, Probst Johann von Hoestaden zu Kerpen, 1570 die Verwaltung des Lehens, in das die Kinder nach erfolgter Großjährigkeit am 28. Juni 1589 selbst eingeführt wurden.

1624 wurde Johann von Wilich nach dem Tode seines Bruders Werner und dessen minderjährigen Sohnes alleiniger Inhaber.

1636 wurde nach Johanns Tod als Vormund seines Sohnes Johann Adolf der Ritter Eremund von Waldenburg, genannt Schenkeren, mit der Verwaltung betraut, die 1653 der Oheim Wilhelm von Wilich übernahm.

Danach erst – wir wissen nicht in welchem Jahr – kam Johann Adolf von Wilich zu seinem Erbe. Unter

42 Gronewald, Chronik von Bergheim a. d. Sieg, Bd. III, S. 190

43 Knodderhof

44 TJH III, S. 4–9

45 Dazu verweise ich auf den vorgenannten Aufsatz von Hans Brück, Die ehemalige Burg Müllekovon an der Sieg, dem ich die wichtigsten Daten entnehme.

46 Chronik von Bergheim a. d. Sieg, Bd. III, S. 187

47 Römlinghoven

48 Brück, a.a.O., S. 83

49 Gronewald, Chronik, Bd. III, S. 188

ihm rentete das Gut 22 Malter Korn, 1 Malter Weizen, 1/2 Malter Erbsen und den Ertrag von 6–7 Morgen Weingarten. Als er 1693 starb, trat sein Sohn Friedrich Anton die Erbfolge an, der aber schon 1696 das Lehen mit 2000 Reichstalern belastete. Um seine Schulden tilgen zu können, bat er am 26. 1. 1707 den Herzog um Erlaubnis, das Gut verkaufen zu dürfen. Trotz erfolgter Erlaubnis fanden sich keine Käufer. Die drückenden Schulden veranlaßten ihn schon am 7. Februar 1707, den Herzog zu bitten, die feudale Qualität des Gutes erblich zu erlassen und das Lehensgut in ein Allod, ein freies Gut also, umzuwandeln, damit sich eher Käufer einfänden. Seiner Bitte wurde endlich am 11. Juli 1709 stattgegeben. Die Erlaubnis zum Verkauf des Allodialbesitzes folgte am 27. 2. 1710. Vor dem Bergheimer Gericht wurde am 12. Juni 1710 der Hof in Anwesenheit des Notars Weingarts und der Schöffen Wilhelm Eich, Wilhelm Buss, Göddert Keller und Engel Rondorf zum Taxwert von 5184 Reichstalern angeboten. Da keiner zugriff, wurde die Forderung zuerst auf 4000, dann auf 3000 Taler reduziert. Zuletzt aber erstand der Gläubiger, Freiherr von Wrede, den freien Hof für 2500 Taler. Aber noch im selben Jahr erzwangen die Töchter des Friedrich Anton das Wiedereinlösungsrecht unter Beibehaltung der allodialen Qualität. Am 1. Juli 1717 wurde ihnen schließlich das freie Eigentum bestätigt. Wahrscheinlich befriedigte die Familie von Leerodt den Gläubiger von Wrede und löste damit den alten Familienbesitz der von Wilich wieder ein. Ludwig Lambert Lothar von Leerodt hatte nämlich Wilhelmine Sibilla von Wilich, die Tochter des Friedrich Anton, geheiratet und damit das Herrngut übernommen. Die von Leerodt faßten hierdurch Fuß in der Hohnschaft Müllekoven im Kirchspiel Bergheim und hatten seit dieser Zeit ein Familiengrab in der alten Bergheimer Kirche.

Folgende schematische Zusammenfassung möge einen Überblick über die Besitzfolge des Gutes bis in die Leerodtsche Zeit geben:

- 1377 tritt Graf Wilhelm von Berg den Besitz an.
- 1414 gibt diesen Herzog Adolf dem Richard von Eltz zu Lehen.  
Ihm folgen als Lehensleute
- ? zunächst wahrscheinlich sein Sohn, dann
- 1476 dessen Söhne Johann und Ulrich von Eltz,
- 1511 deren Söhne Bernhard und Philipp von Eltz,
- ? Wilhelm von Bernsaw,
- 1546 dessen Schwiegersohn Goddard von Wilich,
- 1560 Wilhelm von Wilich,
- 1570 Probst Johann von Hoestaden zu Kerpen als Vormund,
- 1589 Johann und Werner von Wilich,
- 1624 Johann von Wilich,
- 1636 Eremund von Waldenburg als Vormund,
- 1653 Wilhelm von Wilich als Vormund,
- ? Johann Adolf von Wilich,
- 1693 Friedrich Anton von Wilich,

1710 11. Juli – Philipp Sigismund von Wrede als Besitzer des Allods,

1710 18. August – Wiedereinlösungsauseinandersetzungen.

1717 Bestätigung der Wiedereinlösung.

1738 Ludwig Lambert Lothar von Leerodt.

Von ihm wurde das Gut als freier Familienbesitz weitervererbt. Es besaß etwa 100 Morgen Ackerland und wurde von 2 Halften in 2 getrennten Betriebsstätten bewirtschaftet.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war einer der Halfleute ein Michael Knott, von dem der Hof und seine Nachkommenschaft den Beinamen „Knodde“ erhielten. Von ihm berichtet das Bergheimer Kirchenbuch, daß er am 6. Juni 1794 als Witwer im Alter von 92 Jahren starb und daß er der Hofmann des Barons von Leerodt<sup>50</sup> in Müllekoven war. Eine seiner Töchter heiratete wohl den Johann Grommes, der dem alten Knott als Hofmann folgte. Ihm verkaufte am 10. Januar 1817 Clemens August von Leerodt zu dem lächerlichen Preis von 350 Reichstalern die eine Hälfte des adeligen Gutes, also die einst von Michael Knott verwaltete Betriebsstätte, mit Ausnahme des herrschaftlichen Gebäudes und der an „dieser Sohlstätte anklebigen herrschaftlichen Freyheiten, Recht und Gerechtigkeiten“<sup>51</sup> und der damit verbundenen Freistätte, die dort aufgenommenen Straffälligen Asylrecht gewährte. Der Grund zum Verkauf wird wohl der Einsturz des Herrschaftshauses gewesen sein, von dem Gronewald schreibt<sup>52</sup>: „Das Herrenhaus stand vor dem jetzigen Eingang zum Hofe. Es war etwa 30–35 m lang und 10–15 m breit. Es war auf steinernem Fundament aus Holz errichtet. Links befand sich die Kapelle, rechts die Wohnräume. Das Haus ist 1817 eingestürzt.“ Von den Grundmaßen her muß der Herrnsitz eine stattliche Größe aufgewiesen haben. Aber der Käufer Johann Grommes konnte mit dem heruntergekommenen Haus nichts anfangen, scheute auch wohl weitere Kosten und klammerte es darum wohl vom Kaufe aus, was er allerdings später sehr bedauerte. Die Familie Grommes, als Knodde bekannt, blieb bis heute Besitzer des alten herrschaftlichen Hofes. Der Leitname der Knodde war Clemens, so daß nun schon über mehrere Generationen ein Clemens Grommes das Gut führt.

Weiter berichtet Gronewald<sup>53</sup>, daß die zweite Betriebsstätte des alten Leerodtshofes von der Familie Brölsch, später von der Familie Brodeßer bewirtschaftet wurde. Da das Anwesen Brölsch<sup>54</sup> sich nordöstlich an den Knodderhof anschloß und der heutige Hof des Landwirtes Jakob Brodesser direkt gegenüberliegt, drängt sich die Vermutung auf, daß wir hier den Ort der anderen Wirtschaftsgebäude des Leerodtschen Gutes vor uns haben.

50 villicus Baronis de Leerodt

51 Brück, a.a.O., S. 85

52 Chronik von Bergheim a. d. Sieg, Bd. III, S. 192

53 Chronik von Bergheim a. d. Sieg, Bd. III, S. 192

54 Köschesch-Haus

Wie dem auch sei, der den von Leerodt verbliebene Teil ging nach dem Tode des Clemens August 1829 durch Erbschaft an den Freiherrn Friedrich Wilhelm Werner von Schorlemer zu Herringhausen über, der eine Enkelin des Ludwig Lambert von Leerodt und der Wilhelmine Sibilla von Wilich geheiratet hatte. Werner von Schorlemers Kinder veräußerten ihren Teil aber schon 1836 an einen Makler Winand Guffanti, der alle Gebäudeteile und Ländereien an die Müllekoverer Bauern weiter verkaufte. So mögen die Häuser in unmittelbarer Nachbarschaft des ehemaligen Allods einschließlich des Bauernhofes der Familie Brodesser in die Hand der Privatleute gekommen sein.

### Eschmarer Straße

Sie ist der alte Verbindungsweg zum Nachbarort Eschmar, der erstmalig 832 zusammen mit Sieglar (marca Lareriorum) als Besitz des Bonner Cassiustiftes Erwähnung findet.<sup>55</sup> 1064 schenkte Erzbischof Anno II. der neu gegründeten Siegburger Benediktinerabtei einen Hof in Eschmar.<sup>56</sup> „1389 erwarb der Abt Pelegrin von Drachenfels den dortigen Beginenhof“<sup>57</sup>, der 1485 dem Ritter Stael von Holstein zu Haus Sülz und 1593 der Familie Leuning zu Honrath gehörte<sup>58</sup>. Ferner finden wir daselbst den abteilichen Propsthof und den Nesselrodeschen Burghof, auch Hohnshof genannt. Aus diesen Gütern entwickelte sich das einzeilige Straßendorf, das dem sanftabfallenden Terrassenrand entlang verläuft.

Da Eschmar pfarrlich zu Sieglar gehörte und auch einen Teil der Sieglarer Zivilgemeinde darstellte, entstanden keine engeren Beziehungen zu Müllekoven. Die Bewohner Müllekovens ließen zwar in der Eschmarer Mühle ihr Getreide mahlen, aber das taten sie als Zwangsware sehr ungern, zumal unter die Zwangsbarkeit auch die Reinigung des Mühlengrabens und der Mühlenteiche zählte. Da sie mehrfach solche Zwangsarbeit ablehnten, mußte sie der Herzog von Berg 1774 unter Strafandrohung von 5 Reichstalern zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen mahnen.

Beide Ortschaften wurden, wie schon berichtet, durch einen mächtigen Bannstein bis zu Beginn der fünfziger Jahre voneinander geschieden. Mit dem Verschwinden des Steins scheinen symbolisch alte Barrieren gefallen zu sein, und die Ortsgrenzen rücken seitdem einander näher.

### Gronastraße

Dieser Straßename geht auf eine alte Flurbezeichnung zurück, die soviel wie „Grüne Aue“ bedeutet. Sie macht uns deutlich, wie schon wenige Meter hinter den Häusern der Dorfstraße die offene Feldmark begann. Die uns bekannten gepflegten Obstgärten gab es früher nicht, einmal weil der große Absatzmarkt fehlte, zum anderen weil man das Obst, besonders das empfindliche Edelobst, nicht konser-

vieren konnte. Nur Äpfel, Birnen und Zwetschgen verstand man, als Dörrobst oder in Essig eingelegt, haltbar zu machen.

Daher nutzte man das anbaufähige Land in Dreifelderwirtschaft zur Erzeugung von Getreide, Kartoffeln, Hülsenfrüchten, Rüben und Klee und anderem Viehfutter.

### Im Türchen

Wie seine Nachbarorte war auch Müllekoven wahrscheinlich ein „Zudorf“, d. h. es war rundum mit einem Zaun, einem Gatter oder einer Hecke umgeben. Die Umzäunung hatte notwendigerweise einige Dorftore, aber auch einige kleinere Nebenöffnungen. Der alte Flurname „Im Türchen“, weist auf einen solchen kleinen Durchgang im Dorfzaun auf der Eschmarer Seite hin.<sup>59</sup>

### Jägerstraße

In diesem Namen ist keine besondere Beziehung zur Ortsgeschichte erkennbar.

### Katharinenstraße

Sie führt am Hof des Peter Brambach vorbei, dessen Mutter, Frau und Tochter den Namen Katharina tragen, der somit seit 3 Generationen der weibliche Leitname der Familie ist. Und als man in Müllekoven auf der Suche nach neuen Straßennamen war, griff man den Vorschlag, den einst unbedeutenden Weg Katharinenstraße zu benennen, gerne auf.

Katharinenstraße wurde ursprünglich auch die heutige Bergheimer Klostergasse genannt, weil sie zum Katharinenkloster führte<sup>60</sup>.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheint die Katharinenverehrung in unseren Orten besonders gepflegt worden zu sein. Die Fischereibruderschaft verehrte die Heilige als ihre Patronin. Schon in der alten Kirche gab es einen Katharinenaltar mit einem Katharinenbild, der im Fischerchörchen stand. 1770 gab Dechant Strunck im alten Bergheimer Kirchenregister an: „In St. Catharina Körgen<sup>61</sup> sitzen auf der Mauer zu Wilhelm Schell, Johannes Grommes, Thönnnes Heintzen, Henrich Heintzen, Thomas Brungs, Peter Brungs“ – also alles Fischerbrüder. Auch in späteren Registern erscheinen die Namen „Schell, Grommes, Engels, Brungs“ als Inhaber der Plätze in diesem Seitenchor. 1791 wird in einer Rechnung der Fischerbrüder aufgeführt<sup>62</sup>: „zu St. Katharina ein

55 Rutt, Sieg und Rhein, S. 85

56 „Ascmere“

57 Delvos, S. 340, und Müller, Siegburgkreis, S. 310

58 Delvos, S. 340

59 Vgl. Brodeßer, Über das Mondorfer Nachbarbuch, im HbIS, Heft 97, S. 104, und Bergheim im Spiegel seiner Straßennamen, in TJH II, S. 64 und 65

60 s. TJH II, S. 81/82

61 = St. Katharina-Chörchen, das sich wahrscheinlich links neben dem auf der Westseite stehenden Turm befand

62 Gronewald, Geschichte und Satzungen der Bergheimer Fischerei-Bruderschaft zu Bergheim an der Sieg, 2. Auflage, Siegburg 1962, S. 28

gesatz Kerzen gekauft. Kosten 1 Rthg 36 stbr.“. Der Katharinentag, der 25. November, wurde von der Bruderschaft festlich begangen. „Im Jahre 1843 wurde der Beschluß gefaßt, daß jeder Fischerbruder unter Strafe verpflichtet ist, am Tage der Schutzpatronin sich jeder knechtlichen Arbeit zu enthalten und an dem Festgottesdienste teilzunehmen. Dieser besteht aus einem Hochamte mit Predigt und der Vesper“.<sup>63</sup> Am Nachmittag dieses Tages traf sich der Vorstand zu seiner Sitzung im Stammlokal. 1860 verlegte man sogar das altüberkommene Hauptgeding vom Dreikönigstag auf den 25. November.<sup>64</sup>

Damit wurde der Katharinentag zu einem wahren Festtag. Bei einer Flasche Wein und dem Fischerbrot, das mit Pfeffer und Salz verzehrt wurde, fanden die Beratungen statt. Danach blieb man zur gemütlichen Unterhaltung zusammen.

Als 1869–1872 die neue Kirche gebaut wurde, verschwand zwar das alte Fischerhörchen, aber die Fischerbrüder glaubten sich verpflichtet, in Fortsetzung einer alten Tradition für ihren Fischeraltar zu sorgen, für dessen Erhaltung sie zunächst 44 Taler ausgaben. Wenige Jahre später, 1877, besorgten sie einen neuen, neugotischen Fischeraltar zu der für die damalige Zeit beachtlichen Summe von 1140 Mark. Diesen statteten sie in den folgenden Jahren mit allem Zubehör aus, mit Altartüchern, -tafeln, -leuchtern und Fahnen. Sogar an das Fenster am Fischeraltar wurde gedacht und schließlich 1906 die Statue der heiligen Katharina für 350 Mark angeschafft.

1912 wurde der Katharinentag besonders großartig begangen: Man feierte das 925jährige Bestehen der Fischereibruderschaft, ein glänzendes Fest, das den Bergheimern und Müllekovenern lange lebendig in Erinnerung blieb.

Aber trotz der begeisterten Katharinenverehrung, die u. a. auch darin ihren Ausdruck fand, daß die Müllekovener ihre eigene Katharinenstraße bekommen haben, ließen Zweifler ihre Stimme vernehmen, ob das Wirken der Heiligen nicht dem Reich frommer Phantasie entsprungen sei, ob sie überhaupt gelebt habe. Und der Streit um ihre Existenz scheint noch nicht abgeschlossen. Heute gilt ihre geschichtliche Persönlichkeit als nicht faßbar.<sup>65</sup>

Und sicher ist ihre Lebensbeschreibung Legende. Sicher ist aber auch, daß sie bereits im 8. Jahrhundert in Rom verehrt wurde. Dies beweist ein Fresko in der Katakomba der heiligen Cyriaca das ausdrücklich die Beischrift „sancta Catharina“ trägt. Mit den Kreuzzügen gelangte die Katharinenverehrung auch zu uns in die Rheinlande. Als eine der 14 Nothelfer wurde sie eine der bedeutendsten Heiligen gestalten des ausgehenden Mittelalters und von den Philosophen, der studierenden Jugend, den Notaren, Rechtsgelehrten, Rednern, Buchdruckern, Friseuren,

Gerbern, Müllern, Seilern, Spinnerinnen, Tuchhändlern, Webern und Wagenmachern zur Patronin erkoren. In vielen Kirchen finden wir ihr Bild oder ihre Statue. Sie gilt in mehreren Pfarreien unseres Rhein-Sieg-Kreises als Pfarrpatronin, so auch in Blankenberg an der Sieg, das sich rühmen darf, seit 1248 das älteste deutsche Pfarrpatrozinium der heiligen Katharina zu besitzen.<sup>66</sup> Auf der Südwand des Langhauses wurde dort in kostbaren Fresken der Frühgotik ein ganzer Zyklus der Katharinenlegende dargestellt, von dem leider nur das Schlußbild erhalten blieb:

Gegen Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts in der Alexanderstadt Ägyptens, einem der geistigen Brennpunkte der Welt, aufgewachsen, widmete sie sich intensiven Studien und wurde durch ihre Gelehrsamkeit weitbekannt und hochgerühmt. Mit dem Christentum bekannt geworden, zog sie sich aus der betriebsamen Welt zurück, wies alle Freier ab, verschenkte ihr Hab und Gut an die Armen und diente fortan ihren Mitmenschen durch einfache karitative Arbeit. In dieser Zeit erließ der Cäsar des Ostens, Maximus Daja, ein glühender Christenhasser, den Befehl, daß alle Bewohner Alexandriens an den öffentlichen Götzenopfern teilnehmen mußten. Als ersten der sich weigernden Christen ließ er den Bischof hinrichten, in der Hoffnung, die Christen dadurch einzuschüchtern. Katharina stellte sich dem Tyrannen, nicht um Gnade zu erbitten, sondern um gleichsam im Gegenangriff ihn zum Christentum zu bekehren. Dem Cäsar imponierte ihr mutiges Auftreten, und er ließ sie nicht etwa hinrichten, sondern stellte sie 50 heidnischen Philosophen zu einem Streitgespräch gegenüber. Der Fall wurde zur Sensation. Katharina überzeugte die 50 bekannten Rhetoriker, die, von ihrer Weisheit bezwungen, als Konsequenz sich zum Christentum bekehrten. Der Kaiser ließ sie sofort in den Kalköfen verbrennen. In ohnmächtiger Wut warf er Katharina ins Gefängnis, wo sie 12 Tage gezeißelt wurde, dann sollte sie durch ein mit Messern besetztes Rad zerfetzt werden. Als das Teufelswerkzeug in Gang gesetzt wurde, brachen die Speichen. Da nahm ihr der Henker mit dem Schwert das Leben. Engel kamen und brachten ihren Leichnam auf den Berg Sinai.

63 Gronewald, ebenda

64 Gronewald, ebenda

65 Die Kirche feiert noch heute ihr Fest am 25. November. In „Gedächtnis der Heiligen – Ausgewählte Studientexte für die Meßfeiern zu Ehren der Heiligen“, Freiburg, 1972, einem Werk, das für den amtlichen Gebrauch bei der täglichen Meßgestaltung bestimmt ist, heißt es zur Katharinenverehrung auf S. 248: „Die historische Persönlichkeit ist nicht faßbar. Die ersten abendländischen Spuren ihrer schon früher im Osten entstandenen Verehrung stammen aus dem 8. Jh. (Rom, Frankenreich, Neapel). Seit dem Hochmittelalter breitete sich der Kult über das ganze Abendland aus . . . Wegen der in der Legende berichteten Weisheit ist sie die Patronin der Theologen. Dargestellt wird sie mit Rad (Martyrium nach der Legende) und Buch.“ Berühmte Universitäten wie die Sorbonne in Paris scheuen sich nicht, sie noch immer als ihre Patronin zu verehren.

66 F. Mühlberg, Rheinische Kunststätten, „Blankenberg“; Neuß, 1958, S. 11

So sah ein unkritisches und wundergläubiges Mittelalter ihr Leben und Sterben.

Frommer Glaube und Lust am Fabulieren haben sicher den echten Stamm der geschichtlichen Tatsachen mit viel unechten Ranken des Legendären umgeben, so daß wir heute beides nicht mehr zu sondieren vermögen. Aber in unserer zu nüchternen und zu berechnenden Zeit sind wir leicht geneigt, nicht restlos gesicherte Traditionen gänzlich in das Reich der Fabel zu verweisen und samt und sonders wegzuzerfen.

Auch die Bergheimer Fischer haben ihre Patronin fallen lassen, weil sie glauben, daß das Patronat der heiligen Katharina nicht in die Gründungszeit zurückreicht. Und in der Tat ist uns keine sichere Kunde von der Schutzheiligen aus einer Zeit vor mehr als 250 Jahren überkommen. So ist verständlich, daß die Gedinge der Bruderschaft wieder auf die ursprünglichen Tage umgestellt wurden.

Solange nun die Diskussion um das Patrozinium der Bergheimer Fischereibruderschaft noch nicht abgeschlossen ist, sind wir froh, wenigstens im Müllekovener Straßennamen „Katharinenstraße“ eine Erinnerung an die Tradition der letzten 2 Jahrhunderte zu haben.

### Krähenweg

Es ist wohl dem echten rheinischen Humor zuzuschreiben, daß unsere Dorfbewohner sich selbst und ihre Nachbarorte mit Spitznamen belegten. So wurden die Müllekovener Nachbarn die „Krähen“ genannt, und sie waren humorvoll genug, in einer Zeit, in der die Mundart auszusterben beginnt und mit ihr mancher heimische Brauch, manche alte Gepflogenheit und manch überkommenes Gedanken- gut, ihren Beinamen in einem Straßennamen festzuhalten.

Solche Spitznamen kommen nicht von ungefähr. Sie erklären oft treffend ortsbezogene Eigenarten. Und das waren – und sind es in bescheidenem Maße heute noch – die riesigen Schwärme der Saatkrähen, die abends aus dem offenen Feld in die Siegniederung flogen und dort in den Pappeln, Weiden und vor allem den Eichen übernachteten und frühmorgens wieder Müllekoven überflogen, um erneut ihren Schaden in den Feldern zu verrichten.

Die Krähen waren zeitweise eine wahre Plage: Sie kamen zu Tausenden und vernichteten im Frühjahr die junge Saat, indem sie die ausgestreuten Getreidekörner aus dem bestellten Boden holten oder das keimende Saatgut auszupften oder auch das junge Getreide verzehrten. Sie nisteten in den Bäumen des wiesenbestandenen Auwaldes und verdarben dort durch die beim Nestbau herabfallenden Ästchen und ihren Kot das Heugras.

Es ist noch in unseren Tagen ein eigenartiges Schauspiel, wenn im Abenddämmern die Bäume unserer Niederung, schwarz von den Rabenvögeln besetzt,

in geradezu gespenstischer Gestalt da stehen oder wenn ein riesiger Schwarm, der den Ort mit unheimlichem Rauschen überfliegt, den Himmel fast verdunkelt.

Die Nistplätze der Krähen fielen auch Ortsfremden sofort ins Auge. Als die Franzosen 1812 zu militärischen Zwecken den Siegmündungsbereich kartierten, bezeichneten sie ein an der Sieg gelegenes Gehölz mit „le Bois des corbeaux“<sup>67</sup> und dokumentierten damit ungewollt und unbewußt in treffender Weise oben beschriebene Müllekovener Besonderheit.

Die Müllekovener selbst bezeichnen sich beim lustigen Treiben des Karnevals schmunzelnd als „de löstige Kröh“.

### Lambertusstraße

Sie erinnert uns an den Patron der Bergheimer Pfarrei, zu der die selbständige Honschaft Müllekoven seit eh und je gehörte<sup>68</sup>.

Lambertus lebte und wirkte im ausgehenden 7. Jahrhundert. Wahrscheinlich wurde er 635 in Maastricht als Sohn einer alteingessenen germanischen Adelsfamilie der Niederlande geboren. Er hatte das für die damalige Zeit seltene Glück in seiner Heimatstadt eine Domschule vorzufinden und in sie auch aufgenommen zu werden.

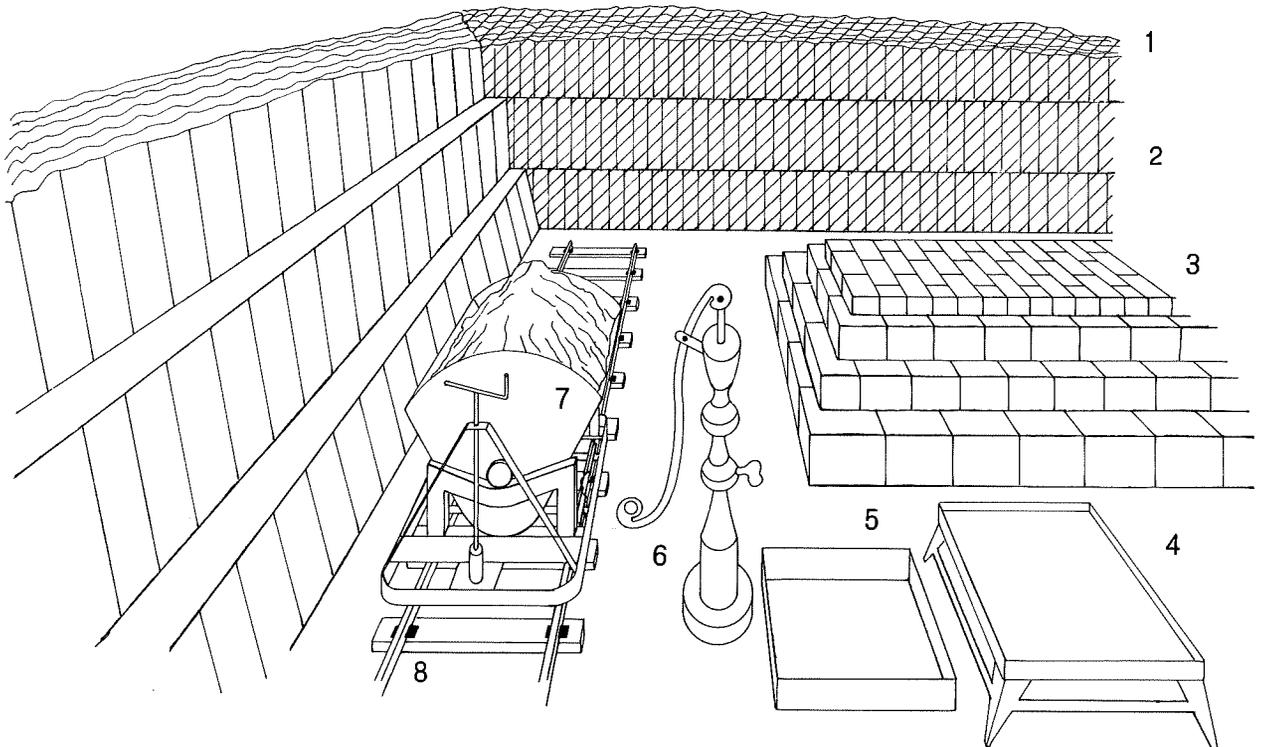
Nach Abschluß des Studiums empfing er die Priesterweihe und wurde sogleich von Bischof Theodard an der Domkirche mit wichtigen bischöflichen Verwaltungsarbeiten betraut. In dieser politisch recht unruhigen Zeit, in der die fränkischen Großen zwar das Christentum annahmen, aber herzlich wenig danach lebten, drohte die Kirche als Spielball der sich streitenden Parteien und der mächtigen Grundherren mißbraucht zu werden. Immer wieder wurde sie ausgeplündert, um für die unseligen machtpolitischen Kämpfe das notwendige Geld zu liefern oder auch einfach zur Bereicherung der Herren zu dienen. Bischof Theodard legte Klage bei König Childerich II. ein und wurde dafür von seinen Gegnern ermordet. Lambertus, vertraut mit der Amtsführung des Bistums Maastricht und beliebt beim Volke, wurde zu seinem Nachfolger erwählt und trat damit ein schweres Erbe an. Als Hüter des Rechtes und als Schützer der Armen und Bedrängten, erwarb er sich sofort eine Schar von Feinden, denen es bald gelang, den Bischof zu vertreiben. Sieben Jahre verbrachte er im Exil. Erst als sein Hauptgegner, Ebroin, ein rachsüchtiger Ränkeschmied am königlichen Hofe, nicht mehr lebte – er war von seinesgleichen ermordet worden – kehrte Lambertus nach Maastricht zurück und trieb mit heiligem Eifer seine Seelsorge, sogar weit über die Grenzen seines Bistums hinaus, indem er zeitweise als Missionsbischof in den germanischen Nachbargauen unterwegs war. In Maastricht

<sup>67</sup> = Krähenwald

<sup>68</sup> Über die Pfarrgeschichte wurde bereits im TJH II, S. 85 kurz berichtet

mußte er sich gegen Dodo wehren, einen einflußreichen Günstling des merowingischen Königshauses, der als machtgeriger und besitzsüchtiger fränkischer Große nach dem Eigentum der anderen griff und auch die Bischofskirche zu berauben suchte, und als Lambertus auch noch offen gegen die Laster des Königshauses Stellung nahm und gegen den fränkischen Hausmeier auftrat und ihn seines ehebrecherischen Lebenswandels rügte, erwarb er sich

Die Verwendung des Lehm zur Ziegelherstellung ist keine Erfindung der Neuzeit. Schon die alten Ägypter und Mesopotamier formten aus dem Überflutungslehm ihrer Flüsse Ziegelsteine, ließen sie in der Sonne hart werden und verwandten sie so für ihre Tempeltürme und Herrscherpaläste. Später brannte man die luftgetrockneten Lehmstücke im Feuer, ja man verstand es, sie sogar mit einer bunten Glasur zu versehen.



neue Feinde. Sein Mörder wurde gedungen, der ihm am 17. September 705 bei Lüttich auflauerte und mit einer Lanze erstach. Das Volk ehrte den aufrechten Heiligen und erwählte ihn vielerorts zum Patron. Und als in der folgenden karolingischen Zeit die Bergheim-Müllekovener Pfarre entstand, erwarb auch sie das Patrozinium des heiligen Lambertus.

### Lehmkuhler Straße

Sie führt an einer der vielen alten Ziegellöcher vorbei.

Der Lehm der Niederterrasse hat schon immer seine große Bedeutung als Baumaterial gehabt. Er diente zunächst zum Füllen der Gefache unserer Fachwerkbauten.<sup>69</sup>

Dazu mußten die großen Herrenhöfe den Müllekovener Nachbarn zur Deckung ihres Eigenbedarfs unentgeltlich eine „Lehmkuhle“ zur Verfügung stellen<sup>70</sup>.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurde für unsere Ortschaften die Ziegelbrennerei von Bedeutung.

76 Schematisierte Darstellung des Lehmabbaus und der Ziegelherstellung. 1 Mutterboden, 2 Hochflutlehm, 3 Meiler, 4 Formtisch, 5 Knetbottich, 6 Pumpe, 7 beladene Lore, 8 Feldbahn.

Auch das rheinische Mittelalter kannte die Ziegelbereitung. Sie galt, besonders am Niederrhein und in der Kölner Bucht, in Gebieten also, wo der Naturstein fehlt, als lohnendes bäuerliches Nebengewerbe, auf das ein Zehnt zu entrichten war.<sup>71</sup> Besonders Burgen und größere befestigte Wohnanlagen verlangten nach brauchbarem Steinmaterial.

„Der eigene Bedarf der Städte veranlaßte in der Niederung seit Anfang des 14. Jahrhunderts vielfach die Gründung von kommunalen Ziegeleien.“<sup>72</sup>

Das Brennen von geformten Lehm- oder Tonstücken, die infolge ihres Eisengehaltes in der Regel eine

69 TJH II, S. 68

70 Vgl. TJH III, S. 115

71 Zitzen, Scholle und Strom, Bonn, 1948, S. 67

72 Zitzen, ebda, S. 68

rote Farbe erhielten, erfolgte meist in sogenannten Feldziegeleien unter freiem Himmel. An Ort und Stelle wurde unser Hochflutlehm zur Gewinnung von Ziegelerde abgebaut, aufgeweicht und geformt. Zuweilen stand auch eine sogenannte Ziegelscheune zur Verfügung, d. h. ein Arbeitsraum, in dem das Ziegelstreichen stattfand:

Mit letzterem wird das Formen der breiigen Masse von Hand in hölzerne oder eiserne Formbehälter bezeichnet. Die maßgeformten rechteckigen Stücke wurden danach in lockerem Verband bei festem Wetter draußen und bei unsicherem Wetter im Trockenschuppen aufgestellt. Waren sie luftgetrocknet, konnte man zum Brand schreiten. Bei unseren nur vorübergehend betriebenen Feldziegeleien legte man dazu Meiler an, die zunächst nur mit Holz beheizt wurden. Nach Abschluß der Brenndauer wurde der Meiler geräumt und wurden die Feldbrandziegel sortiert.

Neben den guten Steinen gab es auch eine Menge „bleicher Steine“, eine mindere Ware, die nicht genügend von der Meilerhitze mitbekommen hatte und darum leicht verwitterte und Feuchtigkeit zog. Der Bleichbrand wurde für wenige Groschen verscheuert. Die geborstenen und unansehnlichen Brocken wie anderer Abfall wurden auf einer Schutthalde abgelagert. Neben diesem „Feldbrand“ sind seltener Feldziegelöfen bekannt. Sie wurden nur dort errichtet, wo man auf Dauer die Ziegelei betrieb. Als etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Kohle bei uns verstärkt in Gebrauch kam, erlebte die Ziegelbäckerei unter Verwendung dieses neuen hochwertigen Heizmaterials einen besonderen Aufschwung. Vielerorts gab man die alte Bauweise des rheinischen Fachwerkes auf und baute mit Backsteinen, zunächst die öffentlichen Bauten, Schulen, Rathäuser, Verwaltungsgebäude und Kirchen und wer begütert war, errichtete auch Geschäftshäuser und Wohnbauten im neuen Baustil.

Der erhöhte Bedarf forderte mehr Arbeitskräfte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen daher zahlreiche Wallonen aus der Lütticher Gegend als Ziegelbäcker in die Rheinlande, die den Sommer über blieben, ihre „Lütticher Meiler“ betrieben und gegen Winter wieder nach Hause zurückkehrten. Diese Saisonarbeiter wurden auch „Ziegelgänger“ genannt.<sup>73</sup>

Ab 1860 verdrängten die rheinischen Ringofenziegeleien mit fabrikmäßiger Produktion an einem festen Standort die vielen Feldziegeleien. Sie entstanden bei uns bei Schwarzrhindorf, bei Niederpleis und anderen Orten des Pleistales. Dennoch wurden 1861 im landwirtschaftlichen Nebenerwerb 848 Betriebe gezählt, und 1907 waren es noch 512, die etwa zur Hälfte von bäuerlichen Kleinbetrieben unter 5 ha gehalten wurden.

In unseren Dörfern verraten noch viele Mulden innerhalb und außerhalb der Ortskerne den regen Ziegeleibetrieb.

Da die Lehmdecke bis auf den Kies abgetragen wurde, konnte man viele Ziegellöcher anschließend gut als Sand- bzw. Kiesgrube benutzen. Heute sind die meisten von ihnen bereits wieder mit Müll verfüllt und eingeebnet.

Wie es um 1900 im einzelnen in unseren Ziegeleien zugeht und aussah, wissen sich noch die Älteren unter uns zu erinnern. Darum möchte ich hier versuchen, ein kurzes Bild der Arbeit im Ziegelfeld zu zeichnen.<sup>74</sup>

Über einen holperigen, mit Ziegelbruchstücken befestigten, steilen Zuweg betreten wir die etwa 3 m tiefe Ziegelgrube. Auf einer Fläche von etwa 40x60 m ist der Lehm bereits bis auf den Kiesuntergrund abgebaut und verarbeitet. Am Ende der Grube ist die Muttererde abgeräumt; dort wird der reine Lehm mit dem Spaten gestochen und auf Loren verladen. Eine Feldbahn führt ihn zum eigentlichen Verarbeitungsplatz. Hier wird er in rechteckige Holzbütten umgefüllt, die neben der Pumpe stehen. Denn nun muß der Lehm zunächst geweicht und dann geknetet werden. Diese Arbeit besorgen die „Lehmträtscher“. Bis zu den Knien stehen sie in der breiigen Masse und bearbeiten das Material, wie früher auch die Bäcker den Brotteig, mit ihren bloßen Füßen. Ist der Lehm ausreichend durchknetet, wird er in die Form gegeben, d. h. der Former nimmt einen entsprechend großen Klumpen und schmeißt ihn in einen hölzernen, innen mit Blech verkleideten Rahmen von 24 cm lichter Länge, 12 cm lichter Breite und 6 cm Höhe. Das Formen geschieht auf dem Formtisch, einer etwa 1,50 x 1,20 m großen, dicken Holzplatte, die mit einem niedrigen Bord umgeben ist. Die Form wird nach dem Füllen noch einmal kräftig aufgestoßen, damit der Lehm sich auch gleichmäßig verteilt. Dann schneidet der Ziegelbäcker die oben überstehende Lehmkuppe mit einem Drahtbügel ab. Die Schnittfläche wird noch einmal mit einigen Tropfen Wasser besprengt und mit einem Eisen abgezogen.

Mit einem Schwung wird die Form gewendet. Die andere Seite wird dann ebenso geglättet. Danach hebt der Former die Rahmenform an und der geformte, nasse Lehmziegel rutscht heraus.

Mit zwei Brettchen wird er aufgenommen und zum Trocknen so abgestellt, daß durch die fingerdicken Abstände die Zugluft das verdunstende Wasser mitnimmt. 20–30 Tage (?) – je nach Witterung – bleiben

<sup>73</sup> Zitzen, S. 68

<sup>74</sup> An dieser Stelle sei Herrn Michael Umschlag, Bergheim, für seine Auskünfte und Hilfen herzlich gedankt.



Nach dieser Urkunde verleiht Kaiser Otto III. am 17. 1. 987 zu Andernach dem von Megingoz und dessen Gemahlin Gerbirga gestifteten Frauenkloster Vilich Immunität nach dem Vorbild der kurz zuvor gegründeten Klöster Quedlingburg, Gandersheim und Essen:

In nomine sanctae et individuae trinitatis. Otto divinae largitatis munere rex. Omnis fidelium nostrorum cuiuscunque conditionis cetus quocumque locorum situs. pro maioris auctoritatis causa cognoscat. qualiter quidam nobilis vir nomine megingoz cum religiosa coniuge sua gerbirga nostram presentiam adierunt. et quoddam monasterium quod de proprio patrimonio suo. pro deterne vite premio. et memoria sui in isto seculo. iam prius pii patris nostri ottonis imperatoris

77 Bestätigungsurkunde des Vilicher Klosters durch Otto III. von 987

augusti auctoritatis consensu in loco qui uilike dicitur construxerunt. in nostras manus tradiderunt rogantes. pro illius loce stabilitate et defensione de omni seculari servitio illud nostra regali potentia liberari ac muniri. quorum piis petitionibus assentientes. et consilium carissime nostrae genitricis theophanu imperatricis auguste. et principum nostrorum complurium. vuilligisi uidelicet sanctae magostiacensis aeclesie archiepiscopi. ac gisilharii magdaburgensis aeclesie archiepiscopi. hildibaldi sanctae vuormacensis aeclesie episcopi. notakarii sanctae loedicensis aeclesie

episcopi. et adalberonis sanctae vuirduensis aeclie episcopi. henrici. cunonis. thietdrici. ducum. et aliorum plurimorum comitum ac indicum imitantes. ad legem et ad regularem ordinem ceterorum monasteriorum in nostro regno degentium. scilicet quidilingeburg. ganderesheim. asnithe. libertatem dedimus. et ab omni inquietudine secularis districtiois iugo absoluimus, ea ratione ut nullus episcopus. comes. iudex. aut aduocatus in exequendis causis. idem aut illius loci seruos stringere uel aliquod seruitium inde exigere. aut placitum in memorate aeclie prediis agere. aliquam potestatem habeant. nisi que diuina sunt. et quantum ipsius loci abbatisse placeat. et ut sorores sancte congregationis inibi deo militantes. in futura tempora in libero arbitrio habeant. quem aduocatum. et quam abbatissam inter se eligant. maxime si in illius boni uiri et matrone supradicte. quorum bona uoluntate ille locus diuino mancipatur seruitio parentela. ad id officium idonea inueniantur. sin autem alias queratur. et ut haec nostre donationis libertas firma stabilisque permaneat. hoc priuilegium inde conscriptum nostri sigilli impressione iussimus propria subternotando manu corroborari.

Signum domni otonis inuictissimi regis. hildebaldus episcopus et cancellarius uice uilligisi archiecapellani notauit. Data XV. kal. februarii. anno dominice incarnationis DCCCCLXXXVII. indictione XV anno autem tercii ottonis regnantis. IIII actum andernacha in christo feliciter amen.

Übersetzung der Urkunde, wörtlich nach Müller, Siegreis, Bd. 2, Anhang XX – XXIII:

„Im Namen der heiligen und ungetheilten Dreifaltigkeit. Otto von Gottes Gnaden König. Allen unsern Getreuen jeglichen Standes und jeglichen Ortes sei zu größerer Bestätigung bekannt, wie ein Edler namens Megingoz nebst seiner frommen Gemahlin Gerbirga vor uns erschienen und ein Kloster, so sie aus eigenem Vermögen und der ewigen Seligkeit und ihres Andenkens in dieser Zeit willen schon früher mit

Zustimmung unseres frommen Vaters Otto, römischen Kaisers, an einem Orte Villich genannt erbaut hatten, uns mit der Bitte übergeben haben, es zur festen Beständigkeit und Vertheidigung von aller weltlichen Knechtschaft durch unsere königliche Macht zu befreien und zu sichern. Ihrem frommen Wunsche nachkommend und dem Rathe unserer theuersten Mutter der Kaiserin Theophanu und unserer meisten Fürsten, nämlich des Erzbischofs Willigis von Mainz und des Erzbischofs Gisilhar von Magdeburg, des Bischofs Hildebald von Worms, des Bischofs Notakar von Lütlich, des Bischofs Adalber von Verdün, der Herzoge Heinrich, Kuno, Dietrich; und mehrerer anderer Grafen und Richter folgend, haben wir ihm nach dem Gesetze und der Regel der übrigen Klöster in unserm Reiche, nämlich Quedlinburg, Gandersheim und Essen Freiheit verliehen und es von aller Last der weltlichen Herrschaft befreit, so zwar, daß kein Bischof, Graf, Richter oder Vogt in Ausübung der Gerichtsbarkeit es oder seine Hörigen anhalten oder einen Dienst von ihnen fordern oder ein Geding auf den Gütern der gedachten Kirche abzuhalten Macht haben soll, als nur was göttlichen Rechtes ist und insofern es der Aebtissin dieses Ortes gefallen mag; und daß die Schwestern der dort Gott dienenden heil. Genossenschaft auf zukünftige Zeiten volle Freiheit haben, einen Vogt oder Aebtissin unter sich zu wählen, besonders wenn der Schutz jenes guten Mannes und der obengenannten Frau, durch deren frommen Willen dieser Ort dem göttlichen Dienste geweiht ist, dazu passend gefunden wird, wenn nicht, so möge man anderswo solchen suchen. Und damit diese unsere freie Schenkung fest und unverbrüchlich verbleiben; haben wir dieses Priuilegium aufschreiben, mit unserem Siegel versehen und mit unserer eigenen Hand unterschreiben lassen.

Zeichen des Herrn Otto des unbesiegtten Königs. Hildebald Bischof und Kanzler statt des Erzkaplans Willigis. Gegeben 17. Januar 987, in der 15 Römer Zinszahl, im 4. Jahre der Königswürde Otto's III. Geschehen zu Andernach in Christo. Amen.“

sie so stehen. Dann sind sie lufttrocken und müssen nun zum Meiler gesetzt werden.

Dazu sind in der Erde 20 cm breite, 36 cm tiefe und bis 10 m lange Gräben, immer je vier in 6 cm Abstand angelegt, dazwischen liegt jeweils ein Arbeitsraum von etwa 1 m.

Diese werden zuerst mit Kohlengrieß verfüllt, d. h. körnige Kohle wird mit feuchtem Lehm vermischt und in einer solchen Menge in die Gräben geschichtet, wie zum späteren Brand nötig ist. Eine Nachfüllung ist während des Brandes nicht mehr möglich. Quer über diese „Kanäle“ werden nun die lufttrockenen Ziegel gestellt, schichtweise versetzt, sich nach oben

abdachend. Die oberste Schicht erhält eine Lehmabdeckung, damit keine Hitze verloren geht. So entstehen mehrere mannshohe Blöcke mit 1 m Abstand, gemäß den Zwischenräumen als „Arbeitsgang“.

Wenn der Meiler steht, wird das Brandmaterial auf den Köpfen, d. h., an den Kanalenden, angezündet. Der Kohlengrieß brennt nun von außen nach innen langsam ab und muß die notwendige „Backhitze“ liefern. Mehrere Tage dauert der Brennvorvorgang, der in diesem Stadium nicht mehr beeinflußt werden kann. Der Ziegelbäcker kann nur noch warten, bis aller Kohlengrieß verbrannt und in weiteren 1–2 Tagen der Meiler abgekühlt ist. Dann werden die fertigen Steine sofort auf Karren geladen und zur

Baustelle abtransportiert. Minderwertige Steine, d. h. die Stücke der äußeren Schicht, die zu wenig gebacken und daher bleich geblieben, aber auch Steine der untersten Schicht, die von der zu starken Hitze blau verbrannt und geborsten sind, werden beiseite geschafft, vielleicht auch als Straßenschotter verwandt.

Unsere Feldziegeleien waren sehr von der Witterung abhängig. Nur den Sommer über konnte gearbeitet werden. Die Zeit reichte, vor allem bei ungünstiger Witterung, manchmal nur zur Herstellung von Ziegelmaterial für zwei Häuser. Mit Eintritt des wetterunsicheren Herbstes lagen die Ziegeleien verlassen da. Im Sommer 1897 hat auf oben beschriebene Weise die Familie Schuhmacher neben der heutigen Lehmkuhler Straße in ihrer eigenen Feldziegelei die Ziegelsteine für ihr Wohnhaus hergestellt, das noch im selben Jahr gebaut wurde.

Dort steht es noch heute, hart an der Straße, und trägt in einer Oberschwelle die Jahreszahl seines Entstehens, an das sich die alte Frau Gasper aus der Bergheimer Wirtschaft, eine geborene Schuhmacher, noch lebhaft erinnern kann.

Nach 1900, vor allem in der Notzeit des 1. Weltkrieges, erlosch das Gewerbe der Ziegelbäcker. Ein neues Baumaterial, der leichtere und viel trockenere Schwemmstein, aus Eifelbims und Eifelkalk hergestellt, verdrängte den schweren, oft feuchten Lehmziegel. Daher verkauften die Schumachers im Jahre 1919 Grube und Haus an die Familie Weis.

Ein altes Handwerk war ausgestorben.

### Rheindorfer Straße

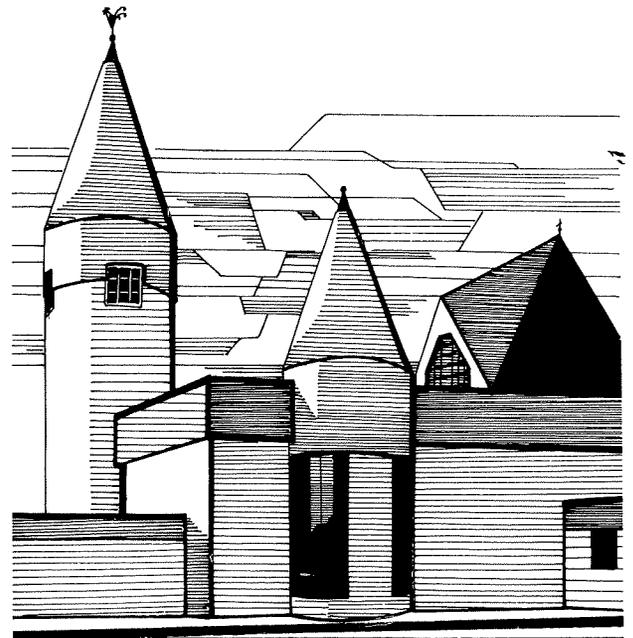
Sie führt als westliche Verlängerung der Lambertusstraße über den Kirvelberg in die Niederung hinunter und erreicht genau dort den Siegdeich. Über den Damm ist in wenigen Minuten die Bergheimer Fähre erreichbar, und von dort ist es bis Schwarzherrndorf nicht mehr weit. Wenn z. Z. dieser Weg nur für Fußgänger, Radfahrer und Motorradfahrer offen und als kürzeste Verbindung nach Beuel und Bonn nutzbar ist, so wird sich in nächster Zeit mit dem Bau der Siegbrücke die Verkehrssituation grundlegend ändern.

Als früher – vor 1777 – die Sieg an Müllekovon vorbeifloß, wurde der Fluß in Höhe des „Bildstöckchens“ von einer Furt überquert. Für die Fußgänger stand auch eine Fähre bereit.

Auf der anderen Siegseite führte das Wegenetz nach Geislar, Vilich und Rheindorf.

Schwarzherrndorf entstand an einem Ort, wohin vom römischen Kastell im nördlichen Bereich des heutigen Bonn eine Fähre übersetzte. Von hier verlief eine Fernstraße ins Hinterland der Sieg. Daher war noch zur spätkarolingischen Zeit diese Fährstelle befestigungswert.

Der hier befindliche Herrenhof wurde wahrscheinlich gegen 1100 von den Grafen von Wied erworben. Jedenfalls baute dort, auf dem Hochufer des Rheines, der Kölner Erzbischof Arnold von Wied um 1150 die berühmte Doppelkapelle, die vor allem durch ihre Fresken bekannt geworden ist. Zwischen 1156 und 1172 gründete nach seinem Tode seine Schwester Hedwig, die Äbtissin der Benediktinerklöster zu Essen und Geresheim, in Rheindorf ebenso ein Frauenkloster mit der Regel des hl. Benedikt, erweiterte zu diesem Zweck die Kapelle und ließ die notwendigen Klostergebäude errichten. Nach der schwarzen Ordenstracht der Benediktinerinnen er-



78

St. Adelheid, Müllekovon

hielt der sich nun im Schutz des Klosters entwickelnde Ort den Namen *Schwarz-Rheindorf* zur Unterscheidung des gegenüberliegenden *Grau-Rheindorf* mit einem Kloster der in Grau gekleideten Zisterzienserinnen.

Im Spätmittelalter wurde das Kloster in ein freiweltliches Damenstift umgewandelt und 1803 säkularisiert. Die Gebäude mußten das Schicksal anderer kirchlicher Bauten teilen. Sie wurden abgerissen oder als Stallungen und Scheune verwandt. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Einsicht mit der althehrwürdigen Kirche und machte sie dem Gottesdienst wieder zugänglich. Um 1900 wurde eine gründliche Renovierung durchgeführt. Heute sieht man in der Schwarzherrndorfer Doppelkirche eine Perle romanischer Architektur und in ihren Fresken ein Musterbeispiel romanischer Wandmalerei.

### Sankt-Adelheid-Straße

Sie wurde nach der Patronin der Müllekovener Kirche benannt.

In den letzten Jahrzehnten war in Müllekoven wiederholt der Wunsch nach einer eigenen Kirche geäußert worden. Und am Martinsabend des Jahres 1950 fand nach dem Martinszug im Gasthof Schuhmacher (heute Reuter) eine Dorfversammlung statt, die sich zum Ziele setzte, einen Kirchenbau in Müllekoven einzuleiten. Man gründete dazu einen Kirchbauverein, dessen 1. Vorsitzender Peter Brambach wurde, der nach einigen Jahren aus Gesundheitsgründen sein Amt an den Schriftführer und Kassierer Josef Dumm weitergab. Eine Woche nach der Gründungsversammlung wurde eine erste Sammlung durchgeführt, deren Ergebnis von nahezu 1000,- DM den Vorstand ermutigte, jeden Monat eine Hausammlung abzuhalten. Daneben brachten mehrere Theaterabende unter der Leitung des Müllekovener Lehrerkollegiums (Fr. Bröhl, Herr Baumann und Herr Peters), unter Mitwirkung aller Schulkinder und der Ortsvereine viele Tausend Mark ein. So konnte am 23. 2. 1956 durch den Kirchenvorstand der Bergheimer Pfarre St. Lambertus, zu der Müllekoven gehört, der endgültige Beschluß eines Kirchenneubaus in Müllekoven zustande kommen. Die Planungen begannen, der Standort wurde festgelegt, der Architekt Prof. Gottfried Böhm entwarf den Bauplan, und am 25. 6. 1959 wurde der Vorentwurf der jetzigen Kirche genehmigt. Es folgte am 11. 3. 1960 die Hauptgenehmigung des Generalvikariates, und im Mai 1962 konnte der erste Spatenstich ausgehoben werden. Die Bauarbeiten wurden durch die Firma Peter Billen, Bergheim, zügig begonnen, und am 30. 9. 1962 wurde unter Pfarrer Heinrich Messerschmidt durch Dechant Heuser der Grundstein gelegt. Zur Freude aller Müllekovener wuchs der Bau rasch heran. Aber es dauerte noch 2 Jahre, bis die letzten Arbeiten abgeschlossen werden konnten. Am 15. 11. 1964 fand die Benediktion des neuen Gotteshauses durch Prälat J. Schlafke statt, an die sich der erste Gottesdienst anschloß. Und am 11. 2. 1967 wurde dann endlich die Kirche durch Weihbischof Frotz konsekriert.<sup>75</sup>

Bei der Suche nach einer Kirchenpatronin fiel die Wahl auf St. Adelheid von Vilich.

Müllekoven, am Hochufer der alten Sieg gelegen, blickt über die Niederung zum Sitz der Heiligen, dem ehemaligen Kloster Vilich, mit dem die Geschichte der Bergheimer Fischer eng verknüpft ist. Es traf sich, daß gerade im Jahre 1966 der langwierige Heiligsprechungsprozeß abgeschlossen wurde, in dem übrigens zu Beginn unseres Jahrhunderts als ältester Vertreter der Laien der 1829 geborene Müllekovener Peter Engels, Landwirt und Fischerbruder, seine Aussage über die ununterbrochene Verehrung der heiligen Adelheid gemacht hat.<sup>76</sup>

Voll Stolz schrieb damals Kardinal Frings an seine geliebten Erzdiözesanen: „Am 27. Januar dieses Jahres hat unser Heiliger Vater Papst Paul VI. die der heiligen Adelheid seit unvordenklichen Zeiten erwiesene Verehrung in aller Form bestätigt . . .

Geboren um 970 auf Burg Geldern, verlebte Adelheid im Kreise ihrer vier Geschwister eine glückliche Kindheit. Schon früh wurde sie dem Stift bei St. Ursula in Köln zur Erziehung übergeben. Als die frommen Eltern nach dem Tode ihres einzigen Sohnes auf dessen Erbe im Auelgau ein Damenstift errichteten, setzten sie Adelheid vor 987 als dessen erste Äbtissin ein.<sup>77</sup>

Ihre große Liebe zum Gottesdienst, ihre Sorge um das Schulwesen und ihre Hingabe im Dienst der Armen und Kranken machten Stift Vilich zu einem vielbesuchten Mittelpunkt. Nach dem Tode ihrer Eltern wandte sie sich noch inniger Gott zu und führte, nachdem sie die strenge Regel der Benediktinerinnen ein Jahr lang in aller Stille im eigenen Leben erprobt hatte, diese in ihrem Kloster ein. Nach dem Tode ihrer Schwester Bertrada, der Äbtissin von Maria im Kapitol in Köln, erwirkte Erzbischof Heribert im Jahre 1000 beim Kaiser ihre Ernennung zur Äbtissin auch dieses Klosters. Hier wurde sie zu seiner getreuen Helferin in der Bewältigung der schweren sozialen Nöte, die durch die Jahrtausendwende und die Hungersnöte der Jahre 1000, 1005, 1006 und 1009 über Land und Stadt hereinbrachen. Sie starb wohl 1015 nach kurzer Krankheit eines gottseligen Todes, bedauert vom Erzbischof und allem Volke, und wurde am 5. Februar nach Vilich überführt. Gott selbst sorgte für ihre Verherrlichung.“

Als Heilige wird man nicht geboren, Heiligkeit muß vielmehr errungen werden. Und so war auch Adelheid nicht wegen ihrer adeligen Herkunft oder ihrer Stellung als Äbtissin beim Volke beliebt, sondern drei Dinge sagt man ihr rühmend nach und haben ihr die Liebe und die Verehrung des Stadt- und Landvolkes eingebracht.

75 An dieser Stelle möchte ich Herrn Dumm für die freundlichen Auskünfte danken.

76 J. Schlafke, Leben und Verehrung der heiligen Adelheid von Vilich, in Irmgard Achter, Die Stiftskirche St. Peter in Vilich, Düsseldorf, 1968, S. 324

77 In einer Urkunde vom 17. Januar 987 bestätigte König Otto III. diese Stiftung des Grafen Meginoz aus Geldern und seiner Gemahlin Gerbirga, einer Urenkelin des 1. deutschen Königs: Heinrich I., und verlieh dem Frauenkloster Vilich volle Immunität nach dem Muster der kurz zuvor gegründeten Klöster Quedlingburg, Gandersheim und Essen (vgl. Abb. 77) Abb. Urkunde mit Text u. Übersetzung. HSTAD, Vilich Urk. 2 a. Auf diese Urkunde sich berufend, setzten die Bergheimer Fischer als Fixpunkt der Entstehung ihrer Bruderschaft das Jahr 987 fest, weil anzunehmen ist, daß seit dieser Zeit alte, bereits praktizierte, in diesem Schriftstück allerdings nicht genannte, wohl aber später erwähnte Rechte – unter ihnen die Abgabe des dritten Fisches – auf das Kloster übergingen. In dieser unbürokratischen Zeit wurden übliche Rechtsgrundsätze nur selten schriftlich fixiert. Sie waren durch die Tradition ausreichend gesichert. So kommt es, daß zunächst die Fischerei in ihrer Ausübung, Abgabepflicht und Begrenzung noch nicht schriftlich festgelegt war.



Thomas Lütjg Soldat kam und dem  
ganzten die Finger in die Hand gewor  
schen ist in 6 Tagen frisch und  
gesund worden.



Adamus Metzman Sohn von dem N.  
Wilhelmus Metzman Bierbräu in der  
Kathedrale ist ganzes Jahr gesund von  
Malaria verlosen ist bey dem N. Col  
lron nach gehalten andacht gegeben worden



Martinus Schmidt gemacht Stein oben  
warckelstücken im kleinen Konten  
ist im Jahr 1700 von seiner Lau  
mpheit was oben bey dem N. Col  
lon gehalten worden.



M. Magdalena von N. Kottorf gemacht gelte  
krankheit in S. Lorenz at im N. Geist ist  
von gleicher Krankheit bey dem N. Kri  
gen bronnen geholfen worden.



Maria Schreffers krankheit in der Men  
gesen bey S. Catharina ist von feber  
nach ansterrucht nach gehalten an  
dacht und gebrauch des heiligen gausen



Peronica Müllers 5 Jahr Lahm und auff  
Brücken gangen die eine Kuck in G. die  
ander in G. Tagen stehen lassen und gesund  
heim gangen.



Johann Ganges ganz ohne verstand  
hat man von S. Iohis bis S. Bartholomaeus  
beym N. Bronnen gehalten das heilige W  
trinken u. gewasche ist frisch und gesund worden



Gerhard Berrer mit dem N. Geist hat  
auch parok gerochen das heilige  
bey ihr hat bleiben können ist in 7 Tagen  
nach gebt auch das heilige geseit worden



Wahre Abbildung des bilorus S. Adelheids nebenst dem  
S. Bronnen gegen über Bonn, woselbste durch Gottes gnad  
und vorbild der obgedachte S. Jungstraw unzahlbar miraculé gesehen

Diese obenstehende beandte sind aus hundert undt mehr  
andere wahrhaffige Miraculen ausgenom welche vor Notarius  
vnd gezeugen eudlich betrüffiget durch angezeute verfahren so in  
Cölln auch Bonn als sunsten auff der nähe wonhafflich und becart  
sind so Anno 1677 vnd 78 gesehen.

2 Model der neuen Kirche 3. Brunn 4. St. N. Vilch  
Eberhard Goffert excudit Colonia 1718



N. Iohis Krieger ist eine Tochter Catha  
rina von einer Krankheit zu alle Mad  
ei incurabel gebrähet und verlosen  
nachen sie sehen tag lang dem heilige  
Bronnen besucht geholfen.



Herman von Mondorff Burger in  
Bonn ist von seiner blindheit nachden  
er vergabens viel ungesse angevent  
mille bey dem N. Bronnen curire  
worden



Joanna Banderiff wirts hegel  
hast in Bonn hat viel ungesse mit  
rachten an vergabens angevent ist  
endlich bey dem N. Bronnen voll  
geneset worden.



Catharina Roth krankheit in Bonn ist von  
ihren Jamheit an heiligen st. ist bey dem  
N. Bronnen geholfen worden das sie  
amtes mit 7 hoch gehen können

„Wahre Abbildung des biltnüs S. Adelheidis nebenst dem H. Bronnen gegenüber Bonn woselbstett durch Gottes gnad und vorbitt der obgedachte H. Jungfraw unzalbar miracule geschen

Diese obenstehende bekandte sind aus hundert und mehr andere wahrhaftige Miraculen ausgenom welche vor Notarius und gezeugen eidlich bekräftigt durch angedeute persohnen so in Cölln auch Bonn als sonsten auff der nähe wonhafftlich, und bekant sind so Anno 1677 vnd 78 geschen.

1 Model der neuen Kirche 2 Eremitage 3 der Brunn 4 stiftt Vilich

Everhard Goffart Colonia Anno 1718“

Das Bildnis der Heiligen ist umgeben von 12 Wunderberichten:

- „1) Thomas Luttig Soldatt daub undt Lahm gewesen die finger in die hend gewachsen ist in 6 dagen frisch und gesont worden.
- 2) Veronika Müllers 5 Jahr Lahm und auff Krücken gegangen die ein Krück in 5 die ander in 9 dagen stehen laßen und gesont heimgegangen.
- 3) Johann Ganger gantz ohne verstandt hat man in 5 Johis bis 5 Bartholomeus beym H Bronnen behalten das waßer zu trinken und gewaschen ist frisch und gesont worden.
- 4) Gertrud Berrer mit dem Aussatz behafft auch starck gerochen daß kein mensch bey ihr hat bleiben können ist in 7 tagen nach gebrauch des wassers gesont worden.
- 5) Adamus Mettman Sohn von dem H Wilhelmus Mettman bierbräuer in der Bottegassen ist gantz lahm gewesen von Medicis verlassen ist bey dem Heil. bron nach gehalter andacht gesont worden.
- 6) Elisabeth Stamels genant Stein oben marckt pfortzen im kleinen honigen ist ihr sohn Joas Peter von selber lammigkeit wie oben bey dem Heiligen Brönen geholfen worden.
- 7) Magdalena von Hettorff genant geller wonhafft in S. Jori stras im H. Geist ist von gleicher lamigkeit bey dem Heiligen bronnen geholfen worden.
- 8) Anna scheffers wonhafft in der Ullen gassen bey S. Catharina ist von fieber auch wassersucht nach gehaltner andacht und gebrauch des wassers genesen.
- 9) K. Joas heister ist seine Tochter Catharina von einer Krankheit so alls Medici incurabel geschätzt und verlassen nachdem sie zehen tag lang den Heilige Bronnen besucht geholfen.
- 10) Herman von Mondorf Burger zu Bonn ist von seiner blintheit nachdem er vergebens viel unkosten angewent endlic bey dem H. Bronnen curirt worden.
- 11) Johanna Bankgriff witib Jossel wonhafft in Bonn hat viel vnkosten an ihrem rechten arm vergebens angewand ist entlich bey dem H. Bronnen vollkommen genesen worden.

12) Catharina Roth wohnhaft in Bonn ist von ihrer lamheit an beyden füßen bey dem H. Bronnen geholfen worden daß sie anitzo mitz stöck gehen können.“

Zunächst ist ihre Liebe zum Gottesdienst zu nennen. Daher legte sie nach dem Tode ihrer Mutter ihre schmucken Gewänder, die sie noch als Stiftsfräulein getragen und an denen sie als eitles junges Mädchen so gehangen hatte, ab und vertauschte sie mit der schwarzen Tracht der Benediktinerinnen, um in der klösterlichen Regel des großen Ordensstifters sich intensiver dem „Opus Dei“ widmen zu können.

Ein Herzensanliegen war ihr auch die Bildung der Landbevölkerung. Um die Jugendlichen und die Erwachsenen unterrichten zu können, gründete sie in ihrem Kloster eine Schule, der sie viel Aufmerksamkeit zuwandte.

Vor allem aber verschenkte sie ihre Liebe im Dienst an den Armen und Kranken. Die Erträge eines Klostersgutes bestimmte sie ausschließlich zur Versorgung der Armen. Besonders in den schlimmen Hungersjahren strömten die Notleidenden zum Vilicher Kloster und fanden dort Hilfe. Und an jeder Not nahm die Äbtissin persönlich Anteil. Sie selbst zog auch über Land, um an Ort und Stelle helfen zu können. Die Legende weiß zu berichten, daß in einer Zeit großer Dürre Adelheid nach einem kurzen Gebet ihren Stab in die ausgetrocknete Erde gestoßen habe; dort entsprang dann eine Quelle mit heilkräftigem Wasser. Sie rinnt seit dieser Zeit ununterbrochen.

Das Volk hat seine Heilige nicht vergessen. Nach ihrem Tode pilgerten die Menschen zu ihrem Grab in der Vilicher Stiftskirche, später auch zur St. Adelheid-Quelle, kurz „Pützchen“ genannt. Dort entstand dann eine Wallfahrtskirche, die jährlich Tausende und Abertausende anzog. Als Anhängsel der Wallfahrt entstand zuletzt der Jahrmarkt, der als „Pützchens Markt“ im Rheinland allbekannt ist.

Die Bergheimer Fischer haben die Heilige in ihr Wappen aufgenommen und neuerdings zur Schutzpatronin erkoren. Im dreigeteilten Wappenschild steht in rechts oben liegendem Feld die Heilige auf einem Wellensparren, Symbol für die Adelheidsquelle, links und rechts neben ihr Brote, eine Erinnerung an ihr karitatives Wirken<sup>78</sup>, aber auch Hinweis auf das „Fischerbrot“, das bei jedem Fischergeding heute noch verzehrt wird. Damit wollen die Bergheimer Fischerbrüder ihre fast tausendjährige Verbundenheit mit dem Vilicher Kloster zum Ausdruck bringen. Bezeichnenderweise steht neben dem

<sup>78</sup> Adelheid hinterließ aus ihrem Erben eine Brotstiftung: Jährlich wurden zu Pfingsten an die Armen der Umgebung die „St. Alen-Brote“ verteilt. – Vgl. H. J. Engels, Erbfolge und Wappen der Fischerei-Bruderschaft zu Bergheim an der Sieg, in HbIS, Heft 93, S. 54

„Heiligen Brunnen“ in Pützchen ein mit diesem Wapenzeichen versehener Grenzstein der Bergheimer Fischerei-Bruderschaft. Und in der kleinen Brunnenkapelle nebenan finden wir eine Barockstatue, die die Heilige mit Äbtissinnenstab und zwei Broten darstellt.<sup>79</sup>

### Schlesierstraße

Als Mitte Mai 1945 der große Krieg zu Ende ging, wurden Millionen Deutsche, soweit sie nicht bereits vor der eindringenden russischen Armee aus dem Osten Deutschlands geflohen waren, aus den deutschen Provinzen jenseits von Oder und Neiße vertrieben. Viele von ihnen gelangten in den folgenden Monaten in den Westen des besetzten Reiches, und vor allem die Schlesier fanden den Weg in die zerbombten Städte und Dörfer längs des Rheines und auch in unsere Orte.

Dazu schrieb der damalige Lehrer und Schulleiter der einklassigen evangelischen Volksschule in Bergheim Fritz Jobst, der als erster die Flüchtlingskinder betreute, in seiner Schulchronik:

„Nie wird eine Feder vermögen, all das chaotische Elend und die Nöte, alle Qualen und Martern in ihrer erschütternden Tiefe und einmaligen Entsetzlichkeit zu schildern, die jene Tage des Zusammenbruchs vornehmlich im deutschen Osten begleiteten. Nie werden die verzweifelten Hilfeschreie der Tausende gemarterter und geschändeter Frauen und Mädchen verhallen, die gellend durch die Nächte schrillten. Nie werden die Schreckensbilder der Flüchtlingsstrecken des Ostens aus dem Gedächtnis schwinden. Nie wird der Sehnsuchtschrei der Millionen verstummen, die gegen jedes Völker- und Menschenrecht brutal und willkürlich aus ihrer jahrhundertalten, urdeutschen Heimat hinausgetrieben wurden. Lange noch werden in der Erinnerung der Vertriebenen jene schreckhaften Bilder der Flucht und die erschütternden Nöte des Lagerlebens nachzittern, Bilder, die sich unauslöschlich in ihre Seelen gruben.“

Wenn auch eine ausführliche Schilderung der Nachkriegsereignisse den Rahmen dieser Ausführungen sprengen würde, so sei hier doch aufräuberisch an jene Zeit erinnert.

Ich lasse zunächst ein Tagebuch einer heute in Bergheim wohnenden Schlesierin auszugsweise berichten:

„11. 2. 1945. Nachts um 1/2 4 Uhr erfolgte der Marschbefehl. Schnell wurden noch Puten und Hühner geschlachtet. Unsere ausländischen Arbeitskräfte sowie die Kosaken halfen den Wagen fertig machen. Um 5 Uhr standen wir mit unserer letzten Habe auf der Straße . . . Die Straßen waren schwer verstopft, Flieger über uns; es lag hoher Schnee.

12. 2. Über Löwenberg nach Welkersdorf. Steiler Berg. Wir mußten uns gegenseitig alle vorspannen. Seppel (ein Pferd) hatte sich ein Eisen abgetreten, wurde von einem Flüchtlingsschmied beschlagen. Sabine und Sybille (zwei weitere Pferde) bekamen wir für 10 RM in einem Ziegenstall unter. Wir fanden leider keine Unterkunft, und da blieb uns nichts anderes übrig, als auf dem Wagen zu sitzen. Als wir gegen Morgen steif gefroren waren, sahen wir einen Lichtschein aus einem Häuschen. Wir gingen direkt hin und fanden ein Massenlager. Der ganze Fußboden lag voller Menschen, zum Stehen war kein Platz, doch da bot man uns noch einen Eimer zum Daraufsitzen an. Eine Frau kochte laufend Kaffee, so bekamen wir, Gott sei Dank, einen warmen Schluck. Als wir wieder weiterfahren mußten, schnaute es sehr. Der Weg führte über Greifenberg nach Harta-Schwertburg. Auf diesem Weg verkauften wir unsere Sybille schweren Herzens für 2100 RM . . . 13. 2. Durch das Matschwetter kamen wir nur langsam voran. Doch fanden wir endlich ein gutes Quartier. Wir durften uns unsere Puten braten und hatten noch etwas Rotkohl von zu Hause. Unsere Quartierswirtin spendierte Kartoffeln und so haben wir alle zusammen herrlich gespeist.“

Die weiteren Notizen berichten von schlechtem Weg, scheußlichem Wetter, kaltem Sturm, von Fliegerangriffen, vereisten Straßen, stürzenden Pferden, zerbrochenen Wagen, verletzten Menschen, schlechten Quartieren. Zu guter Letzt fanden die Flüchtigen Aufnahme in einer Almhütte, wo sie einige Wochen ohne Wasser und ohne Licht kampierten. In den Wäldern sammelten sie Holz zum Heizen. „Wir scharrrten mit den Händen den Schnee weg und suchten Zapfen und Reiser . . . Die Lage wurde von Tag zu Tag beunruhigender. Dann erfolgte der Waffenstillstand.“ Nun erfolgte die Rückwanderung durch die Tschechoslowakei. Über abgelegene Waldwege – um nicht den Tschechen in die Hände zu fallen und die letzte Habe zu verlieren – hastete man „nach Hause“. Als sie dann endlich, von den Strapazen des Trecks erschöpft, in ihrem Wohnsitz ankamen, bot sich ihnen ein Bild des Grauens: Möbel, Geschirr, Betten, Klavier, Türen und Fenster, alles war zertrümmert. Selbst die Fußböden waren aufgerissen. Nachdem das Notwendigste wieder hergerichtet war, wurden alle zur Zwangsarbeit herangezogen. „Vater mußte für die Russen oft mit den Pferden fahren, und ich wurde morgens vom Posten zur Arbeit geholt und abends zurückgebracht . . . Die letzten geretteten Sachen nahm man uns nach und nach ab; denn unser Hof glich einem Taubenhaus, ein Russe ging heraus und etliche andere kamen herein, und

<sup>79</sup> Wer sich über St. Adelheid näher informieren will, möge sich nach dem oben genannten ausführlichen Werk von I. Achter orientieren oder auch nach H. Gümbel, Sankt Adelheid von Villich, Beuel, 1965, Heft 8 der Reihe „Studien zur Heimatgeschichte der Stadt Beuel am Rhein“

jedem gefiel noch etwas und ließ es mitgehen.“ Zu allem Leid suchte noch die Ruhr das Dorf heim. Kaum hatten sich die Dorfbewohner davon erholt, erging an sie ganz überraschend am Sonntag, dem 21. 6. 1945, die Ausweisung. „Innerhalb weniger Minuten mußten wir alles im Stich lassen . . . Dieses Mal mußten wir mit dem Schubkarren gehen; denn unsere Pferde sowie unsere Zugochsen gaben uns die Russen nicht mehr heraus. Während wir schnell noch ein paar Sachen zusammenrafften, stand ein Pole mit aufgepflanztem Bajonett und Gummiknüppel hinter uns und trieb uns zur Eile an. Gegen 5 Uhr standen wir nun mit unsern letzten Habseligkeiten auf der Straße . . . Werner Tischler zündete sein Häuschen an und nahm sich und seiner Frau das Leben.“ Hals über Kopf ging die Austreibung. Zufaß zogen die Geschlagenen über Land der Neiße entgegen durch Gewitter und Sturm, ohne die Möglichkeit unterwegs irgendwo einzukehren oder wenigstens des Nachts Unterschlupf zu finden. „Am anderen Tag erreichten wir Lissa, die „Plünderwiese“. Hier mußten alle ihre Treckwagen sowie auch ihr Vieh und, was über Handgepäck war, im Stich lassen. Alle Leute mußten durch eine Scheune, wo alles visitiert wurde. Wir hatten sehr großes Glück, denn Nickchens Schwiegersohn verhandelte auf polnisch mit ihnen, und so ließ man uns durch. Außer Kleinigkeiten hatten wir nichts verloren . . . Wir Mädels mußten uns verstecken, denn die Polen hielten die ganze Jugend fest.“ Dann endlich kam Görlitz in Sicht. Kurz vor der Neißebrücke wurden die Vertriebenen zum letztenmal ausgeplündert. Nur das Wenige, das sie in Händen trugen, war ihnen verblieben, als sie das Land jenseits der Oder-Neiße-Linie verließen.

Wieviel Elend mag sich hinter diesen nüchternen Aufzeichnungen verbergen!

Es ist nur ein Bericht für viele. Und zahlreich sind die Einwohner unserer Orte, die Ähnliches beklagen mußten.

Nach der Ausweisung wurden die Heimatlosgewordenen in großen Auffanglagern gesammelt und allmählich in Wohnungen eingewiesen. Darüber berichtet die Bergheimer Schulchronik, Bd. III, auf Seite 76: „Dann kamen im Sommer die Vertriebenen, meist aus Schlesien. Mit Mühe wurden sie in Bergheim untergebracht, und nicht immer menschenwürdig. Am 13. 7. 1946 kamen die ersten an, und mittlerweile<sup>80</sup> sind es ungefähr 250 geworden.“

Mit dem Strom der Heimatvertriebenen mischten sich die Scharen der Flüchtlinge aus der DDR. Die „Völkerwanderung“ wollte nicht enden. Noch 1953 war die Zahl der Flüchtlinge so groß, daß in Bergheim ein Lager neu eingerichtet werden mußte. Dazu die Chronik der evangelischen Schule:

„Im Zuge der Aufnahme von Ostzonenflüchtlingen war auch unserer Gemeinde eine Pflichtzahl zur Unterbringung auferlegt worden. Zu diesem Zwecke

war der Saal der Gastwirtschaft Gasper sowie der Versammlungsraum der Gastwirtschaft Lamp in „Boxen“ unterteilt und entsprechend hergerichtet worden. Anfang Juni traf dann auch der Transport, aus dem Lager Bentorf bei Hamburg kommend, hier ein. Es waren meist Bauernfamilien, die wegen Nichterfüllung ihres Solls Bestrafung fürchteten und deshalb geflohen waren. Wieviel bitteres Leid zog da an!“

Inzwischen sind viele Flüchtlings- und Vertriebenenfamilien bei uns seßhaft geworden. Und in den fast 30 Jahren seit diesem schrecklichen Kriegsende hat die Zeit die alten Wunden vernarben lassen. Eine junge Generation ist herangewachsen, die von all diesem Elend nichts mehr weiß, sondern, aufgewachsen in unserer modernen Wohlstandsgesellschaft, verschont von den Sorgen um die nackte Existenz, die schrecklichen Geschehnisse und die Nöte einer Flucht und die Schwierigkeiten des „Wieder-Heimat-findens“ nicht mehr mitempfunden und geistig nicht nachvollziehen kann. Wir schreiben das ohne Vorwurf und hegen die Hoffnung, daß uns in dem Müllekovener Straßennamen „Schlesierstraße“ ein Mahnmal an jene verhängnisvolle Zeit gesetzt sei.

### Silberberger Straße

Aus Schlesien, aus dem Städtchen Silberberg, kam auch der Arzt Dr. Erwin Purschke, der sich genau zwischen Bergheim und Müllekoven niederließ und dort seine Praxis eröffnete.

Auf seinen Wunsch wurde das kleine Stück Straße zwischen der Müllekovener Dorfstraße und der Bergheimer Oberstraße „Silberberger Straße“ genannt. Dr. Purschke war ein beliebter Arzt, der an dieser Stelle ein kurzes Gedenken verdient.

Er wurde 1898 in Brieg bei Breslau geboren. In Ratibor besuchte er das humanistische Gymnasium. 1915 trat er als 17jähriger den Kriegsdienst an, aus dem er 1918 als Leutnant entlassen wurde.

Nach dem 1. Weltkrieg mußte er dann zuerst sein Abitur nachholen. Danach studierte er auf der Friedrich-Wilhelm-Universität in Breslau. Nach bestandnem Examen am 30. Juli 1926 war er ein Jahr als Assistenzarzt in Breslau tätig und am 1. 8. 1927 erhielt er seine Approbation.

Am 26. 12. 1927 ließ er sich in Silberberg nieder, einer kleinen Stadt am Fuße des Eulengebirges, die ihre Entstehung dem Silbererzbergbau verdankt.

Hier hat er ein Dutzend Jahre segensreich gewirkt. Dann wurde er am 26. 8. 1939 als Stabsarzt eingezogen – im Lauf des Krieges zum Divisionsarzt und

<sup>80</sup> Ende des Jahre 1946

später zum Oberstarzt befördert – und verbrachte 11 Jahre im Osten. Erst am 5. 1. 1950 wurde er aus russischer Gefangenschaft entlassen. Inzwischen war seine Frau im September 1946 nach Derschlag evakuiert worden. So kam auch er bald nach seiner Entlassung im Bergischen an. Als er am 24. 1. 1951 seine Zulassung nach Bergheim erhielt, konnte er auch hier mit seiner Tätigkeit beginnen.

Dr. Purschke war mit Leib und Seele Arzt. Ob in Silberberg oder als Soldat an der Front oder als Kriegsgefangener in Rußland oder als Arzt in Bergheim und Müllekoven, immer war er für seine Patienten da, zur Tageszeit, zur Nachtzeit. Er versuchte, ihre Schmerzen zu lindern, ihre Krankheiten zu heilen. Aber er hatte auch Ohr für ihre persönlichen Nöte und Schwierigkeiten. Sein steter Einsatz und sein unermüdliches Schaffen flößte den Mitmenschen Vertrauen ein.

Mitten in seiner aufopfernden Arbeit erlitt er auf Pfingstmontag im Jahre 1962, an seinem Geburtstag, nach einem nächtlichen Krankenbesuch einen Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholte.

Am 17. 6. 1962 war sein Todestag.

Wie sehr ihn seine Patienten achteten und ehrten, beweist, daß noch jetzt, nach 12 Jahren, immer wieder Lichter auf seinem Grab auf dem Bergheimer Friedhof angezündet werden.

### Zum Hühnerberg

Dieser Straßename geht auf die alte Flurbezeichnung „Hohndebersch“ zurück. Die Herkunft kann nicht eindeutig bestimmt werden. Wir denken zunächst an Hühner, Haushühner, Feldhühner oder Rebhühner, und es wäre durchaus möglich, daß an dieser Stelle besonders viel Wildhühner beobachtet wurden, ähnlich wie im Auwald die Krähen.

Aber gerade im Rechtsrheinischen kommt der Wortstamm „Huhn“ als „Hohn“, „Hoan“, „Horn“, „Hahn“, „Hain“ und „Hagen“ außergewöhnlich häufig vor und bedeutet dann soviel wie „lebende Hecke“, „Gestrüpp“, „mit einer Hecke eingefriedeter Platz“ auch „geflochtener Zaun“.<sup>81</sup> Wir kennen den Ausdruck Hoanböche.<sup>82</sup> Wir werden sofort an die Hainbuchenhecken erinnert, die oft als Einfriedigung dienen. Bei Eschmar gibt es die „Hoansheck“ und auch den „Hoanshoff“, der in alten Urkunden als Hohnschhof bezeichnet wird und ein Nesselrodesches Gut war. Wir wissen allerdings nicht, ob der Name durch die Hofhecke eines „Zuhofes“ entstand oder aber von „Honne“<sup>83</sup> abzuleiten ist. Unser Hühnerberg könnte also ein zum Hohnschhof gehöriger Platz gewesen sein. Ich neige aber zu der Annahme, daß der Hühnerberg als Steilhang der Niederterrasse zu verstehen ist, der – wie vom Bergheimer Discholz her bekannt – mit dichtem Gestrüpp besetzt war.

### Zur Siegaue

Diese Straße führt durch einen Hohlweg über eine Brücke am Sportplatz vorbei in den Auenwald der Siegniederung. Früher mag vom alten Leerothsgut ein Weg den Hang hinunter zu einer Siegfähre verlaufen sein<sup>84</sup>. Von dort soll ein Weg, die sogenannte Lindgasse, zur alten Burg geführt haben.<sup>85</sup>

Wir wissen über dieses Burghaus nur wenig. Daß es als „adlige Freiheit“ am 25. Juni 1600 von dem „churfürstlichen Cölnischen vogtt zu Vilich und ampttmann zu Ryndorff Ottho Ludtwich Blanckart von Odenhausen dem Müllekovener Schöffen Kirstgen Brölsch verkauft wurde, fand bereits im TJH III, S. 4 Erwähnung.

Wir lassen hier den Text der Urkunde folgen:

1600, Juni 25

Ich Ottho Ludtwich Blanckart von Odenhausen, churfürstlicher Cölnischer vogtt zu Vilich vnd ampttman zu Ryndorff, thue khundt vnd bekenne offentlich mitt dißem brieff vur mich meine erben (\*) und nachkommenn, daß ich mitt reiffem zeittigen rhaeth vnd wolbedachtem gemüth, beßeren meinen vnd meiner erben nutz damit zu schaffen vnd fernerem schaden zu uerhuethen, in einem rechten stedten erbkauff verkaufft vnd verlaßen habe verkauffe vnd verlaße also erblich hiermit vnd in krafft dießes den·ernachtparenn wolfürnhemenn vnd tugentsamen Korstgen Brültschen zu Müllinckhouen vnd deßen rechten erben, alß nemblich Jaspren, Mergen vnd Treingen, die auch also für sich, ihre erben vnd nachkomen rechtes redtlichs stettigs kauffs ahn sich gegolden haben ein orth grundts samt wyden (\*) erb vnd lenderey vndereinander wie daßelb mitt seinen pertinentien, anhangen vnd adlicher freyheit ahm Ledden gegen der Schnellen vber gndant uffm Griendt zu einer langs daß capittel Vilich vnnnd zur ander seiden langs Wylach zu Groissen Bernsaw vnd die gemein peilungh zu Müllinckhouen daeselbst gelegen vnd schießend mit einem heubtt uff juncker Zweiuell so auß der Schnellen vber die Siegh herausgrenzt, so mir von meinen lieben elteren vnd sunsten brüderen vnd schwesteren vnder anderem angeerbt vnd zugetheiltd ist wordenn, nichts dauonn ab noch außgescheiden, nämblich für vnd vmb eine bescheide somma geldts, der wir beiderseits keuffer und verkeuffere vnder vnß also guetlich einß vnd eindrächtig (\*) wordenn. Deßwegen ich obghr. verkeuffer mich auch für mich, meine erben vnd nachkommen guether vffrichtiger betzalungh bedanken thue. Sage auch derhalben die obghte[ver]keuffere, deren erben off heldere dießes brieffs wegen sulcher kauffpfenninge aller (\*) ledigh loß queit vnd frey, wie ich dieselbe quitiere vnd ledigh spreche hiemit vnd in krafft dießes, also vnd dergestaldt, daß ich obghr. Ottho Ludtwich Blanckart verkeuffer, meine erben oder nachkommen noch sunsten niemant von meinewegen nhun noch in künftigen (\*) tagenn von ge-

81 Dittmaier, S. 96/97 und Neußer, Die Flurnamen von Troisdorf, Altenrath und Spich, 1955, unter Nr. 5–8, 355, 394, 425, 450, 464, 465, 533, 537–540, 546, 549, 556, 620, 638, 700.

82 = Hainbuche

83 = Führer einer Hundertschaft, Vorsteher des Ortes, Gerichtschöffe – Vgl. Brodeßer, Über das Mondorfer Nachbarbuch, a.a.O., S. 109.

84 Es sei daran erinnert, daß im Verlaufe des heutigen Mühlengrabens bis 1777 die Sieg floß

85 Gronewald, Chronik von Bergheim a. d. Sieg III, S. 190

rürten keufferen noch deren erben alsulchen beschehenen kauffs halber nichts mehr heischen noch fordern sollen noch wollen in keinerley weyße, vnd bin auch darumb ich, dickghr. Ottho Ludtwich Blanckardt, verkeuffer, für mich, meine erben und nachkommen alsulchs orts erbs vffm Griendt für dem landtgericht Berchem, darunder sulcher grundt gehörigh vnd gelegen, zu handen der keuffer Korstgen Brültschen, deßen erben oder helderen dießes brieffs mitt handt, halm vnd mundt<sup>1)</sup> außgangen, vnd habe also erblich vnd ewiglich daruff vertziegen, mich vnnd meine erben vnd nachkommen dauonn enterbt vnnd sie, keuffere vnd deren erben off heldere vurßh., damitt [vnnd] angeerbt, wie daß dießer orts landsprauch vnd gewohnheit ist, vnd thue sulchs alles nochmals hiemitt vnd in crafft dießes brieffs dergestaldt, daß nhun hinfürter die obghete. keuffere, deren erben oder heldere vurßh. in krafft dießes kauffs vnd daruff beschehenen außgangks, vertzigs, erbungh vnd enterbungh daß obgerürte erb zu ihren henden nhemen, daßelb also erblich gebrauchen, anderen versetzen, verkauffen, verbeuthen<sup>2)</sup>, beschweren vnd sunsten ihres gefallens vmbgehen, handtlen, thun vnd laßen sollen vnd muegen, alß mitt anderen ihren eigenen proper erb vnd guetteren, vnuerhindert meiner vnd meiner nachkommen vnnd sunsten menniglichs vonn meinewegen, vnd habe ich obghr. verkeuffer Ottho Ludtwich Blanckardt für mich, meine erben vnd nachkommen den mehrgghn. keufferen, deren erben oder helderen dießes mit guettern erbaren trewen vnd glauben zuegesagt vnd bey adtlicher eherenn versprochen, wie ich angelobe vnd verspreche hiemitt vnd in crafft dießes brieffs, alsulchs beschehenen kauffs halber nhun vnd jederzeit guette vffrechte vnnd gnugsame werschafft zu thun vnnd also dauonn allemniglichs anspraech vnd forderung zu enthebenn vnd schaedtloß zu haltenn mitt begebungh aller rechtenn vnd deraelbenn außzugh vnd beneficien, wie die hergegen von jemandt erdacht oder fürgewendt werden mochten, vnd sunderlich remedij ex lege secunda de rescindenda venditione<sup>1)</sup> et beneficij restitutionis in integrum<sup>1)</sup>, exceptionis doli mali<sup>1)</sup>, item non dati, non soluti, non numerati pretij<sup>1)</sup>, fortt vff alle andere exceptiones, freyheiten vnd priuilegien, so in geistlichen vnd weltlichen rechten geistlichen vnd weltlichen stands personen vergunt vnd zugelaßen werden mochten. Zue deme, ob sich zutrüge, daß dießer brieff naß, locherich, ahne papier, schriffthen oder preßelen veraldt, verletzt oder gehuntzt wurde, sulchs soll durchauß vnd zumall nitt irren noch hinderen, ein recht glichwohl vnd vffrechter kauff sein vnd pleiben, alles ohn gefherdt vnnd argelist. Inn vrkhundt der warheit seindt hiebey vber vnnd angeweßen die ernhafte vnd achtpare Wilhelm Munderffs vnd Heintzen Driess, beider scheffen deß gerichts zu Berchem, vnd vort Johan (\*) Scholgen, schultheiss zu Vilich, Paulus Jan zu Müllendorff, vogtsbott, Mertten vffm Sandt, vnnd meister Arndt Flattenn (\*) als herzu sunderlich erfoderter zeugen vnd weynkauffsleuth<sup>2)</sup>. Vnnd zu noch meherer sicherheit vnnd vaster stettigkeit habe ich Ottho Ludtwich Blanckardt mehrggh. dießes mitt eigener handt vnderscrieben vnnd mein angeporenn insiegell wissentlich ahne dießen brieff hangenn laßen, der gegebenn ist denn vñffundzwanzigsten monatstags Junij im taußendt sechshundertzten jare. (gez.) Otto Ludwigh Blanckardt. Original Pergament, 27 x 59 cm gross, mit einem Siegel-einschnitt, Siegel abgefallen. Auf der Innenseite des umgeklappten unteren Randes:

Mathias Heinzen Anno 1671  
Gottes seggen yst Alles.

Brück behauptet<sup>86</sup>: „Ursprünglich wird sich nach jener Burg ein eigenes Geschlecht benannt haben. So erwähnt 1365 das alte Siegburger Lehnssbuch den Schöffren Ludwig von Müllenkoven. Der Johannisbruderschaft in Bonn gehörte im 14. Jahrhundert an: Sophia, relicta Richwini Molenkoven.“

An der Cölnner Universität ist 1409 Hermann Moolenkoooven de Siberg, 1436 Arnold Müllenkoven immatrikuliert.“ Und Gronewald<sup>87</sup> weiß zu ergänzen, daß um 1480 ein Heinrich von Müllenkoven Prior zu Heisterbach war.

Der neue Besitzer Kirstgen Bröl hat nur Wiesen und Ackerboden benutzt und ließ noch bestehende Gebäude als unbrauchbar verfallen. Gronewald konnte in seiner Chronik<sup>88</sup> berichten, daß ein Gewährsmann, der damals schon einige Jahrzehnte tot war, sich erinnerte, in seiner Jugend dort in der Niederung Gemäuer mit Fensterlücken gesehen zu haben. Diese Erinnerung muß in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichen. Heute ist von der „adlicher freyheit ahm Ledden gegen der Schnellen“ nichts mehr zu sehen.

In den Katasterkarten wird die Brücke über den Mühlengraben als „Neue Brücke“ bezeichnet, im Gegensatz zum Überweg in der Nord-Ost-Ecke Müllenkovens, der mit „Alte Brücke“ angegeben ist. Das kommt daher, weil der Mühlengraben vor 1777 an letzterer Stelle in die Sieg floß und dicht oberhalb der Mündung einen Übergang hatte, der in einer Karte von 1747 „Das Steg“ benannt wird, während die Sieg mit ihrem oft wechselnden Wasserstand, zur Zeit des Hochwassers ein reißen Strom, eine Brücke nicht zuließ. Ein Brückenbau wurde erst nach der Verlegung des Flusses möglich und wohl auch durchgeführt.

Die jetzige Brücke ist nicht alt. Sie stammt aus den ersten Nachkriegsjahren und erinnert uns an die Not der Nachkriegszeit, aber auch an die letzten Kriegsmonate, als Anfang März 1945 die alliierten Truppen sich dem Rheine näherten, einen Flüchtlingsstrom vor sich her schiebend, und am 5. März am Rhein und wenig später auch jenseits der Sieg zum Stehen kam. Hiermit begann für unsere Orte eine Leidenszeit. Sieg und Rhein waren zur Hauptkampflinie geworden. Den Damm entlang lagen die deutschen Truppen.

Die Siegniederung wurde vermint. Und da die Fronten in einem Stellungskrieg gegenüber standen, setzte von hüben und drüben heftiger Beschuß ein. Die Bevölkerung erhielt den Befehl, die Wohnungen zu räumen und fortzuziehen. Die Dorfbewohner hatten aber kurz zuvor das Flüchtlingselend durch-

<sup>86</sup> Brück, a. a. O., S. 82

<sup>87</sup> Chronik III, S. 188

<sup>88</sup> Band III, S. 190

ziehender Familien aus dem linksrheinischen Gebiet mit erlebt, widersetzten sich dieser Aufforderung und zogen in die Keller, die nun für mehrere Wochen ihre Wohnung wurden. Durch die Kampfhandlungen wurden die elektrischen Leitungen zerstört, die Trinkwasserversorgung setzte aus, die Lebensmittel wurden knapp, Heizmaterial fehlte. Dadurch wurden die Leute immer wieder gezwungen, ihre relativ sicheren Unterkünfte zu verlassen, sich irgendwie Lebensmittel und Kohlen zu beschaffen. Letztere holte man in Troisdorf aus den auf der Strecke gebliebenen Waggonen. Fleisch gab es von den im Beschuß getöteten Tieren. Licht spendeten alte Karbid-Lampen oder selbsthergestellte Kerzen. Zur Wasserversorgung öffnete man die ehemaligen Brunnen, die zum Glück noch brauchbar waren. Aber diese Versorgungsgänge waren immer mit Lebensgefahr verbunden, und im plötzlichen Granatenhagel ließen mehrere Dorfbewohner ihr Leben. Als am 10. April die Amerikaner, die die obere und mittlere Sieg überschritten hatten, die Front von Osten und Norden aufzurollen begannen, zogen sich die deutschen Truppen zurück, errichteten Wegsperrungen, sprengten die Brückchen über den Mühlengraben<sup>89</sup> und ließen uns eine mit Minen gespickte Niederung zurück, die in den folgenden Monaten das Leben etlicher Menschen forderte. Am 13. April rückten um 12.30 Uhr die Amerikaner mit Panzern vor. Damit waren für unsere Orte die Kampfhandlungen abgeschlossen, und der Wiederaufbau setzte sofort ein. Man flickte notdürftig die Häuser, bestellte die Äcker und Felder und versuchte, ein normales Leben zu beginnen.

Nach wenigen Wochen wurde über den Mühlengraben eine Holzbrücke geschlagen. Ende 1947 begann man mit dem Bau einer festen Betonbrücke. Zwar übernahm die Gemeinde Sieglar die Kosten, aber mit Geld allein war zu dieser Zeit nichts zu bezahlen. Die Müllekovener Bauern, denen am Bau der Brücke viel gelegen war, trugen Lebensmittel

zusammen, besorgten das notwendige Eisen bei den Klöckner-Mannstaedt-Werken und 200 Sack Zement von den Oberkasseler Zementwerken. Dazu fuhren sie mit 10 dz Getreide zur Rauschendorfer Mühle, ließen es dort mahlen und lieferten dann in Oberkassel das Mehl ab, das der Belegschaft für Brot zur Verfügung gestellt wurde – der übliche Tauschhandel in der Mitte des 20. Jahrhunderts.

Damit war der Brückenbau sichergestellt, und am 20. 6. 1948 waren die Bauarbeiten abgeschlossen. Nur der Zustand der Straße den Hang hinab zur Brücke hin ließ viel zu wünschen übrig und machte den Müllekovernern große Sorgen. Und als der Sieglarer Gemeinderat beschloß, den Weg nur notdürftig zu flicken, schritten einige Müllekovener heimlich zur Tat. In einer Aprilnacht des Jahres 1950 rissen vier Ortsbewohner, unter ihnen auch der Ortsvorsteher, die Straße kreuz und quer so gründlich auf, daß an ein Flickchen nicht mehr zu denken war, sondern nur durch einen völligen Neubau der Zuweg zur Aue wiederhergestellt werden konnte. Diese heimliche Aktion haben die Vier dann noch in derselben Nacht mit Knolli-Brandy gefeiert, so daß sie, vom Geist des Alkohols beflügelt, recht unvorsichtig und laut am Tatort noch ein Schild mit der Aufschrift „Demontage“ anbrachten. Daher mußte die Untersuchung der Polizei auch bald auf die rechte Spur führen, und die Täter wurden mit einer Geldbuße von je 200,— DM belegt, was nach der Währungsreform eine recht hohe Summe bedeutete.<sup>90</sup>

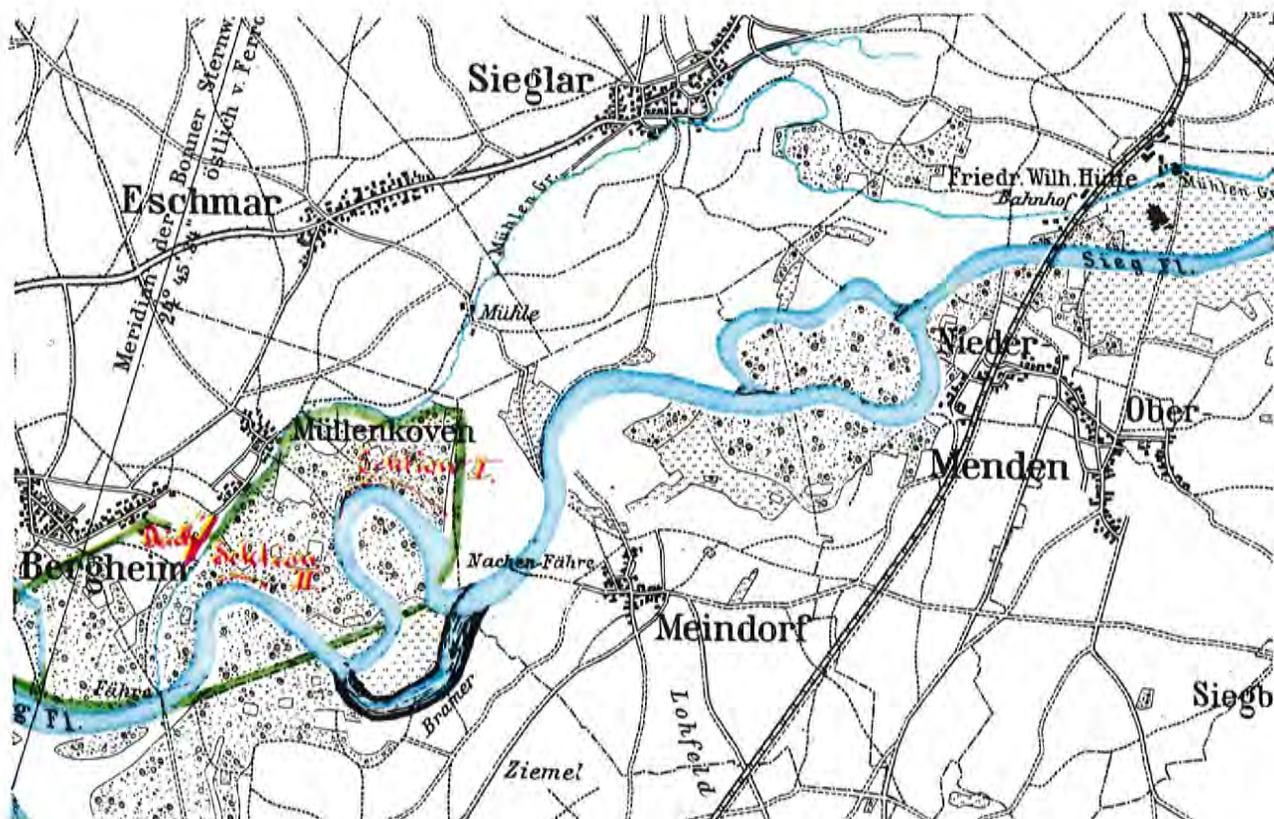
Seit dieser Zeit aber führt eine brauchbare Straße in die „Siegau“.

<sup>89</sup> „Maßnahmen über deren militärische Bedeutung das älteste Mütterchen sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren konnte“, schreibt Schürmann in der Bergheimer Schulchronik Bd. III, S. 67

<sup>90</sup> Ich danke Herrn Jakob Brodeßer, Müllekoven, der es genau wissen muß, für die freundliche Mitteilung.

# Der Mühlengraben zwischen Friedrich-Wilhelms-Hütte und Bergheim

Von Albert Schulte



Der „Möllejrave“, auch „Sieglarer Graben“ genannt, wohl um ihn von dem durch Siegburg fließenden Mühlengraben zu unterscheiden, ist vor Hunderten von Jahren wahrscheinlich von Mönchen der Siegburger Abtei angelegt worden. Die genaue Entstehungszeit konnte noch nicht ermittelt werden, doch ist er schon um das Jahr 1700 belegt und man möchte annehmen, daß er angelegt wurde, als die Sieg endgültig ihr Bett von der Sieglarer Niederterrasse weg weit nach Süden verlegte. Immerhin ist schon im Mittelalter für Sieglar eine „hangende Mühle“ urkundlich belegt. Es ist eine reine Vermutung, aber Lieblingsidee des Verfassers, daß sich diese hangende Mühle am heute noch so genannten „Mühlenberg“ beim Unterdorf von Sieglar befand. Denn es ist kaum einsichtig, daß der Mühlenberg

80

Mühlengraben (mit „Wehrwasser“ östlich von Sieglar) und Sieg nach einem Meßtischblatt aus dem Jahre 1910. Die zwei „Inseln“ bildende Sieg wurde offenbar bei beginnendem Hochwasser gezeichnet, wenn bei normalem Wasserstand „tote Arme“ („ahl Sieh“) wieder Verbindung zum Hauptfluß erhalten.

seinen Namen etwa von den kilometerweit entfernten Sieglarer oder Eschmarer Mühlen herleiten sollte. Also mag wohl der Mühlengraben nach der Verlegung des Siegbettes angelegt worden sein, weil der Siegburger Abt nicht auf seine hier dringend benötigte Getreide- und Ölmühle verzichten wollte. Tatsächlich sind die beiden genannten Mühlen bis zur Auflösung der Siegburger Abtei in deren Besitz geblieben.

Der Mühlengraben beginnt am Troisdorfer „Aggerdeich“. Kurz vor der Mündung der Agger in die Sieg hat man hier einen Staudamm errichtet, der auch bei wasserarmen Zeiten für einen gleichmäßigen Wasserzufluß im Mühlengraben sorgt.

Der Mühlengraben verläuft dann mit zahlreichen Windungen durch die Gemarkungen von Friedrich-Wilhelms-Hütte, Sieglar, Eschmar, und Müllekov, bis er wenig oberhalb des „Bergheimer Fahrs“ in die Sieg mündet. Auf alten Plänen wird das Mühlengrabengelände mit 45 Morgen Fläche angegeben. Es handelt sich dabei nicht nur um das eigentliche Grabenbett, sondern auch um anliegende Tümpel, Holzungen und Heideflächen. Eine Aufzählung der Fluren, durch die der Graben fließt, gibt uns ein Bild davon: Er fließt am Oberlauf durch „die große Heide“ und das „Meindorfer Ort“ und erreicht dann „die Heckengass“ kurz oberhalb der Sieglarer Mühle. Diese wird auch als „Fischteich“ beschrieben und müßte eigentlich „Wehrwasser“ heißen. Unterhalb der Mühle folgen die Fluren „auf'm Teich, auf'm Griend, auf'm Kegeldriesch und oben im Kirchthal“. Diese Grundstücke wurden 1854 teils als „Garten“, teils als „Hütung“, also wohl Weideland, bezeichnet. Im Bereich der Eschmarer Mühle liegen die Fluren „Zwischen dem Damm und dem Mühlengraben“, „In der Gesellschaft“ und „Auf der Enten“. Für das letzte Stück des Grabens bei Müllekov liegt nur die Bezeichnung „der Mühlengraben“ vor.

Lindlau bezeichnete 1928 den Graben als einen „künstlichen Wasserlauf II. Ordnung“. Er sei 6,4 Kilometer lang, hochwasserfrei und führe in den Sommermonaten etwa 1,2 bis 1,5 Kubikmeter Wasser in der Sekunde.

### Der „Aggerdeich“

Kurz vor der Mündung der Agger in die Sieg wird das Wasser durch einen mächtigen Damm gestaut. Ein großer Teil des Aggerwassers, im Sommer fast das gesamte Wasser, fließt seitlich durch ein regulierbares Schütz in den Graben. Die Pflege und Instandsetzung des „Wehres“ und des Einlaßschützes obliegt dem jeweiligen Eigentümer des Mühlengrabens, dem auch lange Zeit die Fischerei im Aggerteich ausschließlich zustand.

1824 wurde die „Aggerdeichfischerei in der Agger und in den Spichen auf Lebenstag an Heinrich Werner für jährlich 22 Taler und 6 Groschen“ verpachtet. Verpächter war bis dahin der Fiskus, von jetzt ab aber der neue Eigentümer der Sieglarer Mühle, Windgassen. Er mußte auch einen Aufseher für den Aggerdeich und den Mühlengraben anstellen. Der spätere Besitzer Langen hielt es genau so. Als er 1854 die Sieglarer Mühle an Bouserath verkaufte, behielt er sich die Fischerei im Aggerdeich ausdrücklich selbst vor. Über die Unterhaltung des Einlaßschützes bestimmte dieser Kaufvertrag: „An dem Aggerwehre sowie dem dazu gehörigen Schützenwerk sind die genannten Mühlen [Eschmar und Sieglar] zusammengenommen mit acht Siebzehntel ( $\frac{8}{17}$ ) beteiligt, während der Be-

sitzer der Friedrich-Wilhelms-Hütte daran mit neun Siebzehntel ( $\frac{9}{17}$ ) beteiligt ist.“ Als 1868 Eschmarer und Sieglarer Mühle geteilt wurden, übernahm jede Mühle die Hälfte des bisherigen Anteils an den Kosten, also je  $\frac{4}{17}$ .

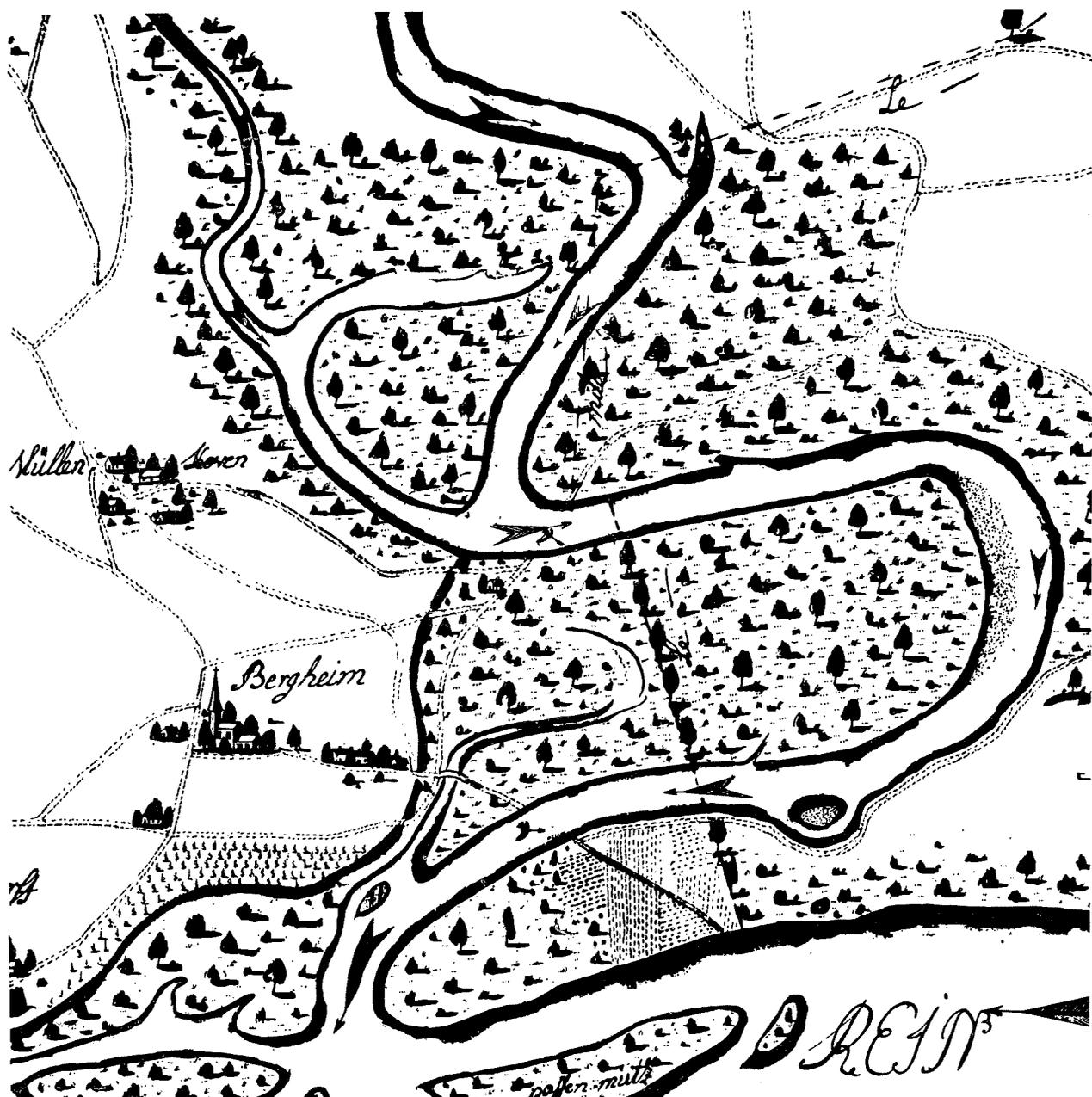
Auch heute noch sind die beiden Mühlen zusammen mit den Mannstaedtwerken Miteigentümer des Wehres. 1931 wurde über die Handhabung des Wassereinlasses in den Mühlengraben bestimmt, daß die Schleuse bei Überschwemmungen zu schließen sei, weil gleichzeitig auch die durch den Siegdamm führende Schleuse bei Müllekov gesperrt werden mußte, damit das Hochwasser von Rhein und Sieg nicht in die Niederung eindrang. Außerdem war am Wehr ein Pegel anzubringen, an dem die Normalhöhe des Wassers, 54,40 N. N. abzulesen war.

Über die Fischerei am Aggerdeich bestimmte das Oberverwaltungsgericht in Berlin 1933, daß es den Mannstaedtwerken nicht „aufgegeben ist, zum Schutze der Fischerei, um das Aufsteigen der Fische über das Aggerwehr zu erleichtern, auf der unteren Wehrhälfte eine Holz- oder Betonrampe aufzubauen. Dagegen macht das Werk geltend, es habe bisher geduldet, daß die Fischereiberechtigten von sich aus während der Laichzeit der Fische eine solche Einrichtung auf dem Wehre angebracht hätten“. Das Werk brauchte also keine solche Rampe anzulegen, durfte aber auch nicht verbieten, daß die Fischer dies taten.

Allerdings scheint diese Fischschleuse in jüngster Zeit nicht mehr angebracht worden zu sein. Schon 1924 beklagte sich der Fischereipächter Otto Berbig in einem Zeitungsbeitrag: „Den Hauptschaden an der Aggerfischerei verbricht das große Wehr bei Aggerdeich und es ist nur verwunderlich, daß sich die Fischereibesitzer gefallen lassen, daß durch dieses Wehr der Fischwechsel vom Rhein und der Sieg nach der Agger absolut unterbrochen wird. Die Wanderfische laufen bis an dieses Wehr und treten dann wieder zurück, ohne die obere Agger erreichen zu können. Die Fische können dieses Wehr nicht mehr überschreiten. Es wäre hier so leicht, einen ganz natürlichen Fischaufstieg anzulegen, da das linke Ufer völlig wertloser Boden ist und mit sehr geringem Kostenaufwand hier ein Schlenke neben dem Ufer am Wehr errichtet werden könnte, die die Wanderfische gewiß annehmen würden, wenn sie natürlich ausgeführt, das heißt nicht mit Holzbauten versehen würde. Einfache Ablagerung von den Aufstieg ins Oberwasser erleichternden größeren Steinen, als Ruhepunkte für die Fische, genügt vollkommen, um hier Gelegenheit zum Aufstieg der Fische zu schaffen. Freilich müßten aber auch die in die Agger fließenden Abwässer unschädlich gemacht und für Anpflanzung geeigneter Wasserpflanzen gesorgt werden.“

### Die jährliche Reinigung des Grabens

In einem Kaufvertrag von 1854 zwischen dem Direktor Langen von der Friedrich-Wilhelms-Hütte und dem Sieglarer Müller Bouserath wurde auch der Mühlengraben aufgeteilt. Es hieß darüber: „Von dem



genannten Schütz [am Aggerdeich] abwärts bis an die sogenannte Kuhbrücke ist der Graben Eigentum des Hüttenbesitzers, indessen ist derselbe verpflichtet, das durch denselben fließende Wasser den unterhalb gelegenen Mühlen zufließen zu lassen. Von der Kuhbrücke abwärts bis zum Auslauf des Grabens in die Sieg, resp. in den Rhein [?] ist derselbe alleiniges Eigentum des Mühlensinhabers. Die Unterhaltung und Reinigung des Grabens hat ein jeder zu besorgen, so weit sein Eigentum reicht.“

Einmal im Jahr wurde das Schütz am sogenannten „Abzugskanal“ an der „Kuhbrücke“ auf der Hütte geschlossen und der ganze Graben „abgelassen“. Eine mit genügend Bier versorgte Arbeiterkolonne zog dann in hohen Gummistiefeln durch den nur mit

81

Mühlengraben und untere Sieg nach einer Zeichnung aus dem 18. Jahrhundert im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, mit den Dörfern „Müllenkoven“, Bergheim (mit der zutreffenden Zeichnung der alten, 1870 abgetragenen Kirche) und sich links bis Mondorf erstreckenden Weinbergen. Der Mühlengraben fließt ohne Deich und Schleuse in die Sieg. Diese wurde 1850/52 begradigt und machte die beiden Inseln „Pfaffenmütz“ unten zur Halbinsel (vgl. Abb. 82). Das Brückchen über das „Dischholz“ unterhalb von Bergheim ist wohl eine Verwechslung mit dem kaum auf der Zeichnung vermerkten „Bergheimer Fahr“.

Pfützen besetzten Graben und schaufelte dabei Schilf, Wasserpflanzen, allerhand Unrat und Schlamm auf die beiden Uferböschungen, die dadurch im Laufe der Jahrzehnte immer höher wurden und sich glän-

zend als Absprungbasis für die Kopfsprünge badender Knaben eigneten. Diese Reinigung des Grabens wurde traditionell um den St.-Peter- und Pauls-Tag vorgenommen, und der Gedanke liegt nahe, daß dabei auch der reiche Fischfang auf dem See Genezareth eine Rolle spielte, denn selbstverständlich wurde der Graben beim Ablassen des Wassers abgefischt.

1868 teilte Johann Bouserath den Mühlengraben unter seine Söhne auf. „Was nun die jährliche Reinigung des Mühlengrabens betrifft, so haben sich die Contrahenten jährlich darüber zu einigen, an welchem Tage der Mühlengraben trocken gelegt werden soll, damit alsdann die Reinigung desselben gründlich geschehen und die etwa nötigen Reparaturen in den Mühlen vorgenommen werden können. Das Ablassen des Wassers geschieht unterhalb der Friedrich-Wilhelms-Hütte durch den daselbst befindlichen Abzugskanal. Das Reinigen des Mühlengrabens von der Kuhbrücke abwärts bis unterhalb der Sieglarer Mühle am Hasengarten, wo der sogenannte Grüne Weg an den Mühlengraben kommt, haben die Eigentümer der Sieglarer Mühle, und von da ab bis unterhalb der Eschmarer Mühle so weit nötig, der Eigentümer der Eschmarer Mühle zu besorgen. Letzterer muß auch von dem angegebenen Punkte ab das Kraut im Graben alljährlich wenigstens zwei Mal schneiden und beseitigen lassen und dafür sorgen, daß der Mühlengraben durch Unreinigkeit der Sieglarer Mühle kein Stauwasser besorgt.“

1896 vertrat Braschos gegenüber der Kölner Regierung den Standpunkt, man brauche für den Mühlengraben keine eigene Polizeiordnung zu erlassen „mit Rücksicht auf die periodisch geschehene Reinigung desselben im Interesse der Eigentümer selbst und weil der Wasserabfluß andauernd geregelt ist“.

Erst 1919 hören wir wieder etwas von der Reinigung und Verunreinigung des Mühlengrabens, als sich nämlich die Mannstaedtwerke ihr Recht bestätigen lassen, dem Mühlengraben Wasser zu entnehmen und ihm Abwasser zuzuführen. Wenn auch nicht zum Betrieb eines Hochofengebläses, wie ursprünglich vorgesehen, so war doch der Graben als Wasserlieferant für das Werk wichtig geworden. Die Regierung schätzte den Wert dieser Nutznießung 1931 auf nicht weniger als 225 000 Mark. In diesem Jahr beantragte das Werk, das Recht auf Wasserabnahme auf die Dauer von fünfzig Jahren zu verlängern. Es sollte ihm auch weiterhin gestattet bleiben, bis zu sechs Kubikmeter Wasser pro Sekunde vom Aggerdeich in den Mühlengraben abzuleiten, an mehreren Stellen innerhalb des Werksgeländes mittels Pumpen insgesamt 39 Kubikmeter Wasser abzuschöpfen, die zu Kühlzwecken, zur „Gaswäsche“, für den Hochofen und zu „sonstigen Betriebszwecken“ benötigt wurden. Das dem Graben entnommene Kühlwasser, aber auch das Niederschlagswasser im Werksgelände war dann durch einen werkseigenen Kanal und durch die Kläranlage an der Mendener Brücke in die Sieg zu leiten.

Aber auch in den Mühlengraben durfte Abwasser geführt werden, welches als „Tageswasser, Kühlwasser der Walzwerksöfen sowie der Walzenstraßen, des Hochofens, mäßig erwärmt, und des Gießereikompressors“ bezeichnet wurde. Es handelte sich im Höchsthalle um 29 Kubikmeter pro Minute. „Weder in den Mühlengraben noch in die Sieg dürfen ungereinigte, ölhaltige oder gar mit Giftstoffen für die Fische beladene Abwässer eingeleitet werden. Die Einleitung in den Mühlengraben ist verboten, solange die Deichschleuse beim Sieglarer Deich geschlossen ist.“

Eine ganze Reihe Anlieger und Interessenten erhob gegen diesen Antrag Einspruch, von denen hier die wichtigsten aufgezählt werden: Die „Trockenwerke Sieglar GmbH“, der Sieglarer Müller Schlimgen und der Eschmarer Müller Bouserath, die Berghheimer Fischerbruderschaft und die Gemeinde Sieglar selbst. Zur Begründung gab der Ausschuß der Kölner Regierung an: „Die Mehrzahl der Widersprüche richtet sich gegen die Gefahr der Verunreinigung des Vorfluters, besonders auch hinsichtlich der Fischerei.“

Insbesondere der Sieglarer Mühlenbesitzer Schlimgen, der die Mühle wohl im ersten Weltkrieg von der Familie Bouserath erworben hatte, geriet mit den Mannstaedtwerken aneinander. Er forderte, daß die Fabrik „den Sieglarer Mühlengraben entweder selbst reinigen ließe oder für die Reinigung des Grabens bis zur Mühle des Schlimgen genügend Leute zur Verfügung stelle.“ Zu Anfang der Verhandlungen wurde das Werk sogar aufgefordert, sich an der Reinigung des Grabens bis zur Schleuse bei Müllekoven mit einem Drittel der Kosten zu beteiligen. Als Hüttendirektor Flender auf die Bestimmungen des Vertrages von 1854 verwies, entgegnete Schlimgen, „daß zur Zeit der Abfassung dieses Vertrages keine Schmutzwasser eingeführt worden seien, daß dieses aber heute infolge der Vergrößerung des Werkes der Fall sei. Er beantrage daher eine Begehung des Baches durch Sachverständige und weist ausdrücklich darauf hin, daß der Bach früher überhaupt nicht gereinigt worden sei.“ Das Letztere war allerdings nicht beweisbar. Die Werksvertreter betonten weiterhin, feste Stoffe würden dem Graben nicht zugeführt, es seien zwei Kläranlagen vorhanden. Der Hochofen stehe seit einiger Zeit still, aber auch, wenn er in Betrieb sei, könne eine Verschmutzung nicht erfolgen. „Allerdings müsse der Bach im Laufe der Jahre Schmutz mit sich führen. Der in dem Mühlengraben sich absetzende Schlamm werde zweifellos bei Hochwasser aus der Agger dem Mühlengraben zugeführt. Hieran trage das Werk keine Schuld.“ Es kam keine Einigung zustande und zuletzt – zwei Jahre später – entschied das preußische Oberverwaltungsgericht im Sinne der beiden Mühlenbesitzer Schlimgen und Bouserath: „Das Werk wird für verpflichtet erklärt, die Kosten für die Reinigung und Unterhaltung des Mühlgrabens von seinem Beginn an der Agger bis zur Grenze mit Sieglar ganz und von da ab bis zur

Deichschleuse zu einem Drittel zu tragen.“ Die privatrechtliche Vereinbarung von 1854 setzte das Gericht ausdrücklich außer Kraft.

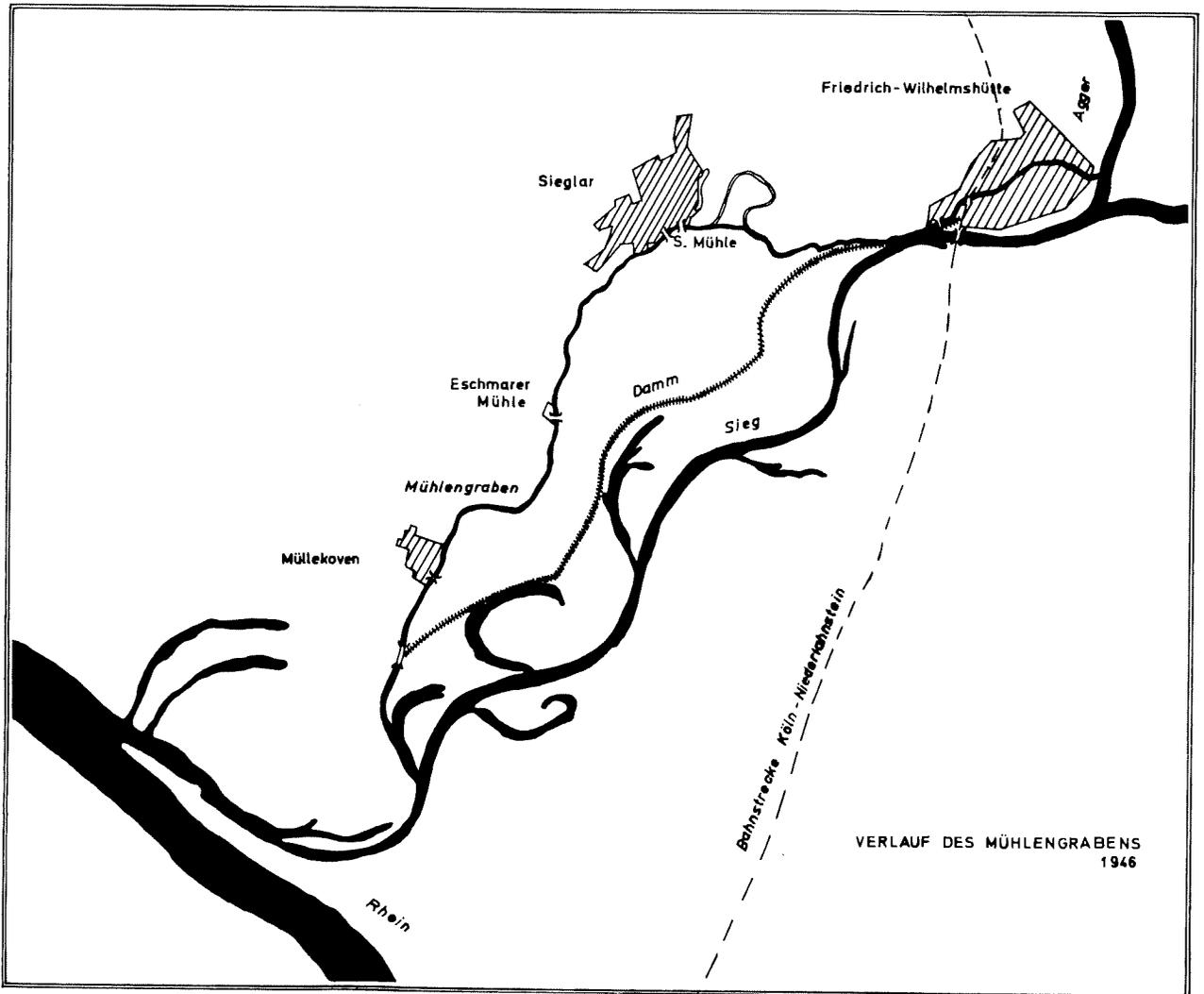
### **Abzugschleuse, Kuhbrücke und Schwarzer Damm**

An seinem Oberlauf, kurz vor seinem Eintritt in das Sieglarer Gemeindegebiet, weist der Mühlengraben eine Besonderheit auf, nämlich eine Vorrichtung, durch die das Wasser in die Sieg abgelassen werden kann. Durch dieses Schütz kann man den Mühlengraben von der Gemeidegrenze ab leerlaufen lassen, um ihn zu reinigen oder Reparaturen an den Mühlen vorzunehmen, während die Hütte oberhalb des Schützes in dieser Zeit nicht auf den Wasserdurchlauf zu verzichten braucht. Es ist also wohl von Direktor Langen oder gar schon von Windgassen angelegt worden. Darüber heißt es im Vertrag von 1854: „Unterhalb der Friedrich-Wilhelms-Hütte befindet sich zur Ableitung des überflüssigen Wassers ein Abzugskanal nach der Sieg. Dieser Abzugskanal darf aber erst dann von dem Hüttenbesitzer benutzt werden, wenn an dem Pegel, welcher an dem Schütz des genannten Kanals angebracht ist, das Wasser einen Stand von mindestens drei Fuß nachweist. Ein größeres Wasserquantum darf der Hüttenbesitzer in den Hauptgraben einfließen lassen, zieht er aber Wasser durch den Abzugskanal ab, während der Wasserstand an dem Pegel drei Fuß nicht erreicht, so hat er bei jedesmaliger Zuwiderhandlung zwei Taler an den Mühlenbesitzer zu zahlen. In der Regel soll alljährlich das Wasser einmal, und zwar während der Sommermonate, zur Reinigung des Mühlengrabens abgelassen werden. Es steht dem Hüttenbesitzer frei, dann das sämtliche Wasser durch den erwähnten Abzuggraben fließen zu lassen, so daß der Mühlenbesitzer seinen Wasserlauf reinigen kann, während der Graben über der Hütte gefüllt bleibt. Die Dauer des Abstechens soll in der Regel vierzehn Tage nicht übersteigen.“

Außerdem enthielt der Vertrag eine Klausel über die kurze Strecke, wo sich Sieg und Mühlengraben sehr nahe kommen und auf etwa dreihundert Metern nebeneinander herfließen. An dieser Stelle war beim Verkauf der Mühle der die beiden Wasserläufe trennende Damm beschädigt und Langen verpflichtete sich, das vom Wasser angenagte Siegufer durch Faschinen zu befestigen. Die dazu erforderlichen Weiden entnahm er einer Pflanzung am Mühlengraben, welche Langen selbst „unterhalb der Kuhbrücke“ angelegt hatte. „Später ist die etwaige Unterhaltung des Siegufers, insoweit solches das Wassereigentum des Mühlenbesitzers interessiert oder berührt, dessen Sache“. 1914/15 wurde im Zuge der Dammbauarbeiten am Abzugskanal ein neues Schütz von einer Firma aus Kleve angebracht. Der Bergheimer Unternehmer Reinhold Schell führte die erforderlichen Betonarbeiten aus. Das Schütz mußte nach dem Deichbegang von 1920 neu angestrichen werden. Außerdem mußte um diese Zeit zusätzlich vorne an der Sieg „ein Absperrschieber gegen Eintritt des Sieghochwassers in den Kanal“ angebracht werden. Der Kanal konnte

also von jetzt an an beiden Enden abgesperrt werden. 1931 gab es Auseinandersetzungen zwischen dem Werk und der Gemeinde Sieglar über die Benutzung dieser Abzugsschleuse bei Hochwasser, die zuletzt vom preußischen Oberverwaltungsgericht in Berlin entschieden wurden. Bei Hochwasser mußte die Müllekover Deichschleuse geschlossen werden. In diesem Fall mußte das Werk das Mühlengrabenwasser durch die Schleuse in die Sieg ablassen. Es machte aber geltend, „daß die Abschlagsschleuse sich im Untergraben des Werkes befinde und der Wasserstand des Mühlgrabens hier tiefer liege als der Hochwasserspiegel der Sieg. Ein Öffnen der Schleuse würde also nicht zur Folge haben, daß das Wasser des Mühlgrabens in die Sieg fließe, sondern umgekehrt, daß das Hochwasser der Sieg in den Mühlgraben einströme und weiter unterhalb die eingedeichte Niederung von Sieglar und Müllekoven überflute. Die Abschlagsschleuse sei Eigentum des Deichverbandes, von diesem gebaut, werde von ihm unterhalten, gewartet und unter Verschuß gehalten, weil ein etwaiges Öffnen der Schleuse bei Hochwasser die schlimmsten Folgen für Sieglar und Müllekoven haben würde. Der Zweck der Schleuse sei lediglich der, im Sommer bei niedrigem Wasserstande der Sieg das Wasser des Mühlgrabens zum Zwecke der Reinigung seines Unterlaufs vorübergehend ablassen zu können“. Die Juristen des Oberverwaltungsgerichtes nahmen sich den alten Vertrag von 1854 vor und legten ihn wörtlich aus. Im Vertrag stand, das Wasser solle „an“ der Schleuse und nicht „durch“ die Schleuse in die Sieg geleitet werden. Also folgerten die Richter messerscharf: „Damit soll gesagt sein, daß sie das Mühlgrabenwasser an der genannten Stelle in die Sieg herüberpumpen, aber nicht etwa, daß sie es durch Öffnen der Schleuse aus dem Mühlgraben entfernen solle.“ Das Werk mußte sich damit zufrieden geben. Allerdings ist kein Pumpwerk errichtet worden.

Der schmale Deich an der Mendener Kuhbrücke, die unterhalb der Eisenbahnbrücke über den Mühlengraben führte, war wahrscheinlich die vom Hochwasser am meisten gefährdete Stelle der gesamten Dammschleife von der Agger- bis zur Siegmündung. Vor 1887 war schon diese uralte Brücke wegen Altersschwäche beseitigt worden. Die Gemeinderäte von Eschmar und Sieglar nahmen dazu in einer gemeinsamen Sitzung Stellung: „Bei der heutigen Gelegenheit kam auch die seit einigen Jahren beseitigte sogenannte Kuhbrücke, welche unterhalb der Hütte über den Mühlengraben und zum Zwecke der Besserung der Kommunikation zwischen Sieglar und Menden seit undenklicher Zeit errichtet ist, zur Sprache und stellte der Gemeinderat von Sieglar den Antrag auf deren Wiederherstellung von Seiten der dazu verpflichteten Gemeinde Niedermenden.“ Menden dachte aber nicht daran, die Brücke wiederherzustellen. Die Besitzverhältnisse und Unterhaltungspflichten an Brücke und „Schwarzem Deich“ waren sehr kompliziert. Der Damm schützte zwar in erster Linie die



82

Sieglarer Feldflur, lag jedoch auf dem Gebiet der Gemeinde Niedermenden. Die Eisenbahn hatte beim Bau der Brücke den Deich teilweise verlegt und sich an den Baukosten auch später noch beteiligt. Zudem hatten auch die Mannstaedtwerke Interesse an diesem Damm, durch den ihr Abzuggraben in die Sieg führte. Schließlich waren auch die Besitzer der Sieglarer und Eschmarer Mühle, zu dieser Zeit die Gebrüder Bouserath, am Dammbau beteiligt.

Der Mühlengraben fließt hier auf etwa dreihundert Metern unmittelbar neben der Sieg her. Brach der schmale, dazwischen liegende Deich, so mußte der Mühlenbetrieb eingestellt werden. Die Mühlenbesitzer hatten also großes Interesse an der Instandhaltung dieses Dammes. Schon Johann Wilhelm Windgassen, der 1824 die Mühlen dem preußischen Staat abgekauft hatte, gab sich in einem Schreiben an die Gemeinde Sieglar 1841 als „Eigentümer des an der Kuhbrücke gelegenen Schutzdeiches aus und bittet den Bürgermeister Kerp wegen angeblicher Beschädigung des Mühlengrabendammes um Schutz“. Als Langen von der Friedrich-Wilhelms-Hütte Graben und

Die vom Mühlengraben berührten Dörfer Friedrich-Wilhelmshütte, Sieglar und Müllekoven. Der Mühlengraben beginnt am „Aggerdeich“, durchfließt das große Gelände der Mannstaedtwerke und nähert sich dann auf Steinwurfweite der Sieg. Oberhalb von Sieglar und unterhalb der Eschmarer Mühle wurde er in den dreißiger Jahren vom Reichsarbeitsdienst begradigt. Unterhalb von Müllekoven durchfließt er in einer Hochwasserschleuse den hier endenden und an der Eisenbahnbrücke bei der „Hütte“ beginnenden Siegdamm.

Mühlen übernahm, einigte er sich 1844 mit der Gemeinde „auf gemeinschaftliche Kosten einen Sicherheitsdamm anzulegen“. Langen erklärte wie folgt: 1. Auf meine Kosten lasse ich den Damm 200 Fuß lang oberhalb und unterhalb der Kuhbrücke so weit vollenden, wie es nötig erachtet wird. 2. Ew. Wohlgeboren [Bürgermeister Kerp] übernehmen die Ausführung des Dammes 200 Fuß lang unterhalb der Kuhbrücke bis an den bestehenden Damm.“ „Ob dieses Projekt zur Tatsache geworden ist“, schrieb fünfzig Jahre später Braschos dazu, „geht aus den Akten nicht hervor, jedoch soll die Friedrich-Wilhelms-Hütte den Damm oberhalb der Kuhbrücke errichtet haben“.

Im Kaufvertrag Langens mit Bouserath vom Jahre 1854 hatte dieser seine Unterhaltspflicht am Damm ausdrücklich anerkannt: „Später ist die ewige Unterhaltung des Siegufers, soweit solches das Wassereigentum des Mühlenbesitzers interessiert oder berührt, dessen Sache“, so hieß es in dem Vertrag. Zwar war dieser Kaufvertrag privatrechtlicher Natur. Trotzdem wurde von Seiten der Gemeinde, des Kreises, v. a. aber seitens der Gemeinde Menden immer wieder versucht, die Bouseraths zu einer alleinigen Instandhaltung des Dammes zu verpflichten.

Bei den Reparaturen von 1872 waren die Gebrüder Bouserath diese dauernde Belastung leid und setzten sich mit energischen Schreiben an die Regierung zur Wehr. Sie mußten sich jedoch sagen lassen, „daß Ihre Verbindlichkeit zur ungesäumten Wiederherstellung der Eindeichung des Sieglarer Mühlengrabens begründet ist. Es kommt gar nicht darauf an, zu welchem Zwecke diese Eindeichung ursprünglich gemacht ist, sondern allein darauf, daß sie tatsächlich besteht. Gerade der Umstand, daß die Unterhaltungspflicht streitig und nicht sofort aufzuklären ist, gibt uns die Befugnis und legt uns die Pflicht auf, denjenigen dazu anzuhalten, der erweislich bisher die Anlage unterhalten hat. Daß dies von Ihnen geschehen ist, haben Sie in Ihren früheren Schreiben ausdrücklich anerkannt und dieses Zugeständnis wird dadurch nicht entkräftet, daß die frühere Eisenbahngesellschaft einige bei Gelegenheit ihres Bahnbaus vorgekommene Beschädigungen wieder ausgebessert hat“. Nur ein Prozeß hätte die Gebrüder Bouserath nun noch von der Unterhaltspflicht entbinden können, zu dem sie sich allerdings nicht entschließen konnten. Dabei kam der Damm in erster Linie nicht ihnen als Mühlenbesitzer, sondern allen Sieglarer Grundeigentümern „des Überfeldes“ zugute. 1872 wurde der Deich auf ihre Kosten wieder hergestellt.

1879 waren wieder Reparaturen fällig und wieder brach ein langwieriger Streit aus. Immerhin einigte man sich darauf, daß die Gemeinden Menden und Sieglar ebenfalls je ein Drittel der Kosten übernehmen. Zehn Jahre später war der neue Bürgermeister Braschos so fair, dem Landrat folgendes zu schreiben: „Ich bemerke gehorsamst, daß ich es moralisch für meine Pflicht halte, daß auch die Gemeinde Sieglar einen Teil der entstehenden Kosten mitträgt, da auch diesseits viele ein Interesse an der Sache haben.“

1890 brach dieser Damm erneut, und zwar gleichzeitig an zwei Stellen. Der Oberdeichinspektor Graf aus Düsseldorf berichtet darüber am 16. Dezember 1890: „Das letzte Hochwasser hat an der unteren Sieg eine Höhe erreicht, welche den bisher angenommenen höchsten Hochwasserstand noch um vierzig bis siebenzig Zentimeter übertrifft. Infolgedessen wurden mehrer Deichstrecken überflutet und sind, da die landseitige Böschung für den Überlauf des Wassers nicht hergerichtet war, gebrochen. Meines Erachtens wird es nicht genügen, die Deichbrüche zu

schließen, sondern es wird eine Erhöhung und Verstärkung entsprechend dem jetzt bekannten höchsten Hochwasserstande erforderlich werden. Im einzelnen ist über den Stand der Hochwasserschäden folgendes zu berichten: Der Deich am Sieglarer Mühlengraben: Der aus der Agger abzweigende Mühlengraben ist unterhalb der Eisenbahnbrücke Troisdorf – Beuel auf mehrere Kilometer durch einen starken Damm gegen gewöhnliches Hochwasser der Sieg abgeschlossen. Der Deich ist von der Gemeinde Menden und dem Mühlenbesitzer zu Sieglar hergestellt. Bei dem letzten Hochwasser ist der Damm unterhalb der Bahn vierzig bis sechzig Zentimeter überströmt worden und an zwei Stellen gebrochen und auf etwa 150 Meter beschädigt worden. Besonders ungünstig für die obere Strecke dieses Deiches ist die Kiesablagerung, welche sich auf dem linken Ufer der Sieg unterhalb der Eisenbahnbrücke gebildet hat und durch welche der Stromangriff, namentlich bei mittlerem Hochwasser, unmittelbar auf den Deich gerichtet ist. Ohne gleichzeitige Regulierung der Sieg wird an dieser Stelle hinreichende Abhülle nicht geschaffen werden.“

Die Reparatur war mit 950 Mark veranschlagt. Sofort forderte Braschos seinen Mendener Kollegen, den Bürgermeister Heuser, auf, sich an den Wiederherstellungskosten zu beteiligen: „Die durch die jetzt eingetretenen Witterungsverhältnisse sehr zu vermutende Möglichkeit eines starken Eisganges auf der Sieg erheischt die vorläufige Wiederherstellung der Durchbrüche an der Kuhbrücke und wird nach meinem Dafürhalten eine solche durch Füllen der betreffenden Stellen mit Schlacken unverzüglich zu geschehen haben, um wenigstens die mit dem Siegstrom kommenden Eisschollen zurückzuhalten. Die Gebrüder Bouserath lehnen die Wiederherstellung der Schäden entschieden ab. Ich erachte es daher für meine Pflicht, hier Hand ans Werk zu legen und thätig einzutreten.“ Der Niedermendener Rat lehnte jedoch jede Beteiligung an den Kosten sofort ab. Die Bouseraths hatten also wieder einmal den Schwarzen Peter. Sie erhoben in Köln Einspruch, aber am 17. Februar 1891 entschied die Regierung, „daß die Gebrüder Mathias, Wilhelm und Peter Bouserath, alle Ackerer und Müller zu Sieglar“, interimistisch gehalten sind, den Längsdeich von der Kuhbrücke bis zu dem in der Mitte der Länge des Deiches stehenden Grenzsteine wiederherzustellen. Gründe: Die vorgenannten Gebrüder Bouserath bzw. ihre Rechtsvorgänger sind bereits 1872 als diejenigen, welche bis dahin die fragliche Eindeichung tatsächlich unterhalten hatten, verpflichtet erklärt worden. Wenn die Genannten vor dem Bürgermeister von Sieglar zur Entkräftung der oben angeführten Tatsache behaupten, daß auch die Gewerkschaft Friedrich-Wilhelms-Hüte, die Gemeinde Niedermenden und die Rheinische Eisenbahn sich bisher an der Unterhaltung des Deiches beteiligt hätten, so kann diese Einwendung nicht für zutreffend erachtet werden.“ Die Gebrüder Bouserath blieben jedoch bei ihrer Weigerung.

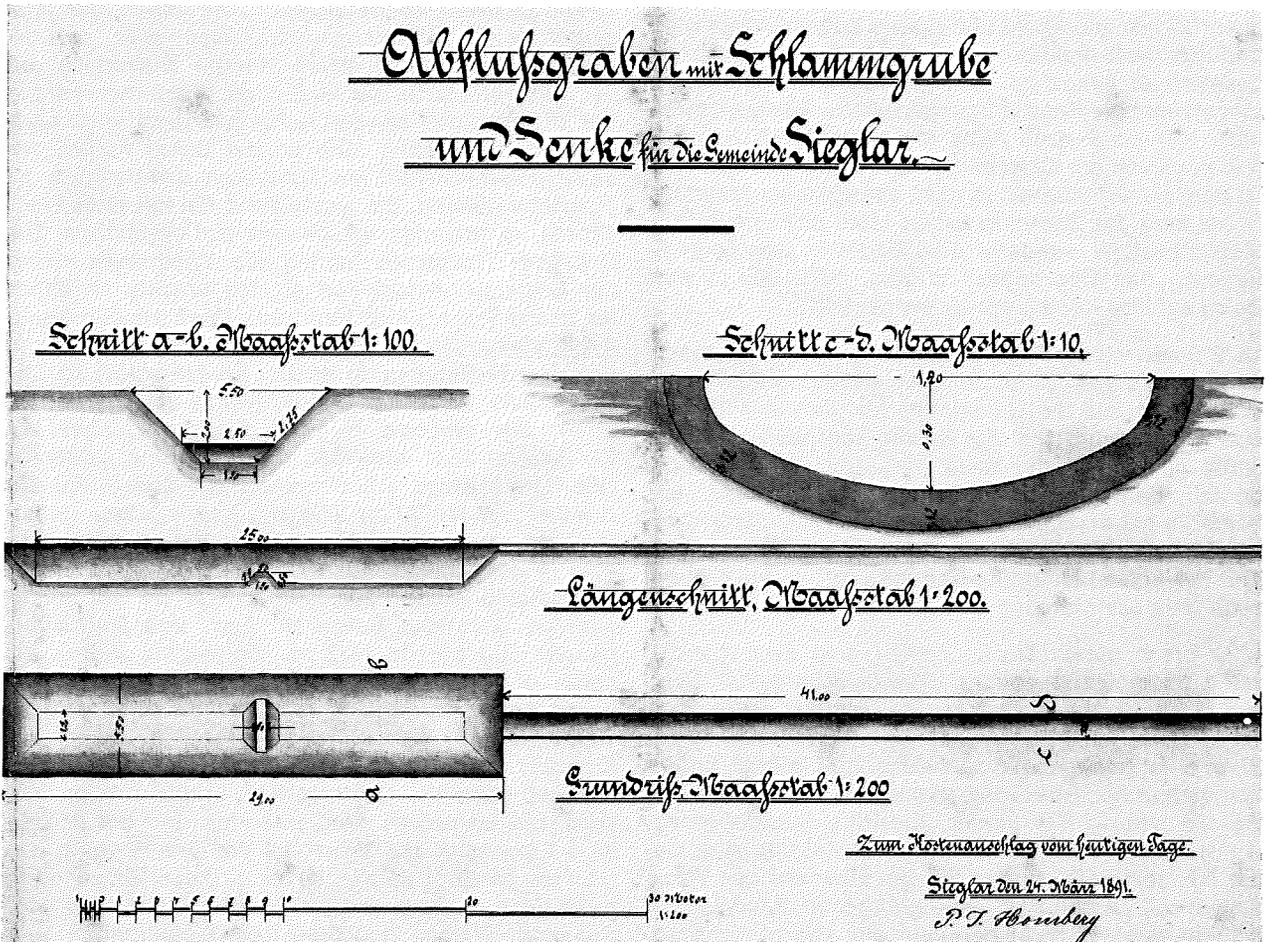
Braschos hätte gegen sie gerichtlich vorgehen können, aber wir sahen ja schon, daß er im Grunde den Mühlenbesitzern Recht gab. Ein halbes Jahr verging, ohne daß etwas geschah. Im September 1891 bekam Braschos aber Angst vor den Überschwemmungen des kommenden Winters und versuchte nunmehr, den Landrat zum Eingreifen zu veranlassen, „da eine Herbstüberschwemmung nicht ausgeschlossen ist und dadurch unabsehbare Schäden zu verzeichnen sein werden“. Im Oktober fand daraufhin eine Ortsbesichtigung aller Beteiligten statt und das Nächste, was wir danach hören, ist, daß Braschos die Mendener ein drittes Mal zur Mitbeteiligung aufforderte und im Falle einer erneuten Ablehnung mit der Klage bei Gericht drohte. Er hatte sich also inzwischen dem Standpunkt der Bouseraths angeschlossen. Um aber überhaupt etwas zu tun, einigte er sich mit den Mül- lern, daß die Gemeinde Sieglar vorerst zwei Drittel und die Gebrüder Bouserath ein Drittel der Kosten übernahmen. Es wurden nur provisorisch die Durch- brüche geschlossen. An Kosten entstanden nur 250 Mark, aber es ging in diesem Streit ja nicht nur um die augenblickliche Reparatur, sondern um die Pflicht, auch in Zukunft für den Damm aufzukommen. Der Mendener Rat ließ sich auch durch die Prozeßan- drohung nicht einschüchtern und auch die ebenfalls

um einen Zuschuß angegangene Eisenbahn lehnte ab, „da“, wie sie gegenüber Braschoß betonte, „durch die nahezu rechtwinklige Lage der Brücke zum rechts- seitigen Schutzdeich eine nachteilige Ablenkung des Hochwasserstaues auf das rechte Flußufer nicht her- vorgerufen werden könne. Im Gegenteil hat die mit der Brücke gleichzeitig ausgeführte Grundlegung des Flußlaufes die Wirkung des Hochwassers auf den Schutzdeich nur abschwächen können“.

Die Sieglarer flickten und bezahlten den Damm also allein. Er war im November 1891 fertiggestellt. Aus dem Kostenanschlag entnehmen wir über diese Ar- beiten folgende Angaben: Der Damm von der Eisen- bahnbrücke bis zur Kuhbrücke wird als der „Sieglarer Mühlengrabendeich“ bezeichnet. „Der beträchtliche Schaden ist hauptsächlich durch die Anstauung der Wassermassen im unterhalb der Eisenbahnbrücke sich sehr verengenden und im scharfen Bogen nach links wendenden Siegbett erfolgt.“ Die Bruchstellen wurden mit 575 cbm Erde ausgefüllt und mit 1000 Quadratmetern Rasenplacken abgedeckt. Der Mülle-

83

Wohl die erste Sieglarer Kanalisation, aus dem Jahre 1891, die wahrscheinlich mit der Sieglarer „Grehndskuhl“ in Ver- bindung stand.



kovener Wilhelm Zündorf führte als Unternehmer die Arbeiten aus. Heinrich Schleifer aus Sieglar war bei ihm als „Handarbeiter“ tätig. Die Sieglarer Kirsch und Johann Weidemann erhielten für „Schuttfahren“ zusammen 35 Mark. Außerdem wurde die Kiesbank, die sich auf der linken Seite der Sieg gebildet hatte und die die Strömung der Sieg genau auf den Damm leitete, beseitigt.

Als alles fertig war, traf eine neue Entscheidung der Kölner Regierung ein. Ein Prozeß Sieglars gegen Menden wurde nicht genehmigt. Stattdessen hieß es nunmehr: „Die Kosten müssen von den Interessenten der geschützten Grundstücke bzw. den betreffenden Gemeinden aufgebracht werden, und zwar werden die Gebrüder Bouserath im Hinblick auf ihr ganz hervorragendes Interesse und die bisher auch von ihnen getragene Unterhaltungslast sich nicht wohl weigern können, etwas mehr als das von ihnen zugesagte und geleistete Drittel, nämlich gleich der Gemeinde Sieglar je zwei Fünftel der Kosten zu tragen. Die Gemeinde Menden wird aber ein Fünftel zu übernehmen haben.“

Die Bouseraths ließen sich aber nicht überreden, einen höheren Anteil zu bezahlen, sondern machten ihrem angestauten Ärger in einem Schreiben an Braschos Luft: „Der Beitrag, den wir, um die Instandsetzung des Dammes endlich herbeizuführen, angeboten haben, ist für uns vollauf genug und wir finden nicht, daß wir ein so hervorragendes Interesse an dem Damm haben, ob in Ordnung oder vom Wasser abgespült, wie die Gemeinden Sieglar, Menden und Eschmar, denen dadurch zirka 2000 Morgen Ackerland und einige zwanzig Häuser unter Wasser gesetzt werden. Wir sind keinesfalls schuld daran, daß durch die verkehrte Anlage der Eisenbahnbrücke diese Stelle am Damm, die früher nie Schaden erlitt, jetzt immerwährend durchbricht. Wir haben uns immer gegen diese nach unserer Ansicht ungerechten Anforderungen gewehrt und bitten uns fernerhin in Ruhe zu lassen mit diesen Dammgeschichten.“

Auch Menden dachte nicht daran, ein Fünftel der Kosten aufzubringen, nannte aber in einem Schreiben an Braschos wenigstens Gründe: „Der Gemeinderat von Menden verbleibt bei seiner ablehnenden Haltung, indem er hervorhebt, daß die Deichbauten in der Gemeinde Niedermenden nicht von der Gemeinde, sondern von den Interessenten erfolgen.“ Da der Damm inzwischen längst repariert war, wollte Braschos in einem Schreiben an den Landrat „die Angelegenheit auf gutem Wege geregelt sehen und die geschehene Wiederherstellung des Deichbruches für jetzt nicht weiter zur Sprache bringen und diese als erledigt betrachten. Eine Gefahr für den Deich liegt nicht mehr vor“. Abschließend konnte er sich jedoch nicht enthalten, doch der Eisenbahnverwaltung einen Vorwurf zu machen: „Es ist, wie ich wiederholend zu bemerken mir gehorsamst erlaube, Tatsache, daß nur durch die Anlage der Eisenbahnbrücke der Schutzdeich stark in Gefahr gebracht worden ist.“

Bürgermeister Braschos hat sich bei der Instandsetzung des Deiches Verdienste erworben und hielt gerade auf diese schwache Stelle im Siegdeich auch in Zukunft ein waches Auge.

Bei der Hochflut vom 4./5. Februar 1909 brach der Deich an dieser immer gefährdeten Stelle an mehreren Stellen auf eine Länge von sechzig Metern. Der Rest wurde vom Wasser überflutet, ohne jedoch zu brechen. Wieder setzte bei der Instandsetzung die Debatte darüber ein, wer für diesen Deich zuständig sei.

Zunächst wurde jedoch der Bergheimer „Siegbauunternehmer“ Peter Engels mit der Instandsetzung beauftragt. Die Bruchstellen wurden aufgefüllt, die Deichkrone wieder auf 1,20 m Breite gebracht und die Böschung zur Sieg mit einer Pflasterung aus Hochofenschlacke versehen. Diese Schlacke wurde mit Nachen vom Schlackenbergr der Hütte angefahren. Zunächst stellte das Werk das Material unentgeltlich zur Verfügung, später mußte jedoch eine Mark pro Kubikmeter gezahlt werden.

Lindlau hätte auch gern von Troisdorf und Menden einen Zuschuß zu den Kosten erhalten, aber Bürgermeister Klev bezweifelte in einem Antwortschreiben, „ob durch den Schutzdamm die Gemeinde Troisdorf in irgend einer Weise überhaupt geschützt wird“, und Menden betonte sofort wieder, „daß die Gemeinde an der Herstellung des fraglichen Dammes absolut kein Interesse hat“. Sieglar zahlte wieder einmal allein, doch gab sich Lindlau nicht so schnell geschlagen wie Bürgermeister Braschos zwanzig Jahre früher. Er betrieb zu der Zeit die Bildung eines Deichbauverbandes und erhob in der Frage der Finanzierung des „Schwarzen Dammes“ Einspruch in Berlin. Das Landwirtschaftsministerium entschied jedoch, daß Sieglar allein unterhaltspflichtig sei. Zur Begründung wurde gesagt, daß Sieglar 1891 den Damm auf eigene Kosten repariert und damit die Unterhaltspflicht anerkannt habe! „Im übrigen ist zu bemerken“, heißt es abschließend in dem Bescheid des Ministers, „daß durch den Deich fast ausschließlich Sieglarer Gelände geschützt wird“. Von einem Kostenanteil der Bouseraths wurde jetzt nicht mehr gesprochen. Als die Arbeiten abgenommen wurden, monierte der Sieglarer Rat, daß die Dammkrone nicht, wie vorgeschrieben, gewölbt, sondern hohl sei, so daß das Regenwasser nicht abfließen könne. Übrigens war die Dammkrone noch fünfzig Jahre später „hohl“, wie jeder bezeugen kann, der einmal nach anhaltendem Regen versucht hat, sich mit dem Fahrrad einen Weg zwischen den riesigen Pfützen auf dem Damm her zu suchen.

Lindlau empfand die geleistete Arbeit als provisorisch. „Der jetzige Zustand“, so schrieb er nach Fertigstellung dem Landrat, „ist indessen unhaltbar und es ist zu befürchten, daß die Sieg bei einer mäßigen Flut erneut den Damm durchbricht und üppige Felder in einer Größe von 500 Hektar gänzlich vernichtet. Die hiesige Bevölkerung ist deshalb mit Recht in einer

großen Aufregung angesichts der drohenden Gefahr. Bis heute haben meine Bitten noch kein Gehör gefunden und abgesehen davon, daß ich beständigen Angriffen aus dem Publikum ausgesetzt bin, muß ich in jeder Sitzung des hiesigen Gemeinderates hören, ob denn gar nichts zum Schutze des hiesigen Ortes geschehen könne. Tatsächlich sind die Befürchtungen gerechtfertigt und ich müßte alle Verantwortung von mir weisen, welche durch ein ferneres Verzögern der so notwendigen Arbeit entsteht. Heute ist der Ort Sieglar geradezu bedroht. Ich hoffe nicht, daß die regelmäßigen Herbstfluten der Sieg meine Befürchtungen bestätigen, aber wenn bis dahin nichts an dem Damme geschieht, sind die Folgen unausbleiblich.“

Es ist dabei allerdings zu berücksichtigen, daß Lindlau die Überschwemmung von 1909 als Argument benutzte, den großzügigen, hochwasserfreien Ausbau des Siegdammes auf seiner gesamten Länge von der Eisenbahnbrücke auf der Hütte bis zum Hochufer von Müllekoven und darüber hinaus bis zur Siegmündung zu betreiben. Seine fortgesetzten Bemühungen waren einige Jahre später, 1914, erfolgreich.

### Die Sieglarer Mühle <sup>1</sup>

Wie das gesamte Mühlengraben Gelände, so war auch die Sieglarer Mühle ursprünglich Eigentum der inzwischen säkularisierten Siegburger Abtei gewesen. Sie war dann an den Staat Preußen gekommen, der sie bald an die Familie Meis verpachtete. Die Witwe Peter Meis, von der wir zu Anfang der preußischen Zeit erstmals hören, zahlte an Pacht die für damalige Verhältnisse unglaublich hohe Summe von 463 Talern, 9 Silbergroschen und 5 Pfennigen. Das Mühlengeschäft muß also sehr einträglich gewesen sein. Aber am 10. April 1824 verkaufte der Staat die Sieglarer Mühle an den Geometer Windgassen, wenn auch die Familie Meis Pächterin blieb. Windgassen wollte am Sieglarer Mühlengraben eine Eisenschmelze errichten und die Mühle sollte ihm dazu die Energie liefern, insbesondere zum Betrieb eines Gebläses für den geplanten Hochofen. Dazu ist es freilich nicht gekommen, aber immerhin ist die Existenz der Sieglarer Mühle der Grund dafür gewesen, daß sich die heutigen Mannstaedtwerke in unserem Raum angesiedelt haben. Die Sieglarer Mühle ist also die Keimzelle der späteren „Schmelz“ und der heutigen Friedrich-Wilhelms-Hütte <sup>2</sup>.

Windgassens Blütenträume sind nie gereift. In den Dreißiger Jahren geriet er in finanzielle Schwierigkeiten. Er mußte in großem Umfange fremdes Geld aufnehmen und 1843 wurde das Werk und damit auch der Mühlengraben versteigert.

Wahrscheinlich ist die Sieglarer Mühle bei dieser Gelegenheit in den Besitz des Peter Meis übergegangen. Jedenfalls verkaufte seine Witwe 1845 die Mühle und ihren Anteil am Mühlengraben an den neuen Leiter des Eisenwerkes auf der Friedrich-Wilhelms-Hütte, den Direktor und Kaufmann Johann Jacob Langen aus Köln.

Langen hatte bei dem Konkurs Windgassens vom Jahre 1843 bereits die Eschmarer Mühle erworben, ohne daß wir wissen, was der Industrielle mit den beiden Mühlen eigentlich vorhatte. Für die Zwecke der Eisenschmelze genügte das Stück Mühlengraben vom Aggerdeich bis zum Austritt des Grabens aus dem Werksgelände. Der Sohn Langens, der eigentliche Leiter der Fabrik, Emil Langen, wird dies auch bald eingesehen haben, denn 1854 verkaufte er beide Mühlen wieder und zwar an den wohlhabenden Sieglarer Gutsbesitzer Johann Bouserath.

Johann Bouserath hatte eine Schwäche für Mühlen. Er hatte seit langem die Eschmarer Mühle gepachtet. 1846 verhandelte er mit dem Besitzer der dem Sieglarer Raum nächstgelegenen Scheuermühle <sup>3</sup> bei Lind am Rande der Wahner Heide, dem Freiherrn von Eltz-Rübenach, und erreichte, daß sein Sohn Johann dort ebenfalls Pächter wurde. Drei Jahre später pachtete er von Langen auch die Sieglarer Mühle an, so daß er nunmehr drei große Mühlen in einer Hand vereinigt hatte. Die Konkurrenz um das Mahlgut der Dörfer im unteren Siebkreis war somit ausgeschaltet. Daß er sich selbst in der schlechten Zeit, um 1847, eines gewissen Wohlstandes erfreuen konnte, entnehmen wir einem Schreiben Kerps an den Landrat. Der Bürgermeister setzte sich dafür ein, daß die Gewerbetreibenden im selben Maße zu den Gemeindesteuern herangezogen würden wie die Landwirte. „Die Gewerbetreibenden sind ebenso gut Gemeindeglieder wie die Ackerleute, gewinnen <sup>4</sup> aber gewöhnlich mit gleichen Mitteln weit mehr als diese und müssen daher auch ebenso gut zu den Gemeindebedürfnissen beitragen wie auch diese, was sie aber nicht tun, wenn die Gewerbesteuer nicht mit herangezogen wird. In meinem Verwaltungsbezirk wohnt ein Pächter eines Ackergutes, welcher 77 Taler Steuern zahlt und ein Mühlenpächter, welcher ungefähr so viel Pacht gibt als auch dieser Ackerer, ein Beweis, daß er auch ebenso viel oder bei gegenwärtigen Verhältnissen noch mehr gewinnen wird als dieser und nur acht Taler Steuern zahlt.“

Der Müller braucht die Gemeindeglieder weit mehr als der Ackerer, verdirbt sie auch weit mehr als dieser, indem er sie bei jeder Witterung gebraucht. Der Müller schickt weit mehr Kinder zur Schule als der Ackerer und hat gleiche Rechte in der Gemeinde wie dieser, trägt zu den Gemeindebedürfnissen aber nur mit acht Talern bei, wohingegen der Ackerer 77 Taler bei-

<sup>1</sup> Die Eschmarer Mühle, über die sich bedeutend mehr archivalisches Material erhalten hat, soll in einem späteren Aufsatz eine eigene Würdigung erfahren.

<sup>2</sup> Auch diese „Vorgeschichte der Mannstaedtwerke“ wird später in einem eigenen Aufsatz behandelt. Vgl. dazu Wilhelm Repgen, Die Eisenschmelze Neuwindgassen bei Menden, in *Heimatblätter des Siebkreises*, Heft 62, 1951, S. 14–17, und Rolf Müller, Die Anfänge der heutigen Mannstaedt-Werke GmbH Troisdorf, ebda, Heft 64, 1952, S. 13–23.

<sup>3</sup> Vgl. Albert Schulte, Die Scheuermühle und die Bürgermeisterei Sieglar, in „Unser Porz“, Beiträge zur Geschichte von Amt und Stadt Porz, Heft 5, Teil 2, S. 144–148.

<sup>4</sup> = verdienen

tragen muß. Würde die Gemeindesteuer mit herangezogen, so trüge der Müller noch bei weitem nicht so viel bei als der Ackerer. Ähnliche Verhältnisse stellen sich fast bei allen Gewerbetreibenden heraus und wäre es daher nur recht und billig, daß die Gewerbesteuer mit zu den Gemeindebedürfnissen herangezogen würde.“ Kerp erreichte zwar nicht alles, aber Landrat und Regierung genehmigten immerhin, daß die Gewerbesteuer zumindest auf die Wegebaukosten umgelegt wurde.

Er hatte die guten Einnahmen Bouseraths richtig eingeschätzt. Dieser konnte bald daran denken, die beiden Mühlen am Mühlengraben nicht nur zu pachten, sondern käuflich zu erwerben. Die Kaufverhandlungen vom 2. Juni 1854, die vor dem Notar Wurzer in Siegburg geführt wurden, begannen nachmittags um drei Uhr und zogen sich bis nach acht Uhr hin. Verhandlungspartner waren Emil Langen für seine Eltern und der „Ackerer und Müller Johann Bouserath“. Er erwarb in diesem Vertrag: „1. die zu Sieglar gelegene große Fruchtmühle, 2. die daselbst gelegene kleinere Mühle.“ Leider ist das im Vertrag erwähnte Inventarverzeichnis nicht mehr erhalten, so daß uns Näheres über die Einrichtung der Mühle nicht bekannt wird. Es heißt über die Sieglarer Mühle nur: „Fruchtmühle mit zwei unterschlägigen Mahlgängen, einer Öl- und Gerstenmühle, unten in Stein, oben in Holz gebaut.“ Insgesamt mußte Johann Bouserath für den Mühlengraben, das „Wehrwasser“, die Sieglarer und die Eschmarer Mühle 24 000 Taler aufbringen, von denen 4000 Taler sofort zu entrichten waren. Der Rest wurde mit jährlich 2000 Talern „in der jeweiligen Wohnung des Verkäufers in gutem preußischen Gold oder grob geprägten Silbermünzsorten“ abgetragen. Bis zur völligen Tilgung seiner Schuld mußte Bouserath beide Mühlen „bei einer soliden Assekuranzgesellschaft zu einem angemessenen Wert“ versichern. „Zur mehreren Sicherheit des vorgedachten Kaufpreises stellt der Käufer die ihm eigentümlich zugehörigen, in der Gemeinde Sieglar gelegenen Grundstücke zum jederzeitig angreifbaren Unterpfande“. Der beigelegte Katastrerauszug der Bouserathschen Stücke umfaßt zehn Seiten mit 167 Grundstücken von insgesamt 12 Morgen Land. Das Verzeichnis ist deshalb so willkommen, weil es Flurnamen aufweist, die nirgendwo sonst schriftlich fixiert sind, und weil es die Struktur eines stattlichen Bauernhofes deutlich macht: Die Streulage der Grundstücke, die sich über die ganze Bürgermeisterei verteilen, und ihre geringe Größe. Übrigens weigerte sich Bouserath, seine Wohnhäuser im Sieglarer Oberdorf und an der Kirche als Sicherheit für Langen zu verpfänden.

Von 1854 bis 1868 waren die Eschmarer und Sieglarer Mühle in einer Hand, doch hat Johann Bouserath drei seiner Söhne als Müller ausgebildet. Die „kleinere Mühle“ von 1854 wurde abgerissen und stattdessen eine „Vorschußmühle nebst dabei stehenden Schuppen und Ställen“ errichtet“.

1868 teilte Johann Bouserath seinen Besitz unter seine vier Söhne Mathias, Wilhelm, Theodor und Peter auf, und zwar schloß er mit den Jungen, von denen drei als „Müller“, der vierte als „Landwirt“ bezeichnet werden, einen regelrechten Kaufvertrag ab. Demnach mußten die Kinder nach seinem oder dem Tod seiner Frau Anna Maria, geb. Hartmann, 15 000 Taler aufbringen und dem überlebenden Elternteil auszahlen, und konnten dafür sofort das Erbe antreten.

Zwei Jahre später, im Juni 1870, wurde ein neuer Erbvertrag geschlossen. Diesmal teilten die Eltern Bouserath ihren gesamten, also auch landwirtschaftlichen Besitz, in zehn etwa gleich große Lose auf und ließen ihre zehn Kinder diese Lose ziehen. Später kam es dann unter den Kindern durch Tausch und Verkauf zu Einzelvereinbarungen. So erwarb Theodor Bouserath die Eschmarer Mühle und der in Lohmar ansässig gewordene Johann Bouserath verkaufte seinen Anteil an seine Brüder Mathias und Wilhelm zu Sieglar.

„Damit zwischen den Besitzern der Sieglarer und dem Besitzer der Eschmarer Mühle beim Betreiben des Mühlengeschäftes keine Streitigkeiten durch Wegschnappen von Mahlgästen entstehen könnten“, bestimmte der Teilungsvertrag, „daß den Besitzern der Sieglarer Mühle das ausschließliche Recht zusteht, aus den Dörfern Sieglar, Groß- und Kleinkriegsdorf, Uckendorf, Ranzel, Libur, Wahn, Stockem, Haus Rott und Troisdorf das Mahlgut einsammeln zu lassen“. Regelmäßig fuhren also die Sieglarer „Mühlenskarren“ über Land, sammelten das Mahlgut ein oder stellten den einzelnen Bauernhöfen das Mehl zu. Die meisten Bauern werden dagegen ihr Korn selbst an der Mühle abgeliefert haben. Dabei wurde dann schon bei der Ablieferung des Kornes „gemoltert“, d. h. der Mühlknecht „maß“ das Korn mit einem Malter (platt = Molter“), also einem Hohlmaß, und ein Zehntel des Kornes verblieb als Mahllohn dem Müller. Das nannte man „moltern“ und darüber hat sich folgende verschmitzte Episode über den Müller Bouserath erhalten: Er traf seinen Mühlenskarren mit einem Bauern bei einem Schwatz an und zuguterletzt war allen unklar, ob man vorweg schon das Korn „gemessen“ hatte oder nicht. „Nun“, meinte der offenbar zupackend veranlagte Mühlenbesitzer zu seinem Knecht, „wenn Du noch nicht gemoltert hast, dann moltere noch einmal“, was dann vielleicht auch geschah. Wohl im ersten Weltkrieg ging die Mühle an die Familie Schlingen, in deren Besitz sie noch heute ist, über.

### Das „Wehrwasser“ an der Mühle

Wenige Meter oberhalb des Sieglarer Mühlenschützes wurde früher ein Teil des Mühlengrabenwassers seitlich durch ein schmales Bett abgeleitet und in einem natürlichen, unregelmäßigen Becken gestaut. Der Einlaß des Wassers konnte durch ein kleines Schütz reguliert werden. Es floß dann durch ein gußeisernes Rohr wieder in den Graben zurück. Der Stutzen dieses Rohrs ist heute noch sichtbar.

58  
 am Kaufmann H. Seydenhüter  
 Mühlgang d. Mühle für die 1857  
 Heinrich Seydenhüter Michael Bousserath  
 fünfzig  
 um fünfzig werden unter  
 fünfzehn Gemeinderath  
 v. Gellen Jansen Bousserath  
 Heinrich Kerp

84

Über das Sieglarer „Wehrwasser“ wurde eine eigene Notiz zu Papier gebracht.

Das „Wehrwasser“, also wohl „gestaute Wasser“ muß sehr alt gewesen sein, denn es wurde als Flurnamen bei der ersten Katasteraufnahme von 1823 übernommen. Wozu es eigentlich angelegt wurde, ist nicht recht ersichtlich. Die einleuchtendste Erklärung wäre, daß es ein Fischteich war. Der Teich war ja durch Ablassen des Wassers leicht trocken zu legen, so daß die Fische bequem entnommen werden konnten. Allerdings ist in späterer Zeit, an die sich alte Sieglarer noch erinnern, nur mit dem Netz und der „Bletz“, gefischt worden. Übrigens bildete das Wehrwasser keine zusammenhängende Wasserfläche. Es konnte dort auch an manchen Stellen gegrast werden. In alter Zeit haben sogar Eichen dort gestanden. Das ganze Gelände am Wehrwasser ging 1824 mit der Mühle in den Besitz des Geometers Windgassen über. Es wird im Vertrag „ein altes Spich (= Tümpel) von circa 1½ Morgen samt Fischerei in demselben“ genannt. Das Gelände war aber im ganzen über fünf Morgen groß und die Besitzverhältnisse waren bis in unsere Zeit unklar. Insbesondere handelte es sich um die Frage, ob das Wehrwasser zur Mühle gehöriges Privatland oder öffentliches Gemeindeland war. Über diese Frage sollte sich 1859 ein Streit entspinnen, der durch mehrere Gerichtsinstanzen ging und der sich über mehrere Jahre hinzog. Der damalige Bürgermeister Kerp war der Ansicht, daß der größere Teil des Wehrwassers gemeindeeigenes Land sei, während der nunmehrige Besitzer der Mühle, Johann Bousserath, behauptete, er habe das gesamte Wehrwasser 1854 zusammen mit der Mühle erworben. Tatsächlich heißt es in seinem mit Direktor Langen geschlossenen Vertrag darüber: „Der Herr Emil Langen verkauft und überträgt zum vollen und unwiderruflichen Eigentum an den dies annehmenden Johann Bousserath die Gerechtsame bezüglich des bei der Sieglarer Mühle gelegenen Wehrwassers“. Bousserath wird sich bei seiner Auseinandersetzung mit Kerp v. a. auf den Punkt 15 des Vertrages gestützt haben: „Sollte sich herausstellen, daß von den bezeichneten Immobilien die eine oder andere Parzelle nicht Eigentum der Verkäufer wären, so muß der Ankäufer solche ohne weitere Entschädigungsansprüche abtreten. Es

wird ihm dagegen die Zusicherung gemacht, daß, wenn sich Grundstücke vorfinden sollten, welche hier nicht verzeichnet sind, diese Grundstücke ohne weitere Erhöhung des Kaufpreises sein Eigentum werden sollen.“ In dem zum Vertrag gehörigen Katasterauszug erscheint das Wehrwasser nicht unter diesem Namen, sondern ist wahrscheinlich mit der Parzelle „Ober der Heckengass“ bezeichnet. Diese Heckengasse muß die heutige Mühlenstraße sein, die von der Larstraße bis zur Mühle führt. Das Gelände ist denn auch als „Fischteich“ deklariert und über dreieinhalb Morgen groß. Wie wenig genau damals Vermessungen sein konnten, zeigt sich daran, daß es im Verträge Windgassens vom Jahre 1824 mit anderthalb Morgen angegeben war. Kerp gab wenig später über fünf Morgen für das Wehrwasser an und Bousserath glaubte über sieben Morgen zu besitzen! An dieser Frage entstand der Streit. Die Akten sprechen für sich: Am 28. Oktober 1859 beriet der Sieglarer Gemeinderat „wegen des sogenannten Wehrwassers, welches nach Aussage älterer Leute Eigentum hiesiger Gemeinde sei und durch den Ackerer und Müller Johann Bousserath im Laufe dieses Jahres teilweise in Besitz genommen sei. Im Falle, daß mit Bousserath wegen des Wehrwassers eine Einigung nicht zustande kommt, so soll gegen denselben gerichtliche Klage geführt werden“. Diese Sitzung ist auch deshalb bemerkenswert, weil Johann Bousserath selbst im Gemeinderat saß. Der Streit mit Kerp muß im Sommer 1859 bereits ausgebrochen sein. Bousserath, der stets regelmäßig an allen Ratssitzungen teilgenommen hatte, blieb ab September 1859 den Sitzungen fern. Im Oktober, als der Punkt „Wehrwasser“ behandelt wurde, zog er es vor, „wegen Krankheit mit Entschuldigung abwesend zu sein“. Übrigens hatte er wenigstens einen Parteigänger im Rat, nämlich den Verordneten Heider. Dieser ließ sich auf der entscheidenden Sitzung „wegen einer Geschäftsreise“ entschuldigen. Beide Männer erschienen zwei Jahre lang nicht zu den Ratssitzungen! Bousserath gab also nicht nach, und am 25. 11. 1859 ließ sich Bürgermeister Kerp von der Regierung die Genehmigung erteilen, gegen ihn einen Prozeß anzustrengen. „Er hat“, so hieß es in Kerps Antrag, „im Laufe dieses Jahres einen Theil des sogenannten Wehrwassers, haltend 5 Morgen, 157 Ruthen und 46 Fuss umgeackert. Das Wehrwasser ist von Alters her Eigentum hiesiger Gemeinde gewesen und sind noch alte Leute hier vorhanden, die wissen, dass auf der streitigen Fläche Eichen und anderer Holzwuchs durch die Gemeinde verkauft worden sind. Auch ist diese Fläche bis jetzt noch von der Gemeinde benutzt worden. Früher bestand die Fläche in Wasser und ist der grössere Theil derselben nunmehr trocken, daher die Benennung ‚Wehrwasser‘ [?]. Der Gemeinderath hat beschlossen, daß die Sache im Wege des Prozesses geschlichtet werde.“

Kerp hatte vorher versucht, mit Bousserath zu einem Vergleich zu kommen, doch blieb letzterer dabei, daß er seinerzeit von Langen auch das Wehrwasser käuflich erworben habe. Zunächst fragte also Kerp bei

dem „Herrn General-Direktor Langen zu Friedrich-Wilhelms-Hütte“ an. Langen jun. reiste nach Köln, fragte seinen Vater und mußte Kerp mitteilen, daß seinerzeit alle Papiere an Bouserath übergeben worden seien, er also keine verbindliche Auskunft erteilen könne.

In Langens Vertrag mit Bouserath von 1854 steht dann auch: „Der Käufer bekennt, sämtliche Eigentumstitel der Verkäufer eingehändig erhalten zu haben.“

Im Januar 1860 erteilte daher der Regierungspräsident dem Bürgermeister die „Autorisation“, wegen theilweiser Umackerung des Wehrwassers bei dem Königlichen Friedensgerichte zu Siegburg Besitzstörungsklage anzustellen“. Durch den Siegburger Gerichtsvollzieher Breidbach ließ Kerp vier Sieglarer Zeugen laden. Es handelt sich meist um Frauen, denen also ein besseres Gedächtnis als ihren Ehemännern eigen war, und zwar die „Ehefrau Ackerer Wilhelm Züngen, Lucia, geb. Klein; die Ehefrau Ackerer Johann Peter Cremer, Catharina geb. Friederichs; die Ehefrau Ackerer Heinrich Schmitz, Elisabeth geb. Offermann, und Adolph Kelterbaum, sämtlich hier selbst wohnend“. In Siegburg war die Gemeinde erfolgreich, Bouserath wurde zur Herausgabe der strittigen Fläche und zur Bezahlung der Gerichtskosten verurteilt.

Wenn Kerp mit einer gewissen Genugtuung Ende Februar 1860 den Gerichtsvollzieher ersucht hatte, „das Urtheil dem Verurteilten zuzustellen und den darin enthaltenen Geldbetrag von demselben einzuziehen“, so mußte er im nächsten Monat feststellen, daß Bouserath gegen das Urteil Berufung beim Landgericht Bonn einlegte. Hier herrschte Anwaltszwang, so daß Kerp den Rechtsanwalt Justizrath Krupp aus der Bonner Wilhelmstraße beauftragte, „die Sache in die Hand zu nehmen und die Interessen der Gemeinde wahrzunehmen“. „Aber im Bonner Gericht arbeitete man sich nicht zu Tode. Durch den Sitzungsdienst durfte die häusliche Ordnung, v. a. die Tischzeit, nicht gestört werden<sup>5</sup>.“ Schließlich wurde Kerp aufgefordert, dem Gericht weitere Unterlagen vorzulegen und weitere Sieglarer Zeugen anzugeben. Insbesondere verlangten die Richter von Kerp, daß er eine Abschrift des Kaufvertrages Windgassens vom Jahre 1824 besorgte, die Kerp sofort bei der Kölner Regierung anforderte und erhielt. Die erste Verhandlung des Bonner Landgerichts vom 7. November war nämlich ergebnislos ausgegangen. Bouserath hatte als Zeugen den Bürgermeister von Oberzündorf, Johann Peter Bußbach, vernehmen lassen, ohne daß ersichtlich wäre, was Bußbach über die Sieglarer Verhältnisse wußte. Ferner wurde sogar ein Nachfahre Windgassens, der in Trier wohnhafte Katasterbeamte Wilhelm Windgassen, vernommen. Im Beisein Kerp und des Rechtsanwalts Krupp nahmen dann Anfang 1862 drei staatliche Geometer eine Ortsbesichtigung an der Sieglarer Mühle vor, und zwar aus folgendem Grunde: Während bisher die Fläche des Wehrwassers mit gut fünf Morgen angegeben war, lautete die Ver-

tragsabschrift, die Windgassen 1824 erhielt und dann an Langen weitergab, der sie wiederum Bouserath zukommen ließ, auf 7½ Morgen. Die im Vorjahr von Kerp in Köln angeforderte Abschrift des Vertrages von 1824 lautete aber nur auf 1½ Morgen! Daraufhin überzeugte sich das Gericht unter Mitwirkung von Sachverständigen persönlich von den Sieglarer Verhältnissen und forderte durch Kerp das Original des inzwischen fast vierzig Jahre zurückliegenden Vertrages an. Inzwischen hatte Kerp auch ausfindig gemacht, daß Peter Meis, der die Mühle vor dem Verkauf an Windgassen bis 1824 gepachtet hatte, nur 1½ Morgen Pachtland am Wehrwasser bearbeitet hatte. In der Verhandlung vom 20. 11. 1861 bestätigte dann auch das Landgericht das Urteil der ersten Instanz und auch die zweite Runde war an die Gemeinde gegangen.

Inzwischen forderte die Kölner Regierung die Rücksendung des Originalvertrages an, aber Kerp bat um Aufschub, da „die Gemeinde den fraglichen Vertrag noch wird gebrauchen müssen, weil Bouserath appellieren will“. Es scheint jedoch, daß das Gericht die Revision abgelehnt hat, denn mit dem acht Seiten langen Urteil des Bonner Landgerichts schließen die Akten ab. In der Verhandlung hatte Justizrath Krupp das Gericht darauf hingewiesen, daß in Bouseraths Vertragsabschnitt von 1824 das Areal des Wehrwassers mit 7½ Morgen angegeben sei, im Original jedoch nur 1½ Morgen seinerzeit an Windgassen verkauft worden seien. Das Gericht bemerkte dazu „In Erwägung, daß in der That schon der äußere Anblick – eine, wenn auch nicht absichtlich vorgenommene Alteration<sup>6</sup> sehr wahrscheinlich macht, die durch Vergleichung mit dem Regierungsduplikat, welches die Zahl 1½ enthält, vollends außer Zweifel gestellt wird, ist die Klage [des Bouserath] abzuweisen.“ Bouserath wurde in die Kosten verurteilt, durfte jedoch auch weiterhin die von der Gemeinde ja nicht bestrittene Fischerei ausüben.

Bouserath hat sicher guten Glaubens gehandelt, denn sonst hätte er kaum den Mut aufgebracht, auch noch das Appellationsgericht in Köln anzurufen. Wer für die Fälschung, die Änderung der Flächenangabe von 1½ in 7½ Morgen, verantwortlich war, ließ das Gericht ununtersucht. Es wäre ja auch nach Verlauf von etwa vierzig Jahren kaum noch feststellbar gewesen, wer damals die Raffinesse, Courage, die Geschicklichkeit, den passenden Federkiel und die passende Tinte zur Anbringung des kurzen waagerechten Striches hatte, der aus einer simplen 1 (die man damals ohne Aufstrich schrieb, wie heute noch in England) eine schöne 7 machte. Den ganzen Streit gab man nun in einem salomonischen Urteil als ein „Mißverständnis“ aus. Man hätte freilich auch, ohne einen Schuldigen zu finden, auf „Urkundenfälschung“ „arglistige Täuschung“ und vielleicht noch manches mehr erkennen können.

<sup>5</sup> vgl. F. Kaufmann, Aus rheinischen Jugendtagen. Bonn, 1903, S. 184.  
<sup>6</sup> wohlwollende Umschreibung für „handschriftliche Änderung des Dokumentes“.

Persönlicher Zwist, etwa zwischen Kerp und Bouserath, hat sich nicht als Folge des Prozesses entwickelt. Schon seit September 1861 nahmen Johann Bouserath und sein Freund Heider wieder regelmäßig an den Ratssitzungen teil.

Die Gemeinde hatte sich durch diese Prozesse folgende Rechte am Wehrwasser bestätigen lassen: „Auf dem strittigen Areal ihr Vieh zu hüten, Gras, Lehm, Kies und Schlammerte zu holen, Bäume und Sträucher zu pflanzen, zu behauen und abzumachen, auch zu beleihen und so oft als tunlich zu fischen. Die letzte Bestimmung wurde eingeschränkt nach dem ersten Prozeß. Es hieß jetzt nur noch, daß sich die Gemeinde „vorbehält, in den fraglichen Teichen mitzufischen“. Bouserath hatte nämlich beweisen können, daß der Mühlenbesitzer das Terrain seit wenigstens dreißig Jahren vor 1854 als Fischteich ausschließlich benutzt habe. Die für ihn vor Gericht aufgetretenen Zeugen hatten ausgesagt, daß die früheren Eigentümer der Mühle „das Wehrwasser mit Dämmen und mit eisernen Röhren versehen haben und von ihnen die Fischerei mit großem Nutzen stets ungestört darin ausgeübt worden ist“. Das Gericht hatte dann auch entschieden, daß Bouserath im wesentlichen das Teichgelände erhielt, während der Gemeinde die darumliegenden trockenen Grundstücke zugesprochen wurden. „Andererseits“, so hieß es nämlich im Urteil, „sind seitens der Gemeinde und deren Eingesessenen die Benutzung des im strittigen Teile des Wehrwassers wachsenden Holzes und Grases, der Kiesgruben und selbst teilweise Verpachtung und erhebliche Besitzhandlungen nachgewiesen“. Kerp hatte alle diese Rechte nur „in omnem eventum“ vor Gericht beantragt. Sie wurden auch nach gewonnenem Prozeß nie in diesem Umfang wirklich ausgenutzt. Wahrscheinlich ist das Gemeindeländ in der Folgezeit verpachtet worden.

Die genaue Begrenzung des Landes war aber immer noch nicht erfolgt. Es heißt im Urteil nur, daß das Land „ober der Heckengasse“ und „am Brückelchen“ gelegen sei und an Grundstücke der Pastorat und der Witwe Peter Josef Hagen grenze.

Noch im Jahre 1890 scheint man über die Besitzverhältnisse am Wehrwasser gestritten haben, denn um diese Zeit erst ließ sich der neue Bürgermeister Braschos durch Vermittlung des Justizrats Krupp eine beglaubigte Abschrift des Urteils von 1862 für die Gemeindeakten kommen. Krupp machte Braschos darauf aufmerksam, daß auch Bouserath das Urteil seit 1862 in Händen habe, und Braschos antwortete nur, „daß ich mit dem Inhalte des Urteils Bouserath gegen die Gemeinde Sieglar vorläufig nur bekannt werden möchte, später jedoch eventuell noch Gebrauch davon machen werde, weshalb es mir erwünscht wäre, dasselbe vollständig und beglaubigt zu erhalten“.

Und schließlich ist noch bei der Flurbereinigung der Fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts gerade um die Ländereien an der Mühle zwischen den Anrainern erbittert gerungen worden. Möglicherweise wäre da-

mals manches klarer geworden, hätte man die hier behandelten Verträge des Jahres 1854 gekannt.

Daß es sich bei dem Wehrwasser ursprünglich um eine zusätzliche Stauanlage handelte, die einen gleichmäßigen Zufluß auf das Mühlrad auch bei Niedrigwasser der Agger bezweckte, scheint noch aus einem Entscheid der Kölner Regierung von 1931 hervorzugehen. Hier wurde nach einem Rechtsstreit zwischen zahlreichen Interessenten am Mühlengraben und den Mannstaedtwerken entschieden: „Dem Antrag des Sieglarer Mühlenbesitzers Schlimgen, die Firma Mannstaedtwerke zu verpflichten, so viel Wasser im Bach zu belassen, daß sein eingetragenes Staurecht möglich bleibe, kann nicht entsprochen werden. Denn die Eintragung eines Staurechts im Wasserbuch umschließt nicht auch das Recht auf einen bestimmten Wasserzufluß. Dieses Recht mag Schlimgen zustehen, kann aber nur im ordentlichen Rechtswege durchgesetzt werden.“ Da das eigentliche Wehrwasser inzwischen ohnehin beseitigt war, wird Schlimgen auf einen Prozeß verzichtet haben. Heute erinnert nur noch der Straßename „Am Wehrwasser“ an diesen ebenso umstrittenen wie romantischen Streifen Wassers oder Landes, der sich entlang des Fußes der Niederterrasse erstreckte.

### Die Brücke über den Mühlengraben

Die einzige Brücke, die auf Sieglarer Gebiet über den Mühlengraben führt, befand sich seit je an der gleichen Stelle, wo sie heute noch steht. Sie stellte die Verbindung zum „Überfeld“, also den jenseits des Grabens gelegenen Ländereien, zur Sieg, zum Meindorfer Fahr und damit nach Vilich und Bonn und auch nach Siegburg her.

Bei der Bedeutung dieser Brücke nimmt es wunder, daß sie nur aus Holz war und daß sie nur von kleineren Fuhrwerken benutzt werden konnte. Sie war etwas seitlich des Weges angebracht, und zwar grabenabwärts an der Stelle, wo der Bach hinter dem „Mühlwasser“ wieder schmaler wurde. Man muß annehmen, daß die größeren Fuhrwerke bis zum Bau der Steinbrücke durch eine Furt den Graben durchquerten. Das sich heute noch sanft zum Grabenbett neigende Gelände zumindest auf der Dorfseite spräche dafür. Andererseits wurden die meisten Felderträge damals nicht auf Fuhrwerken sondern in „Bürden“ oder mit Schörreskarren heimgefahren. Ein Blick auf die Flurkarte zeigt die Verhältnisse des frühen 19. Jahrhundert: Die verlängerte Kirchgasse endete am Mühlengraben. Auf der anderen Seite liefen die heutige Brücken- und Hüttenstraße noch nicht an der Brücke zusammen, sondern endeten getrennt ebenfalls am Graben. Die Vermutung, daß die drei Straßen durch eine Furt miteinander verbunden waren, wird zur Gewißheit. Die Holzbrücke, die, wenn man dem Maßstab der Flurkarte glauben darf, immerhin 2,50 Meter breit war, lag einige Schritte seitlich der Wege.

1863 hören wir erstmals etwas von dem Bau einer Steinbrücke, und zwar auf Verlangen der Gemeinde

Meindorf hin. Das „Meindorfer Fahr“ über die Sieg sollte eine Schalde erhalten, die auch Fuhrwerke transportieren konnte. Diese konnten aber, so schrieb Bürgermeister Lichtenberg, die Sieglarer Brücke nicht benutzen. Er bezeichnete sie „in dem gegenwärtigen Zustande als ein Hindernis in der Belebung des Verkehrs zwischen Sieglar und Meindorf“.

Im Juni des nächsten Jahres hatte Bürgermeister Kerp bereits einen „Plan und Kostenanschlag über den Bau einer massiven Brücke über den Mühlengraben zu Sieglar“ in Händen. Der Siegburger Kommunalbaumeister Court hatte ihn angefertigt. „Der Eigentümer des Mühlengrabens, Ackerer und Müller Johann Bouserath hierselbst, hat gegen die Anlage der Brücke nichts einzuwenden“, teilte Kerp dem Landrat mit. Die Kölner Regierung genehmigte die „Fahrbrücke“ sofort, und die Arbeiten konnten am 22. Juli 1864 morgens um acht Uhr auf dem Sieglarer Bürgermeisterrat vergeben werden. Folgende Bedingungen hatte der Unternehmer zu beachten:

1. Die Baukosten der Brücke waren mit 630 Taler veranschlagt, die beiden Anfahrten durften 370 Taler kosten.
2. Der Unternehmer mußte den Weisungen des Kommunalbaumeisters, der die Bauaufsicht führte, Folge leisten.
3. Die Zahlung sollte sich nach dem Fortgang der Arbeiten richten, das letzte Drittel „bleibt bis zu deren Vollendung und Abnahme stehen“. Es war ursprünglich beabsichtigt, daß die Sieglarer selbst in Form von „Natruralleistungen“, also Hand- und Spanndiensten, die beiden Brückentrampen errichten sollten. Es scheint aber nicht dazu gekommen zu sein. Wir wissen auch nicht, welcher Unternehmer die Brücke gebaut hat, da keine Bauakten erhalten sind. Das Projekt ist nicht einmal im Gemeinderatsprotokoll erwähnt.

Die Brücke war bereits im Januar des Jahres 1865 fertiggestellt und hat genau achtzig Jahre lang ihren Dienst getan. In Ziegelstein gemauert, sah sie in ihrer Umgebung romantisch genug aus. Unter ihrem Gewölbebogen konnte man herrlichen Unsinn treiben und vor allem mit dem Taschentuch als Netz „Fippchen“ fangen. Hier machte man kurze Rast auf dem langen Fußweg zum Baden in der Sieg und hier trafen sich morgens etwa auch die Gymnasiasten, die über den Damm, die Hütte, „das“ Aggerdeich und den Siegburger Brückberg sommers zur Schule in Siegburg radelten.

Im Frühjahr 1945, als am Südufer der Sieg amerikanische Truppen standen und der ganze untere Siebkreis für vierzig Tage „Hauptkampflinie“ war, wurde die achtzig Jahre alte Brücke von einem deutschen Sprengkommando gegen den heftigen Protest der Sieglarer in die Luft gejagt. Dabei spielte auch ein gebürtiger Sieglarer, der „Ruht“, eine unrühmliche Rolle. Die gesprengte Brücke über den Mühlengraben hat aber den Vormarsch der Amerikaner, die ja bereits den Atlantik, den Englischen Kanal und den Rhein überwunden hatten, nicht aufhalten können. Sie kamen im April nicht etwa über den Mühlengra-

ben; sondern per Jeep von Troisdorf aus auf einer Landstraße erster Ordnung in das Dorf gefahren, ohne daß ein Schuß abgegeben wurde.

Die Mühlengrabenbrücke wurde zunächst als Notsteg und dann aus Holz wiedererrichtet und später durch das heutige Gebilde aus Beton und Stahl ersetzt, das es an Zweckmäßigkeit und Tragfestigkeit, nicht aber an Atmosphäre und Geschichtlichkeit, mit seiner Vorgängerin aufnehmen kann.

In den zwanziger Jahren war das Gelände um die Brücke für manche Anwohner eine bequem gelegene Müllkippe. Der Mühlenbesitzer protestierte heftig beim Bürgermeister, daß mehrere Kubikmeter Schlamm kurz nach der Reinigung des Grabens in diesen hineingeschwemmt wären. 1924 beklagte er sich wieder, daß an der Brücke eine regelrechte Stauung des Wassers durch den eingeschwemmten Müll eingetreten sei. Die Gemeinde sei „unzweifelhaft verpflichtet“, den Schutt zu entfernen. Lindlau wies die Polizei an, auf die Stelle ein Auge zu haben, behielt aber im übrigen die Ruhe: „Ich lehne dieses Ansinnen nunmehr endgültig ab und muß es Ihnen überlassen, die streitige Frage gerichtlich zum Austrag zu bringen.“ Die bald erfolgende Einführung einer Müllabfuhr im Dorf wird diesen Übelstand in Zukunft verhindert haben.

### Die Fischerei im Mühlengraben

Die Fischerei im Mühlengraben spielt in unserer Zeit keine große Rolle. Es konnte zwar gelegentlich gelingen, mit Hilfe einer „Blötz“, also dem Schöpfnetz, einen Fisch von der Eschmarer Brücke aus zu heben, doch ist die Gestalt des Anglers mit der Leine selten geworden. Noch 1928 glaubte sich jedoch ein Fischer aus Mülleken bei seinem Aalfang geschädigt. Der Wasserstand im Mühlengraben war in diesem heißen Sommer sehr niedrig gewesen, doch der Fischer glaubte, Bauarbeiten an einer neuen Brücke über den Mühlengraben am Aggerdeich seien für das Niedrigwasser verantwortlich. Als er sich beim Landrat beschwerte, reichte Bürgermeister Lindlau einen Bericht über die Fischerei im Mühlengraben ein. „Der Antrag“, so schrieb er, „ist unbegründet. Der niedrige Wasserstand ist auf die trockene Witterung in den letzten Monaten zurückzuführen. Selbst bei hohem Wasserstand und sogar bei Hochwasser mit starker Strömung ist das Aalvorkommen im Mühlengraben eine Seltenheit. Ein Aalvorkommen im Mühlengraben ist nur bei hohem Wasserstand mit starker Strömung zu verzeichnen. Von dem aus fünf Teilen bestehenden Fischereirecht im Mühlengraben besitzt der Gesuchsteller nur zwei. Von den übrigen Fischereiberechtigten sind bisher ähnliche Entschädigungsanträge nicht gestellt worden.“

Der Verfasser entsinnt sich jedoch, daß er in jungen Jahren beim Baden an der Eschmarer Mühle einmal Hunderte von kleinen Aalen beobachtete, die vergebens versuchten, die etwa fünfzig Zentimeter hohe Schütz seitlich des Mühlrades zu überwinden. Ein schön kolorierter Situationsplan der Eschmarer Mühle

aus dem Jahre 1774 weist auf der Siegseite des Mühlengrabens einen langgestreckten sogenannten „Krebsbach“ auf, der etwa an der heutigen Brücke begann, seitlich an der Mühle vorbeiführte und oberhalb des Mühlenwehrs wieder in den Graben mündete. Er war doch offenbar als Schleuse für aufsteigende Fische gedacht, wenn man auch nicht gerade an Krebse zu denken braucht.

1926 ließen sich die Müllekovener Mathias Kolf und Lambert Grommes, sowie der Sieglarer Wilhelm Schlingen ihre Anteile von einem Fünftel an der Fischerei im Mühlengraben in das Wasserbuch eintragen. Sie waren auch unter den Beschwerdeführern von 1931, die sich darüber beklagten, daß die Abwässer der Mannstaedtwerke den Fischaufwuchs im Mühlengraben zur Erliegen brächten. Direktor Kuttenkeuler behauptete jedoch, „daß der Fischreichtum und die Lebewesen im Mühlengraben sich nicht verringert hätten“. Nach einem Gutachten von 1927 war jedoch der Mühlengraben unterhalb des Werkes „als Fischwasser entwertet“. Schlingen warf ein, „daß der Graben heute voll Öl schwimme und für die Fischerei wertlos sei. Dieses sei eine Folge der Einleitung schädlicher Abwässer durch die Klöcknerwerke“. Immerhin konnte das Werk aus dem Vertrag von 1854 zitieren, daß mit dem Mühlengraben überhaupt keine Fischereigerechtheiten verbunden sei. Darauf hatten Schlingen und Kolf gerade gewartet. Sie bewiesen dem Direktor Kuttenkeuler triumphierend, daß sie ihre Fischereirechte von niemand anders als den Mannstaedtwerken selbst 1927 vertraglich erworben hätten. Kuttenkeuler konnte darauf nur kleinlaut sagen, diese Fischereiverträge könnten nur „in Unkenntnis der Rechtslage“ getätigt worden sein. Allerdings wurde die Frage der Fischerei im Mühlengraben nicht vor das Berliner Verwaltungsgericht gebracht. In der Jugendzeit unserer Väter, also vor dem ersten Weltkrieg, war etwa noch folgendes, meist mit einer späteren Tracht Prügel verbundene Spielchen beliebt: Der Eschmarer Mühlenknecht pflegte von der Mühlengrabenbrücke aus eine sogenannte „Bletz“, also ein einer langen Stange befestigtes, etwa quadratisches Netz auf dem Grabenboden auszulegen und dies, wenn immer es seine Zeit erlaubte, zu heben. Von seiner Arbeitsstätte, der Mühle, aus bis zur Brücke waren es aber hundert Meter zu laufen. Die Sieglarer Jungen machten sich nun einen Sport daraus, im Vorbeigehen schnell einmal das Netz zu heben und sich bei etwas Glück mit der zappelnden Beute davon zu machen, wobei sie der ohnmächtige Protest des Mühlenknechtes aus dem Fenster im zweiten Stock der Mühle in die Büsche „op der Ent“ verfolgte.

### **Der Mühlengraben im Leben des Dorfes**

Der Mühlengraben und seine unmittelbare Umgebung ist eng mit den anliegenden Dörfern verbunden. In der Sieglarer Gemarkung spielte er auch eine Rolle als Abgrenzung der vom Gemeinderat in den achtziger Jahren verpachteten Jagd. Für Feuerlösch-

zwecke kam er jedoch im 19. Jahrhundert nicht in Frage, weil er zu weit ab vom Dorf lag und mit den primitiven Feuerspritzen noch nicht der nötige Druck erzeugt werden konnte. Dagegen wurde er bedenkenlos als billiger Abfluß für Abwässer benutzt. Die Mannstaedtwerke entleeren Industrieabwässer in den Mühlengraben. Auch die Ölschicht, die manchmal auf dem Wasser schwimmt, wird aus dem Werk stammen. In Sieglar war der Schirmshof und mit ihm der alte Kindergarten mit einer direkten Abwasserleitung, die an der Mühlengrabenbrücke endete, mit dem Graben verbunden und ließen ihr kaum geklärtes Wasser in den Graben fließen.

Noch 1928 stellte Lindlau den Antrag, daß das Regenwasser des Marktplatzes in Sieglar, des Gebietes um den Betriebsbahnhof und die vorgeklärten Abwässer des Krankenhauses in den Mühlengraben als Vorfluter geleitet würden. Die „Teilkanalisation“ umfaßte die heutige Spicher Straße, Rathausstraße und den westlichen Markt. Die Rohre verliefen dann durch die Gartenstraße bis in die „Grehndskuhl“, einem übelriechenden Tümpel unterhalb der Häuser Schwick und Brück an der Larstraße, der heute aufgefüllt ist. Es handelte sich um ein ehemaliges Kiesloch, das die fast ungeklärten Abwässer des ganzen Unterdorfes aufnahm. Dazu kam jetzt noch Lindlaus erste Sieglarer Kanalisation mit den Abwässern, die ein Krankenhaus produziert. Der Bürgermeister machte der Aufsichtsbehörde, dem Siegburger Landrat etwas vor, wenn er in seinem Antrag schrieb, die Abwässer würden aus der „Grehndskuhl“ weiter in den Mühlengraben geleitet, denn zu dem Bau dieser nur etwa hundert Meter langen Leitung ist es nie gekommen, aber in Lindlaus Briefen machte sich die Angabe gut, „daß dem Mühlengraben, weil er tiefer als der Ort liegt, auch heute schon der größte Teil der Ortsabwasser auf natürlichem Wege zufließen muß“. Ein Unbekannter schrieb aber an den Rand mit Bleistift „nicht wahr! Höchstens  $\frac{1}{12}$  bis  $\frac{1}{10}$ “. Sauber war das Wasser des Mühlengrabens also in neuerer Zeit nie. Es konnte auch vorkommen, daß etwa an der Sieglarer Brücke Müll in den Graben geschüttet wurde. Trotzdem dürften die meisten Sieglarer und Eschmarer Kinder in ihm das Schwimmen erlernt haben. Die einzelnen Badestellen im Ortsbereich wurden von den Kindern nach Tiefe und Schwierigkeitsgrad eingestuft. An der Sieglarer Brücke war das Baden noch am einfachsten. Hier konnte man bequem den Graben durchqueren, auch wenn man noch nicht schwimmen konnte. An der „Scheppstadt“, etwa zweihundert Meter unterhalb, war es schon schwieriger. Am „Langen Kumpel“ auf Eschmar zu, kurz vor dem alten dicken „Mühlenbaum“ konnte man längere Strecken schwimmen. Außerdem wies diese Stelle ein gefürchtetes „Loch“ auf. Das früher dort in einer Biegung des Baches stehende Schilf machte das Baden noch abenteuerlicher. Scheppstadt und Langer Kumpel eigneten sich auch zur Anlage von „Sprungbrettern“ aus Lehm und Grasnarben. Zum Entsetzen der meist nicht schwimmkundigen Kriegsdorfer

Frauen, die auf den nahegelegenen Feldern „Knolle dönnten“ und am Wasser ihr Vesperbrot einnahmen, stürzten sich die Jungen mit Anlauf kopfüber ins Wasser und kamen trotzdem lebendig wieder raus. Außer dem Baden bot der Mühlengraben mit seiner Umgebung noch andere Freuden. Man konnte den Mühlenbaum vor der Eschmarer Mühle erklettern. Die über zweihundert Jahre alte Ulme neigt sich schräg über das Wasser und bot in ihrer Gabelung drei bis vier Jungen Platz zum Sitzen. Hier thronte man, vom Blätterwerk und Stamm verdeckt, über dem Wasser und hielt Kriegsrat. Gelegentlich wurde dann beschlossen, den zahlreichen benachbarten Obstgärten oder der Scheune und den weitläufigen Gebäuden der Eschmarer Mühle einen Besuch abzustatten. Manchmal ging es auch in das nahegelegene Wasserwerk von Sieglar, dessen dichtstehende Tannen Schutz vor Entdeckung boten. Wenn man sich flach auf den Bauch legte, konnte man unter den Zweigen die Füße der sich nähernden Aufsichtsperson sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Es soll vorgekommen sein, daß der Wasserwerksbeamte sich auf das in den Tannen stehende mit einem Herzen versehene Häuschen begab und plötzlich feststellen mußte, daß jemand von außen die „Schaaf“, den Riegel, vorschob, um dann mit lautem Siegesgeheul durch ein Loch im Zaun in Richtung Langer Kumpel zu verschwinden.

Auf der anderen Seite des Langen Kumpel befanden sich die Weiden des Schirmhofes. Hier konnte man gelegentlich Heldentaten verrichten, indem man versuchte, sich auf die dort grasenden Pferde zu schwingen. Die Pumpe auf dieser Weide konnte auch zu allerhand Unsinn betätigt werden. Mit dem damaligen Pächter Wellstein war nicht gut Kirschen essen. Die Jungenstreiche wurden jedoch auch manchmal dadurch gut gemacht, daß man ein Stück Vieh, das beim Saufen in den Mühlengraben geraten war, wieder hinauf auf die Weide trieb.

Die fruchtbaren Obstgärten der Umgebung machten das sommerliche Glück vollkommen. Dazu wuchsen am alten Damm und am Mühlenberg überall Brombeeren. Zur Erntezeit bauten sich die Jungen aus den Weizen- und Roggengarben der Bouserathschen Stücke Häuschen. Natürlich waren die Badenden für die Grundstücks- und Obstgartenbesitzer ein stetes Ärgernis, aber wenn es auch manchmal eine Tracht Prügel setzte, so kam man doch stets ohne Polizei aus.

Schließlich wurde auch an der Eschmarer Mühle gebadet, wenn der Mühlenbesitzer Theodor Bouserath einen nicht verjagte. Dem kleinen Wasserfall seitlich des Mühlrades Trotz zu bieten, gehörte zu den Besonderheiten dieser Badestelle. Ein Stück unterhalb der Eschmarer Brücke lag die „Eische Badstell“<sup>7</sup> und früher ein wildwachsendes Gebüsch „Op de Ent“. Hier konnte man seltene Blumen entdecken, z. B. „Schneeballen“, die die Kinder besonders vor den großen Prozessionen als „Gestreusel“ holten.

Eine Fahrt mit dem Paddelboot den Mühlengraben hinunter war ein besonderes Erlebnis. Hier konnte

man die dicksten, vom Ufer aus unzugänglichen „Brömelte“<sup>8</sup> und die schönsten gelben Wasserlilien pflücken. Übrigens traf man an sommerlichen Sonn- und Feiertagen zahlreiche Kölner Paddler auf dem Mühlengraben an. Sie trugen ihre Boote unterhalb der Friedrich-Wilhelms-Hütte, wo sich Sieg und Mühlengraben sehr nahe kommen, in den Graben und fuhren dann hinunter bis zur Mündung in die Sieg am Bergheimer Fahr. An der Sieglarer und Eschmarer Mühle mußten die Boote allerdings ein kurzes Stück über Land getragen werden.

Übrigens ist der Mühlengraben an verschiedenen Strecken, nämlich oberhalb der Sieglarer und unterhalb der Eschmarer Mühle, hier seinerzeit vom Reichsarbeitsdienst, begradigt worden.

Bis in die Fünfziger Jahre hinein dürften die meisten Sieglarer in diesem Graben das Schwimmen gelernt haben. Der Name „Scheppstadt“ unterhalb der Sieglarer Brücke wird darauf hinweisen, daß man hier früher, als das Wasser noch nicht durch Industrieabwässer verschmutzt war, Wasser entnommen oder einen öffentlichen Waschplatz eingerichtet hat. Die Anrainer, darunter zahlreiche Kleingärtner, bewässern in Trockenzeiten aus dem Graben ihre Felder. Noch heute treibt das Wasser zwei Mühlen. Im übrigen fließt es träge und in immer gleichem Wasserstand dahin wie seit Jahrhunderten, leider heute recht verschmutzt und oft mit einer unerquicklichen Ölschicht oben drauf.

Einer immer umweltbewußter werdenden Öffentlichkeit müßte es eigentlich möglich sein, zu erreichen, daß der Wasserlauf, den fast nirgendwo seitliche Fußwege begleiten, in eine großzügig konzipierte Park- und Erholungslandschaft eingebaut wird. Auch Sieglar könnte seinen „Grüngürtel“ bekommen. Sollten nicht die Stadtväter einem geschickten Landschaftsarchitekten die vorerst nur gutachtliche Planung eines solchen grünen Gürtels übertragen? Dieser könnte an den bereits vorhandenen Anlagen um das neue Rathaus seinen Anfang nehmen, dann den jetzt sehr stiefmütterlich behandelten alten Kirchhof um die Pfarrkirche St. Johannes einbeziehen und sich dann mit dem „Dreesch“ fortsetzen, den von schönen Fachwerkhäusern umgebenen Marktplatz, um dessen Verschönerung und organischere Einbeziehung in das Dorf sich auch noch nie jemand bemüht hat. Schließlich würde dieser Grüngürtel durch die Gartenstraße, am Mühlengraben und Mühlenberg vorbei zur Eschmarer Mühle und darüber hinaus zum Siegdamm und zur Sieg führen.

Mit ein paar Blumenkübeln und befestigten Wegen wäre dies freilich nicht zu machen. In unserem immer mehr eingeschränkten Lebensraum hat hier die Stadt ein Faustpfand in der Hand, dem man im Interesse aller eine optimale Nutzung wünschen möchte. „Unsere Stadt soll schöner werden“.

7 = Eschmarer Badeplatz.  
8 = Brombeeren.

76	Andreas 1	Johann Bouserath	Ackerer Müller	19	B.
77	Anna Maria	Bouserath geb. Hofmann Herbmann	Hofmann rath zii	39	B.
78	Johann	Bouserath	Hofmann Bouserath rath zii	24	B.
79	Katharina	Bouserath	Hofmann Bouserath zii	9	B.
80	Johann Joh.	Bouserath	Hofmann Bouserath zii. Mühlengraben	15	B.
81	Willeh.	Bouserath	Hofmann Bouserath rath zii	16	B.
82	Waffel	Bouserath	Hofmann Bouserath zii	13	B.
83	Georg	Bouserath	r <sup>e</sup>	10	B.
84	Wilhelm	Bouserath	r <sup>e</sup>	7	B.
85	Johann	Bouserath	r <sup>e</sup>	4	B.
86	Georg	Bouserath	r <sup>e</sup>	1	B.
87	Wilhelm	Müller	Bauer	33	B.
88	Joh. Waff.	Wickhauer	Waffel	30	B.
89	Georg	Tillenberg	Waffel	24	B.
90	Anna Cath.	Quadt	r <sup>e</sup>	17	B.

## Quellennachweis

An Archivalien wurden benutzt die Familienpapiere der Familie Bouserath, Fasz. I-VI, die Ratsprotokolle der ehemaligen Gemeinde Sieglar und aus dem Gemeindearchiv die vom Verfasser so bezeichneten Faszikel Sieg I, 1-8, II, 1, 18; VI, 33, 35, XVII, 54, XVIII, 1-25, 49-53, XIX, 1-58.

Verwaltung XII, 22, 38-47; Steuern VIII, 10-12; Budget II, 82.

Sieg XIII, 48-54, 63, 64, 121-124, 148-152, 156-161, 177, 186-188, 194, 195; XIV, 4-16, 18, 26-44; Steuern IV, 89-95, 100, 98, 103.

## 85

Der Haushalt des Ackerers und Müllers Johann Bouserath aus dem Sieglarer Oberdorf, Hausnummer 74, nach einem Sieglarer Einwohnerverzeichnis aus dem Jahre 1840, mit Ehefrau, zwei Töchtern und sieben Söhnen, die später alleamt „Ackerer und Mühlengesellen“ wurden, sowie zwei Mägden, einem „Knecht“ und einem „Mahlknecht“.

#### Wiederholt vorkommende Abkürzungen in den Troisdorfer Jahresheften

- Annalen — Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Köln
- Binterim und Mooren — Binterim und Mooren, Die alte und neue Erzdiözese Köln, Mainz, 1828, 4 Bde.
- Clemen/Renard — Clemen, Paul, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Bd. V Kunstdenkmäler des Siegkreises von Edm. Renard, Schwann, Düsseldorf, 1907
- Delvos — Delvos, Chr. Hub. Thaddäus, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg, Köln, 1896
- Dr. Alb. Mooren — Binterim und Mooren, Die Erzdiözese Köln, Düsseldorf 1892 u. 93, 2 Bde.
- Ennen, Köln — Ennen, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Köln, 1860–1879, 6 Bde.
- Ennen, Niederrhein — Ennen, Frankreich und der Niederrhein, Köln und Neuß, 1855 und 1856
- Fahne — Fahne, Geschichte der Kölnischen, Jülich'schen und Bergischen Geschlechter, Köln 1848
- Hamacher, Troisdorf — Hamacher, Troisdorf im Spiegel der Zeit, Siegburg, 1950
- HAK — Historisches Archiv der Stadt Köln
- HAEK — Historisches Archiv des Erzbistums Köln
- HbIS — Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises, Siegburg, seit 1925
- HStAD — Hauptstaatsarchiv Düsseldorf
- Künster/Schneider — Künster, K. und Schneider, S., Der Siegkreis, Bonn, 1959
- Lac I–IV — Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf, 1840–1858, 4 Bde.
- Lac Archiv — Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf, 1832–1870, 7 Bde.
- Maaßen, Königswinter — Maaßen, German Hubert Christian, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Königswinter, Köln, 1890
- Müller, Siegkreis — Müller, Aegidius, Siegburg und der Siegkreis, Siegburg, 1859, 2 Bde.
- Müller, Pfarreien — Müller, Rolf, Geschichte der Troisdorfer Pfarreien, Siegburg, 1969
- Müller, 1962 — Müller, Rolf, Troisdorf 1952–1962, Siegburg, 1962
- Olligs — Olligs, Heinrich, Lülsdorf am Rhein, Lülsdorf, 1952
- Pers A Brühl — Personenstandsarchiv Brühl
- Roggendorf, Siegburg — Roggendorf, Hermann Josef, Heimatbuch der Stadt Siegburg, Bd. I–III, 1964, 1967, 1971
- Rutt, Sieg und Rhein — Rutt, Th., Land an Sieg und Rhein, Bonn, 1960
- Schulte, Sieglar — Schulte, A., 150 Jahre Sieglarer Gemeindepolitik, Sieglar, 1964
- Schulte, Kirchen — Schulte, A., Kirchen und Schulen der Gemeinde Sieglar, 1968
- Schwaben — Schwaben, Geschichte der Stadt, Festung und Abtei Siegburg im Hzgt Berg, Köln 1826
- StAK — Staatsarchiv Koblenz
- Trippen — Trippen, Peter Paul, Heimatgeschichte von Troisdorf, Köln, 1940
- T JH — Troisdorfer Jahreshefte, Troisdorf, seit 1971
- Wisp., Urk. — Wisplinghoff, Erich, Urkunden und Quellen zur Geschichte der Stadt und Abtei Siegburg, 1964

